



ISBN 978-3-00-024880-1

Ohne Paul
Brigitte Burmeister



Brigitte Burmeister

Ohne Paul

Brigitte Burmeister
OHNE PAUL

Brigitte Burmeister Ohne Paul

OHNE PAUL

Roman

Brigitte Burmeister
Brigitte Burmeister
Ohne Paul

brigitte burmeister

BB

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar
ISBN 978-3-00-024880-1

Der Roman handelt von einer nicht erfundenen Person:
dem Schriftsteller und Lektor Klaus Roehler (1929 – 2000)
und arbeitet mit Dokumenten aus dessen Nachlass.

Was man liest, ist gleichwohl Fiktion, die Hauptgestalt Paul Winnesberg das
Produkt von Erinnerungen, Erfindungen und Lektüren der Autorin, die hier
sich selbst wie auch andere in literarische Figuren verwandelt hat.

Die verwendeten Quellen stammen aus dem Deutschen Literaturarchiv in
Marbach und dem Privatbesitz von Brigitte Burmeister.

Brigitte Burmeister

Ohne Paul

Copyright © 2008 Brigitte Burmeister
Gesetzt aus der EB Garamond 12 Pt.
L^AT_EX TeXstudio 2.12.6

Am Mühlberg
D-17192 Waren
Alle Rechte vorbehalten

Der Anruf

SIE hat es lange Zeit nicht mehr versucht, aber es gelingt:
Der Mann sitzt, mit dem Rücken zum Fenster, an ihrem Küchentisch, als sei das sein gewohnter Platz, sitzt da in der schwarzbraun melierten Strickjacke, führt den randvollen Löffel zum Mund, bläst in die heiße Mittagssuppe und blickt gedankenverloren vor sich hin. Unverändert, von gesunder Farbe das schmale Gesicht mit den großen Augen unter dichten schwarzen Brauen. Die Furchen der Stirn, der kahle Schädel, die weißen Bartstoppeln, der volle, weiche, ein wenig schiefe Mund. Wie sich das alles im Nichts gehalten hat, ungreifbar und deutlich und nah, nicht wie ein Gebilde der eigenen Vorstellung, wie eine Ausstrahlung vielmehr des verschwundenen Körpers, die, das kennt sie ja, bald nachlassen und verschwinden wird.

Ganz rasch, solange die Erscheinung noch da ist, sagt sie:

- Die Veröffentlichung, stell dir vor! Ein kleiner Verlag in Thüringen, ich kenne ihn so wenig wie den Verleger oder Lektor, der vorhin hier angerufen hat, will deinen Roman drucken. Obwohl er unfertig ist, oder gerade deshalb. Als Eröffnung einer Reihe von Fragmenten, „Die Unvollendeten“ soll sie heißen. Mir ist das Ganze rätselhaft, weil das Manuskript doch hier liegt, bei mir, vierhundertsiebenundsiebzig Seiten in deiner Handschrift. Aber das weißt du selbst.

Brigitte Burmeister
Ohne Paul

Alles hatte sie an sich genommen, in Pauls fleckigen kleinen Koffer gestopft, alles, was sie vor der Haushaltsauflösung retten wollte, was nur bei ihr gut aufgehoben wäre, was Paul selbstverständlich ihr überlassen hätte. Eingepackt hatte sie hastig, wie bedroht, vertrieben von der viel zu großen, dunklen, verwaisten Darmstädter Wohnung, und hier bei sich alles dann weggeschlossen und nicht wieder angesehen. Niemand bekäme auch nur eine Zeile des Romanautors Paul Winnesberg zu lesen, wäre nicht sein Manuskript, auf geheimnisvolle Weise verdoppelt, bei diesem Lektor Vollmar gelandet, der das Original offenbar für verschollen hielt, untergegangen in irgendeinem Papiercontainer. Sie isst ihre Suppe und blickt hinüber zur schwarz geäderten Wand des Quergebäudes und versucht, über die Hofbreite hinweg zu erkennen, ob der wilde Wein dort endlich grüne Spitzen zeigt. Aus der Entfernung sieht sie nur ein dunkles Geflecht auf dem Putz, wie Risse.

Sie schiebt sich vom Tisch ab. Ihr Teller ist noch halb voll, sie lässt ihn stehen. Sie muss jetzt etwas unternehmen, raus aus der Wohnung, irgendwohin.

Der dunstig weiße Himmel, die verstockte Vegetation in diesem endlosen Endwinter oder Vorfrühling, all das Kalte und Kahle draußen verleidet ihr einen Spaziergang am Kanal entlang, um den See und über die kleinen Hügel im Volkspark. Sie taucht ab in die Wärme des U-Bahnhofes, genießt auf der Treppe den Wind aus dem Schacht. Jeden Zug, der jetzt einfährt, wird sie nehmen, nicht das Ziel ist wichtig, die Fahrt. Kreuz und quer. An der nächsten Umsteigestation den Zug wechseln oder sitzen bleiben, wenn es einer von den neuen mit durchgehenden Wagen ist oder besser noch ein schmaler alter mit Bänken längs statt dieser paarweise querstehenden Zweisitzer wie angedeutete Abteile, knapper Raum für die Beine, die Sicht verstellt, in diesen Zügen bleibt sie

nicht. Sie mag die langen Sitzbänke, den ruhig wandernden Blick über die Reihe gegenüber, beleuchtete Gesichter vor schwarzem Hintergrund. Sie mag das Gedränge und Geschiebe, die Rolltreppen, sie rennt mit den anderen, als sei sie in größter Eile, zwingt sich in volle Wagen, atmet durch und lässt sich stehend schaukeln. Sie erkennt Stationen an den Farben der Fliesen und Bleche, denkt nur selten nach oben, wie es da gerade aussieht, weiß es meistens ohnehin nicht, die Orientierung kommt ihr schnell abhanden im Zickzack ihrer Zufallsrouten unter der Erde, in Kunstlicht und Finsternis. Sie fährt, um etwas zu erleben, oder sie fährt, um Gedanken los zu werden. So auch jetzt. Aber es gelingt nicht. Der falsche Zeitpunkt. Den Bahnen kurz nach Mittag fehlt die geballte Unruhe, die bedrängende Fülle der Gerüche, Geräusche, der Bewegungen und Anblicke, fehlt die Betäubungsstärke der Rushhour.

Du hättest es wissen können, sagt sich Vera Berend.

Sie sitzt in einem neuen Zug der Linie Acht und sieht zwei jungen Türken zu, die auf den freien Platz zwischen sich Fotos knallen, im Wechsel auftrumpfend wie bei einem Kartenspiel, Fotos von Frauen oder Autos oder Autos und Frauen, denkt sie, erkennen kann sie es nicht. Das Zusehen lenkt kaum ab, die ganze Zeit spürt sie einen leisen Druck.

Pauls Manuskript hatte sie an sich genommen, es in Sicherheit gebracht und wohl verwahrt. Weggeschlossen. Kein Gedanke daran, dass es Pauls Nachleben verlängern könnte. Für sie zählte nur, dass er nicht mehr am Leben und noch lange, viel länger als vierzig Tage, länger als ein ganzes Jahr nicht richtig tot war, sie hielt ihn fest und sagte, er lasse sie nicht los.

Das ist vorbei. Aber das Schränkchen mit den tiefen Fächern hat sie nicht geöffnet. Sie weiß nicht einmal, was genau, außer dem Manuskript, dort aufbewahrt ist, hastig verstaut, nie angesehen.

Die jungen Männer gegenüber sammeln ihre Fotos wieder ein, sie machen ein Spiel daraus: Hände auf gleicher Höhe über dem Papierhaufen, wer als erster zuschnappt, behält die Beute. Es geht blitzschnell, unter Reden und Gelächter, dabei voll konzentriert, scheint ihr, da dreht der Größere von beiden den Kopf, auch blitzschnell, schwarze Augen, kühne Nase, schmaler Mund, sieht schräg zu ihr hin, sagt etwas, türkisch klingt es nicht, und schwenkt zurück zum Spiel. Sie braucht eine Weile, bis sie das Gehörte entziffert hat: Was glotzt du, Alte?

Die nächste Station ist Osloer Straße, dort steigt sie um auf die Linie Neun und fährt nach Hause.

Ein kleiner Schrank mit tiefen Fächern

I.

DIE beiden oberen Fächer, darin Mappen und Umschläge, ein flacher Karton. Es ist jetzt gar nicht schwierig, das alles herauszuholen und auf dem Arbeitstisch am Fenster auszubreiten. Was sie bisher zurückhielt, Angst vor den Gefühlen, Scheu vor Unberührbarem, die Vorstellung, ein Grab zu öffnen, ist auf einmal Erinnerung. Jetzt spürt sie einen Rest Beklommenheit, vor allem aber Erwartung, große, fast feierliche Erwartung, als käme aus dem Unbekannten, dem noch nicht Geschehenen in diesen Augenblicken auf sie zu, was die Geschichte von Paul, von Paul und ihr gewesen sein wird.

Behutsam legt sie die Klappkarte der Anzeige in die freie Tischmitte, zieht das DIN A4 Blatt heraus, das in der Karte steckt, gelbliches, ihr wohl vertrautes Papier, beschrieben in einer engen steilen, kalligraphisch wirkenden Handschrift, die unvermutet schwer zu lesen ist, eine Kreuzung aus Sütterlin und Lateinbuchstaben, eine Privatschrift, systematisch durchgehalten, so dass man sie, anfangs braucht es etwas Geduld, fortlaufend sicher entziffern kann, schließlich mühelos liest, die Erfahrung hat sie gemacht, und liest, was auf dem Blatt steht:

Vor langer Zeit schon hat er sich morgens in der Frühe vorgestellt, er sei hundert oder hundertzwanzig Jahre alt, ein Raumflieger mit Erfahrung sei er, vielleicht grau, hager, wortkarg und mit einem Gesicht wie die Kraterlandschaften des Mondes, aber federnd vor Unternehmungslust und so Jahr auf Jahr in der Tiefe und Schwärze des Alls unterwegs, von Gestirn zu Gestirn, allein in seinem Schiff. Er kann die Stille hören, das Rauschen in seinem Schiff und das Rauschen in der ungeheuer gleichmütigen Finsternis. Er fliegt dahin, er kommt vom Rand der Milchstraße, die Schwerkraft krümmt seinen Flug, alles um ihn herum ist in Bewegung und verändert seine Lage zueinander ständig, alles in seinem Schiff bleibt an seinem Platz und wiederholt sich täglich: Niemand kommt, keiner geht, er fliegt dahin, nichts hält ihn auf, nichts läuft ihm nach. Es drücken ihn weder Besitz noch Verluste.

So ist es wohl, denkt Vera, und dass dieses Blatt nicht an den Anfang gehört.

Was aber dann?

Sie schiebt das Papier beiseite. Sie stülpt den Karton um, entdeckt an seiner Schmalwand die Abbildung eines Herrenstiefels, Größe dreiundvierzig steht da noch, Farbe dunkelbraun. Aus dem Haufen der herausgekipperten Dinge rollt eine kleine Glaskugel hervor, fällt über den Rand, rollt auf dem Fußboden davon. Vera sucht sie, eine marmorierte Murmel, die sich vom Farbton des Parketts kaum abhebt. Erstaunlich, dass sie sich bei den aufbewahrten Dingen befindet. Vera sieht sie noch auf dem Fensterbrett ihres Zimmers in Pauls Wohnung liegen. Sie kann sich nicht erinnern, sie mitgenommen zu haben. Aber wie sie die Kugel gefunden hat, weiß sie genau, an welcher Stelle der Straße, die zum U-Bahnhof führt, und wann es gewesen ist: im letzten Jahr des vorigen Jahrhunderts, im Oktober nach ihrem Einzug hier. Also auch nichts, das an den Anfang gehört.

Dies aber.

Ein Handzettel in blassem, gelbstichigem Grün. Die Einladung zu einer Lesung: „Besser zwei als eines.“ Angelo Losa stellt sein neues Deutschlandbuch vor. Das war im Mai 1989. Der Berliner Mauer hatte der Staatsratsvorsitzende hundert Jahre Fortbestand verheißen, was niemand glauben wollte. Und niemand konnte glauben, dass Gorbatschow sie auf Zuruf des amerikanischen Präsidenten öffnen würde. Vera bekam wider Erwarten die Erlaubnis, zur Silberhochzeit ihres Bruders in die Bundesrepublik Deutschland zu reisen.

Die Lesung des Argentiniers fand im Saal einer Kirchgemeinde statt und war stark besucht. Beim Pfarrer, der anschließend zu einem privaten Umtrunk einlud, waren sie ein kleiner Kreis: Stammgäste der Veranstaltungsreihe, Freunde des Gastgebers, Freunde des Autors. Die meisten schienen einander zu kennen. Einige Frauen, denen Veras Schwägerin sich anschloss, hantierten gemeinsam mit Pfarrersgattin und Pfarrerstochter in der Küche, so dass im Handumdrehen Brot, Käse und Salat zwischen Weinflaschen und Wasserkrügen auf dem stattlichen, zu voller Länge ausgezogenen Familiensstisch standen.

Vera beruhigte dieses Tempo. Sie war hungrig und fühlte sich unwohl beim Überbrückungsgeplauder. Ihr Bruder, der Flaschen entkorkte, hatte sie der Runde vorgestellt: Meine Schwester aus Ostberlin.

Wie? Nur zu Besuch? Sie wolle also wieder zurück? Wie der Westen auf sie wirke? Was sie denn von den Ansichten des Argentiniers über den deutschen Nationalcharakter halte? Ob sie vorhabe, ihren Aufenthalt hier zu einem Abstecher ins Ausland zu nutzen? Nach Frankreich zum Beispiel sei es nicht weit, sie müsse sich nur einen deutschen Reisepass besorgen, den bekomme sie ohne Umstände, sogar kostenlos, wenn man recht informiert sei.

Vera antwortete aufs Geratewohl, in Gedanken saß sie wieder im Zug von Berlin-Friedrichstraße nach Frankfurt am Main. Die halbe Fahrt hatte sie mit Wünschen zugebracht, die ihr zugestandene Zeit von sechs Tagen im Geiste kühn überzogen, ihren Erbschmuck versetzt, dem Bruder ihre Sehnsucht nach Paris offenbart. Wann könnte sich die wunderbare Gelegenheit ein zweites Mal bieten? Im nächsten Jahrtausend, wenn sie Rentnerin wäre, oder davor, wieder im Fall einer dringenden Familienangelegenheit, den Gott verhüten möge, denn eine silberne Hochzeit würde es dann nicht sein. Ohnehin war die Ausreisegenehmigung ein Akt der Gnade, also Willkür. Von Dringlichkeit hing sie nicht ab, da kannte jeder ein Beispiel und Vera das ihrer Nachbarin, der die Reise zur todkranken Mutter verweigert worden war, während sie jetzt zu einer Familienfeier fahren durfte, Anlass für Neid und sicher auch Argwohn in Veras Kollegenkreis.

Die einmalige Gelegenheit ging dahin mit Vorbereitungen auf das große Fest, dem, wie ihre Schwägerin Irma es nannte, das harmonische Ausklingen folgte: ein Abend in der Frankfurter Oper, ein Ausflug in den Odenwald und anschließend nach Darmstadt zu Pfarrer Gerhauer, den man längst schon hatte besuchen wollen, zumal er regelmäßig Einladungen zu seinen literarischen Abenden schickte, ein höchst anregender Mann, Vera sollte ihn kennen lernen. Nach Paris? Doch nicht so, zwischen Tür und Angel! Ob sie eine Vorstellung von der Fülle der Sehenswürdigkeiten dort habe? Selbst eine volle Woche wäre noch knapp. Außerdem, sagte Christian, muss etwas offen bleiben für das nächste Mal, damit du wiederkommst, kleine Schwester.

Wie diese Anrede sie früher fuchsteufelswild gemacht hatte! Dass er nicht und nicht damit aufhörte, selbst, als er schon im Westen war und Vera einen Personalausweis besaß, in dem bestätigt stand: mittelgroß. An einem vollbesetzten Mensatisch der Freien Universität hatte sie mit

ihrem Dokument gefuchelt, dem Bruder war es peinlich, es gab Streit deswegen, ihr scharf in Erinnerung, der letzte Besuch in Westberlin, drei Wochen vor dem Mauerbau. Christian hatte seinen zweiundzwanzigsten Geburtstag gefeiert, siebzehn war sie damals.

Ach wissen Sie, hörte Vera ihre Schwägerin sagen, die Papierservietten auf dem Tisch verteilte, im Grunde sind wir Menschen doch alle gleich.

Der Argentinier, dem diese Mitteilung galt, hörte sie ganz sicher nicht. Vera sah ihn von hinten, er wippte von den Fußspitzen auf die Ballen, ergriff sein Weinglas, nahm rasch einen Schluck und stellte es wieder auf dem Bücherregal ab, um die Hände beim Reden frei zu haben. Tänzelnd gestikulierte er vor einem langen, drahtigen Mann mit braungebranntem Schädel, schmalem Untergesicht und hellen Augen, die aufblitzten, als er dann sprach. Wer von beiden konnte auf die ältere Geschichte zurückblicken, darum ging es wohl in dem Wettstreit, der eine bewährte Einlage der Geselligkeiten im Pfarrhaus zu sein schien. Wieder diese beiden, sagte Irma, der Schulhof lässt grüßen. Um eine Schlacht ging es, an der Unstrut im Jahre fünfhunderteinunddreißig, vernahm Vera, als sie näher herantrat. Wir waren ein Königreich, da hat es euch noch nicht gegeben, tut mir leid, mein lieber Angelo!

Was für eine Stimme! Ihr hätte Vera, auch wenn sie Argentinien dem Königreich Thüringen vorzog, als Kampfrichterin den Preis zuerkannt. Leise fragte Vera die Schwägerin, wer das sei, der gut aussehende Mann da drüben mit der schönen Stimme. Der Winnesberg? Nun ja, Geschmackssache, sagte Irma. Offen gestanden begreife sie nicht, was manche Leute hier, allen voran der Pfarrer, an dem fänden. Ein rüpelhafter Mensch, und das in seinem Alter, Ende fünfzig bestimmt. Christian habe er einmal schwer beleidigt. Man tue gut daran aufzubrechen, bevor er betrunken sei. Wie der den Wein in sich hineinschüttet, und seine Freundinnen werden auch immer jünger! Irma wies mit dem Kopf auf

eine grazile Frau mit weiß gefärbten Haaren, die sich gerade eine Zigarette ansteckte und mit einem Buch, das sie aus dem Regal gezogen hatte, im Nebenraum verschwand.

Später, als alle schon um den Tisch saßen, sich schmecken ließen, was der Pfarrer ein frugales Mahl nannte, erschien sie wieder, drückte Winnesberg das Buch in die Hand, sagte etwas, wozu er nickte, und schlüpfte beim Hinausgehen in eine Lederjacke, deren Anblick Vera in begehrlche Kalkulationen stürzte.

Zwei Tage blieben ihr bis zur Abreise, noch nichts war besorgt. Die Wunschliste hatte sie im Kopf von Anfang an, nur kamen ständig Dinge hinzu. Sehen und haben wollen. Sie musste allein losziehen, das stand für sie fest nach den Einkaufstouren mit Irma, auf denen sie in unberechenbarem Wechsel Hilfskraft, Ratgeberin und aufzuklärende, vor Stauen sprachlose Verwandte aus dem Osten war oder sein sollte und so viel gesehen, gerochen, auch gekostet hatte, dass ihr bei der Rückkehr aus all den Feinkostabteilungen und Verbrauchermärkten ganz elend war. Eine unqualifizierte Konsumentin. Immerhin hatte sie sich eine Einkaufszone gemerkt, die sie vergleichend und rechnend durchstreifen würde, unbeeinflusst von Vorschlägen oder Warnungen der Schwägerin.

Womit man Frank und Gregor erfreuen könne, hatte sich Irma erkundigt, ob Vera etwas Hübsches für sich selbst entdeckt habe? An Angeboten fehle es nicht, sie habe es mit eigenen Augen gesehen und verstehe nun vielleicht, wie schwierig das Schenken nach Osten sei, wenn einem nicht mit konkreten Tipps geholfen werde. Also, was hättest du gern?

Geld, wollte sie sagen und verkniff es sich, wie sie schon als Kind die verpönte Antwort unterdrückt hatte, außer, streng geheim, Großtante Annie gegenüber. Vera nannte einige Posten von ihrer Wunschliste, zur Auswahl natürlich.

Sie stand neben Irma in Fachgeschäften und las Preise, bei denen ihr das undankbare Herz blutete. Anstatt sich über die Großzügigkeit der Schwägerin zu freuen, die ihre angeheiratete Verwandtschaft eben nicht mit Billigangeboten abspeiste! Solches schien in anderen Familien gang und gäbe, den kritischen Analysen von Geschenksendungen aus dem Westen zufolge, die in Veras Kollegenkreis mit der üblichen verdrossenen Lust am Klagen betrieben wurden, sobald eine Gruppe von Inter-shop-Experten das Mittagspausengespräch beherrschte. Die Kantine würde sie nach ihrer Rückkehr eine Zeitlang meiden.

- Was ist? fragte Christian, der neben ihr saß. Du siehst so ernst aus.

- Eben typisch deutsch, sagte sie, du hast es vorhin doch gehört.

- Fühlst du dich etwa getroffen? Der Argentinier hat sicher nicht dich gemeint!

Sie nickte. Die Deutschen, sagte sie.

Das waren die anderen. Nicht allein diese triste Nation, deren Kardinalfehler und hervorstechend unsympathischen Züge der Argentinier herausgearbeitet hatte, auch die erfreulichen Ausnahmen, die er erwähnte und zu denen sich seine warm applaudierenden Zuhörer selbstverständlich zählten, ja, sie alle zusammen, die westdeutschen Deutschen schlechthin. Veras Dreibuchstabenrepublik gehörte nicht dazu, ihre Einwohner kamen als Träger des Nationalcharakters nicht in Betracht. Angesichts der Befunde des Argentiniers doch eigentlich ein Glück. Was also störte sie? Und nicht erst jetzt! Bruder und Schwägerin gaben sich alle Mühe, sie in ihr Leben einzubeziehen, als wäre es nicht nur für sechs Tage, gemeinsam spielten sie Normalität. Hier im Pfarrhaus begegnete man ihr freundlich und zuvorkommend als einem seltenen Gast. Sie musste ihr Land nicht angreifen und nicht verteidigen, denn niemand verklärte oder verdammte es. Man nahm es hin als bedauerliche, nicht zu ändernde Realität und zollte denen Achtung, die das Los, dort zu le-

ben, mit Anstand trugen, es war ja für die benachbarte Welt am besten so.

Als Emigrant, sagte Christian, sollte man seinem Gastland mehr Dankbarkeit erweisen als Herr Losa dies in seinem Buch tue.

- Nur Negatives über die Deutschen! Haben wir nicht auch Tugenden?

- Trinkfreudigkeit, sagte Vera. Kannst du noch etwas von eurem fränkischen Silvaner auftreiben? Die Flaschen hier sind sämtlich leer.

Von der anderen Tischseite drang Winnesbergs Stimme herüber, Vera mühte sich zu verstehen, er sprach nicht laut, sprach von Kamelen auf dem Kamm einer Düne, gut vierzig Tage können sie leben, ohne zu trinken, am Horizont schaukelten sie dahin, während er mitten im Wüstensand unter einer Sonne hockte, die auf gleißend leere Gläser schien, sagte er und goss sich den Rest aus zwei Flaschen ein.

Mehr als Winnesberg hätte der Pfarrer Irmas Missbilligung verdient, so wie er den Wein herunterschüttete. Wieder hob er sein Glas zu einem Toast auf die friedliche Koexistenz, wobei er sich in Richtung Vera verneigte. Leicht schwankend ging er in das Nebenzimmer. Musik, Musik!. Seine Tochter verdrehte die Augen. Der Sohn war mit einem Teller Käsebrote längst auf und davon. Es darf getanzt werden, rief des Pfarrers Kanzelstimme. Dann sang Bob Dylan und man sprach lauter.

Winnesberg, der eine Zeitlang auf einen geduldig nickenden jungen Mann eingeredet hatte, blickte jetzt, das Gesicht in die Hand gestützt, die Stirn in Falten gezogen, streng forschend in die Runde. Vera lächelte ihm zu, er zog ein wenig das rechte Auge zusammen, ein komplizenhaftes Zwinkern, schien ihr. Er sah wirklich gut aus. Nicht Irmas Geschmack, auch das sprach für ihn. Disziplin im Gesicht und diese Augen, eben noch Schlitze, jetzt groß, ein blanker, schweifender Blick. Mit irgendwem wollte er zusammenstoßen. Was kümmerte ihn die biedere

Geselligkeit, er gehörte nicht in die Runde, selbst wenn er Stammgast war bei des Pfarrers Literaturabenden. Ein Außenseiter war er wie Vera hier auch, aber einer, der nicht in Unauffälligkeit seine Zuflucht suchte. Er eckte an, er hatte es eben wieder vor, sie ließ ihn nicht aus den Augen. Winnesberg tat, als bemerkte er es nicht. Auf ihrem Gesicht hätte er lesen können: Sie gefallen mir. Sehr.

Er aber fixierte den pfeiferauchend friedlich dozierenden Argentinier und teilte ihm schräg über den Tisch lauthals mit, diese ganze Völkerpsychologie sei blanker Blödsinn, ein Quatsch von vorgestern.

- Hättest über deine Liebe schreiben sollen, die blonde Pfälzerin, die dich hierher gelockt hat, vor achtzehn Jahren, nicht wahr? Ihr gehört das Haus, dir der erhabene Geist. Und jeden Mittag führst du ihren Hund spazieren. Das sind die Geschichten, die wir hören wollen, Angelo Losa!

Der Argentinier schüttelte den Anwurf mit der Schulter ab, sagte: Trink nicht so viel, und wandte sich wieder seiner Tischnachbarin zu. Auch die anderen setzten nach einer Art Schrecksekunde ihre Unterhaltung fort. War man Beiträge wie diesen von Winnesberg gewohnt? Vera wollte Christian fragen, doch der befand sich auf Weinsuche.

Plötzlich andere Musik nebenan. Die Jungen rührten sich nicht, die Älteren aber tanzten, wie sie es gelernt hatten, Tanzstudententänze, von denen Vera nur langsamen Walzer, einst nach der Melodie „Weißer Holunder“, einigermaßen beherrschte. Jetzt Wiener Walzer mit dem Pfarrer, erstaunlich sicher und schwungvoll, gut führte er, auch links herum, das Zimmer drehte und drehte sich, aber sie schaffte es mitzuhalten ohne Stolpern, am Schluss atemlos und schweißglänzend. Trotzdem, noch ein Tanz und einer noch, Foxtrott mit Christian, entlang den Schrägen des Parketts vor und zurück, genau, „Komm ein bisschen mit nach Italien“, sie erinnerte sich. Dann irgendwelche Schritte, missglückte Drehungen, Vera und der Argentinier, sie fanden den Rhythmus nicht, tra-

ten schließlich, die Arme weiter in Tanzhaltung, sich wiegend auf der Stelle. Bei ihm zu Hause, sagte Angelo Losa, sei der Alltag erfüllt von Gesang, hingegen diese Liedlosigkeit im Volk der großen Komponisten, immer habe seine Mutter bei der Arbeit gesungen, anders sei sie ihm gar nicht in Erinnerung.

Vera blickte umher, Winnesberg gehörte nicht zu den Tänzern.

Als nächstes ein Tango. Da sah sie mit den anderen zu, wie Christian und Irma in strenger Perfektion ausführten, was sie in Kursen für lateinamerikanischen Tanz gelernt hatten. Christian beugte sich über die in seinem Arm zurücksinkende Irma, Vera musste sich die beiden nackt und beim Sex vorstellen, sicher taten es andere Zuschauer auch, vielleicht alle außer den Aktiven, die mit der sauberen Ausführung ihrer Schrittfolgen und Figuren ganz beschäftigt waren. Gezügelte Sinnlichkeit, sagte jemand voller Anerkennung. So sollte es aussehen, so sah es aus, und diesen Eindruck zu erzeugen, war für ein Paar, das soeben silberne Hochzeit gefeiert hatte, die Mühen des Übens doch wert.

Schon wieder Neid? Seit einer Ewigkeit hatte Vera nicht mehr mit Frank getanzt, ihm wäre diese Darbietung albern erschienen, salonfähiger Exhibitionismus, würde er sagen, nein? Na schön, zumindest eine vorbereitete Schau, achte mal auf ihre Füße, sie waren am Nachmittag mit dir unterwegs im Odenwald, in solchen Schuhen?

Als der Tanz zuende war, gab es Beifall. Auch Winnesberg, der auf einmal neben Vera stand, schlug seine Hände gegeneinander. Die Arme unter dem leichten, hellblauen Hemd erschienen mager im Verhältnis zu den breiten Schultern und diesen klatschenden Pranken.

Als habe er Veras Blick erfasst, streckte er seine Hände vor: Gelernter Porzellandreher, sagte er, beschäftigt beim Vater in dessen Fabrik, der zweiten, die erste lag ja in Thüringen und wurde nach dem Krieg enteignet. Geschichten, Geschichten. Ein andermal. Er sei nur gekommen,

um sich zu verabschieden, sagte er, und hoffe, das Gespräch, das sie heute nicht geführt hätten, bei nächster Gelegenheit in Ostberlin fortzusetzen, wo er sehr lange nicht mehr gewesen sei.

Ja, sie wünsche sich das auch, sagte Vera, und dass sie ihre Adressen tauschen sollten.

Dazu gingen sie in den Flur, wo Winnesberg seine Tasche abgelegt hatte, eine Kollegmappe aus dunkelbraunem Leder. Sein Kalender war ein Büchlein in Oktavformat mit rotem Umschlag und bebilderten Seiten. Sie hätte es sich gern näher angesehen. Nun stand ihr Name darin, ihre Telefonnummer mit allen Vorwahlziffern, die kannte sie auswendig wie auch die anderen, die man im Osten für ein Westgespräch wählen musste. Mit Winnesbergs Parker-Kugelschreiber, ein Füller, dachte sie, würde besser zu ihm passen, schrieb sie seine Angaben auf einen Zettel. Den Anfang einer Geschichte. So deutlich war der Augenblick, waren die Gegenstände und Gesten, war ihre Gewissheit, diesen Mann wiederzusehen, ihn wiedersehen zu wollen. Wahrscheinlich war er betrunken. Ganz sicher war sie es, die jetzt einen Schritt näher trat. Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter, reckte sich hoch zu seinem schmalen Gesicht mit den großen Augen, der großen Nase, dem weichen Mund.

- Sie riechen gut, sagte er und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

Das Treffen in Frankfurt hatte sie vorgeschlagen, den Treffpunkt er. So stand Vera, ihre Einkaufsstüben zwischen die Füße geklemmt, am Kopf des Bahnsteiges, an dem der Zug aus Darmstadt ankam.

Viel zu früh war sie erschienen aus Sorge, sich zu verspäten. Auf einer Bank hatte sie gesessen und Leute betrachtet und festgestellt, dass ihr neben den zahlreichen Farbigen, dem Farbenreichtum der Kleidung, den schöneren Schuhen, Taschen, Brillen in der hiesigen Menge ein Men-

schentyp auffiel, unter den Männern vor allem, den es bei ihr zu Hause nicht gab und der dem Argentinier wohl entgangen war. Mochte die Nation als ganze verklemmt, ernst und traurig sein, wies sie doch strahlende, vor Energie strotzende Einzelwesen auf, die anders als alles, was im Osten dafür herhalten musste, wie Sieger der Geschichte wirkten, vorwärts eilend in ihren offenen, wehenden Tuchmänteln. Von Zeit zu Zeit hatte sie auch in die Tüten geblickt, hochzufrieden mit den Einkäufen. Am letzten Tag alles, sogar Mitbringsel für die Kollegen besorgt, Gregors Wünsche erfüllt und die Buchbestellungen von Frank, dazu ein dunkelrotes Cordhemd, das ihm gut stehen würde. Sie zog es hervor, um die Farbe bei Tageslicht zu beurteilen, da hörte sie, dass der Zug angekündigt wurde, in dem der Mann saß, mit dem sie sich verabredet hatte.

Über ihren Anruf gestern schien er erfreut, nicht einmal überrascht, schlug auch gleich den in Anbetracht der knappen Zeit günstigsten Ort vor. Und doch, die Initiative war von ihr ausgegangen oder von diesem Traum, den sie ihm vielleicht einmal erzählen würde.

Sie ergriff die Tüten und stellte sich an den Kopf des Bahnsteiges und spürte eine Aufregung wie in dem Augenblick, als ihr Zug den Bahnhof Friedrichstraße in Richtung Westen verließ. Paul Winnesberg kam auf sie zu. Schräges Lächeln, etwas Verlegenheit, zur Begrüßung ein wahrscheinlich vorbereiteter Satz: Wir haben ja gar kein Kennzeichen vereinbart! Dann schlug er vor einzukehren, dort unten irgendwo, in der B-Ebene.

Vera erinnert sich nur unscharf, wie das Lokal ausgesehen hatte: irgendwie niedrig, dunkelhölzern, schmiedeeisern, schummerig beleuchtet. Sie weiß, dass sie Cola getrunken und geraucht hatten, dass ihre Aufregung in angespanntes Glücksgefühl umgeschlagen war, in eine bis zur Starre gesteigerte Aufmerksamkeit. Jeden Augenblick dieser Stunde be-

halten! Sie erinnert sich nicht an die eigenen Worte. Oder nur auf dem Umweg über Pauls Worte.

Sie musste ihm von ihrer Wohnung erzählt haben, dem Blick vom Balkon auf die Grenze, ein Stück Erdboden, dünnes Gras, das die zahlreichen Kaninchen nicht verdeckte, und niemand erschoss sie. Still war es im kahlen Gelände, manchmal fuhr ein Jeep vorbei, manchmal gingen Soldaten mit ihrem Hund einen betonierten Weg entlang. Das hatte sie ihm wohl erzählt, als handelte es sich um einen gewöhnlichen, nicht nur einen gewohnten Anblick, und falls sie Todesstreifen gesagt hatte, dann ohne Angst oder Wut in der Stimme, ganz sachlich eben. Paul erfreute sich an den Kaninchen. Die sollte Vera von ihm grüßen. Dass sie sich nicht auf einem Dorfanger tummelten, zeichnete sie aus. Sie lebten unbekümmert, wo Lebewesen wie Vera und Paul keine drei Schritte weit gekommen wären. Den Gruß bestellte kein Tierschützer. Vera erfasste, dass Paul Winnesberg die am schärfsten bewachte Grenze der Welt für sich entschärft mit diesem Blick auf das triumphierende Kleine, dort zwischen den Systemen. Er hatte etwas Schräges oder Eckiges vielmehr, das war ihr ja schon im Pfarrhaus aufgefallen.

Wieder und wieder Krach mit Gabler und Conradi, sagte Winnesberg, als seien die beiden gemeinsame Bekannte, als habe Vera Einblick in die Redaktionen des Hessischen Rundfunks besessen oder immerhin dessen Programm verfolgt, an dem Paul Winnesberg in verschiedenen Abteilungen mitgewirkt hatte, zuletzt auf einer halben Stelle. Die habe er sich vor einigen Jahren erkämpft, wie jüngst auch das vorzeitige Ausscheiden aus dem Sender ab dem nächsten oder übernächsten Jahr. So bleibe ihm künftig viel Zeit fürs Schreiben und würde ihm, wäre es nicht schon zu spät, auch mehr Zeit für Andrea bleiben, sagte er und, fast erschrocken:

- Was erzähle ich dir das alles?

Da hatte Vera gefragt, es war ihr erster Satz in der neuen Anrede, der einzige, an den sie sich wörtlich erinnert: Und was ist jetzt mit deiner Frau?

Ein letzter Urlaub in Jugoslawien, danach ist sie mit ihrer Tochter weggezogen in ein kleines Haus auf dem Land. Nein, keine Scheidung. Verheiratet waren sie nicht, verheiratet war Paul nur einmal, vor langer Zeit.

- Reden wir von etwas anderem, sagte er, du bist an der Reihe. Gehorsam berichtete sie von Frank und Gregor und der Arbeit. Von ihrem Verlag hatte Paul noch nie gehört, ihr Beruf aber rückte sie in verwandtschaftliche Nähe zu Hermann, dem Lektor.

- Mein Lieblingsbruder, sagte Paul.

Also fragte Vera nach weiteren Geschwistern, ließ sich von Familie Winnesberg erzählen, von Pauls und Hermanns Schriftstellerfreunden, von der Thüringer Kindheit, über die er gerne sprach, sie sah es ihm an.

Sie hörte mit den Augen zu, sein Gesicht wollte sie behalten für später, für die Zeit, die gleich beginnen und wer weiß wie lange dauern würde.

Sie winkte in Richtung Tresen, legte das Portemonnaie auf den Tisch. Paul hielt ihre Hand fest, er bedeckte sie, gelernter Porzellandreher, hatte Vera behalten, mit seiner Pranke, unter der ein Streifen schwarzes Leder und der Nagel von Veras kleinem Finger hervorsahen. So saßen sie und rührten sich nicht, bis der Kellner kam, von dem Paul zu Anfang gesagt hatte, er erinnere ihn an den rastlos auf seinem Acker werkenden Nachbar in ihrem Ferienort auf Sveti Ivan, nur sei das Gesicht des Mannes dort braunverbrannt rissig und hart gewesen, jeder Leberfleck wie ein Stein im krustigen Feld.

Aus seiner grasgrünen Weste zog der Kellner den Block hervor, der an einer zum mittleren Knopfloch führenden Kette befestigt war, als sei er

eine Taschenuhr, notierte mit schwerer Hand Zahlen, riss das Blatt ab und reichte es Paul.

Als sie aufbrachen, hielt sich Vera verstohlen den Handrücken an die Nase, vielleicht trug er einen Rest Paulgeruch. Sie sog tief die Luft ein, roch aber nichts als kalten Kneipenmief.

Auf dem Bahnsteig legte Paul seinen Arm um Veras Schulter, sie ihre Wange an das dünne blaue Hemd unter der offenen Lederjacke. So standen sie, bis Veras S-Bahn kam, jäh aus einem Zeitloch hervor, und alles dann drängend schnell ging. Ein Kuss zum Abschied, die Einkaufsstützen, Sitzplatz am Fenster, Handzeichen vor und hinter der Scheibe, der weggleitende, immer noch winkende Paul.

Der Zug hatte die unterirdischen Stationen schon verlassen, fuhr unter blauweißem Himmel auf Vororte zu, als Vera ihr Verlangen spürte, dieses Ziehen vom Beckenboden hoch bis unter die Bauchdecke, ein Schmerz fast, wie gestern beim Aufwachen aus ihrem Traum, der untraumhaft direkt gewesen war, Klartext geradezu. Ein Fest in einer fremden Wohnung, unzählige Zimmer, überall trinkende, plaudernde Leute. In der Menge fand sie Paul, nackt unter lauter korrekt gekleideten Partygästen, und zog ihn mit sich auf der Suche nach einem Raum, wo sie allein wären. Er folgte ihr stumm, sie gingen und gingen, dann verlor sich der Traum. Warum hätte sie ihn, an dem es nichts zu deuten gab, Paul erzählen sollen?

Sie saß in ihrer Fensterecke, auf dem Schoß die Einkaufsstützen. Durch den Kunststoff hindurch fühlte sie Konturen, ein Geschenk für Gregor, die Bücher für Frank, greifbare Dinge, morgen früh mit ihr an ihrem Bestimmungsort, zu Hause, hinter der Mauer.

2.

DORT war Paul dann bei ihr wie einst die platonischen Geliebten aus ihrer Oberschulzeit, die verstohlen anghimmelten, unerreichbaren Männer, die ihr, einer nach dem anderen, die große Liebe bescherten und ein Leben im Glück, weit weg, in den schönsten Städten der Welt, aus denen sie nur selten noch in die enge Heimat zurückkehrte, elegant wie eine Filmdiva, in einem weißen Sportwagen und mit Koffern voller Geschenke.

Vera erinnert sich, dass man im Verlag, als sie pünktlich wieder zur Arbeit erschien, ihr oder dem Westen Komplimente machte: Sechs Tage drüben und schon siehst du sechs Jahre jünger aus!

Gregor fand in Ordnung, dass seine Mutter sich jetzt weniger um seine Angelegenheiten und den Zustand seines Zimmers kümmerte.

- Sie musste eben mal raus kommen, sagte er. Sein Vater war in Gedanken woanders. Sicher bei den Aktionsplänen seiner Gruppe für Menschenrechte und Umweltschutz. Vera sah ihn an:

- Wüsste ich es nicht besser, sagte sie, würde ich behaupten, du bist verliebt!

Ihre anhaltend heitere Stimmung im Frühsommer '89 störte Frank.

- Hier steigt der Druck im Kessel, und du hast gute Laune! Bist du immer noch nicht zurück?

Ein weiterer Monat verging, die Heiterkeit auch.

Immer lastender der angestaute Druck. Keine Friedhofsruhe, wie über lange Jahre, eine zum Schneiden dicke Luft, auf den Straßen, in den Läden, überall spürbar. Daran erinnert sie sich deutlich. Und an eine Mittagspause in der Kantine, wo sie an einem der hellblauen Sprelcartische saßen und versuchten, die Verlagsökonomin zu trösten, Edith

Graupner. Vera sieht sie vor sich, eine dunkelhaarige, attraktive Frau, füllig, in weiten Hosen, weit geschnittenen Blusen und Blazern, dazu großformatiger Schmuck. Sonst rauchte sie nach dem Essen, den Ellbogen aufgestützt, die Hand mit der Zigarette schwenkend bei einer Diskussion oder Plauderei, sie redete gern. Und lachte, dass man sich umdrehen musste. Diesmal zerknüllte sie tränennasse Papiertaschentücher. Immer wieder sagte sie: Alle beide, aus Ungarn, vom Zeltplatz weg. Nein, über den Verlust der Töchter könne niemand sie trösten. Passau! Wann käme sie da schon hin? Es sei ganz furchtbar, wie dieses Land die jungen Menschen vertreibe, eine Katastrophe.

Da nickte der lange Lektor Crusius mehrmals heftig, seine grundsätzlich sorgenvolle Miene hellte sich auf:

- Fortschritt! rief er. „Der Begriff des Fortschritts ist in der Katastrophe zu fundieren. Dass *es so weiter* geht, ist die Katastrophe“! Walter Benjamin, fügte er hinzu.

Alle schwiegen. Nur Edith Graupner sagte, das sei nun wirklich kein Trost.

Doch, dachte Vera, doch.

Im Oktober rückte Paul, verdeckt von Demonstrationen und Kirchenversammlungen und Angst um Gregor bei diesen Demonstrationen, in die Ferne. Vera fühlte sich ärmer, auch leichter. An Pauls Geburtstag Ende des Monats schickte sie ein Telegramm. Als nachts um zwei das Telefon läutete, blieb sie im Bett, froh über Franks festen Schlaf. Sie lag wach, sie nahm Abschied. Fast fünf Monate waren vergangen, Paul hatte sich nicht blicken lassen, nur einmal Post geschickt, ein paar Mal angerufen, manchmal betrunken, spät in der Nacht.

Die platonischen Geliebten mussten unerreichbar sein, nur so war es mit ihnen schön. Paul hätte herkommen müssen, von Darmstadt nach Berlin reisen mit dem Zug oder dem Flugzeug, wenn er schon nicht Auto fuhr.

Dass sie ihn damals in ihren sommerlichen Tagträumen mit Unternehmungslust, spontanen Entschlüssen und einem schnellen Auto ausgestattet hatte, ist nachgerade komisch. Kopfschüttelnd sucht sie die Briefe.

Sie findet sie unter einem Stadtplan, den sie beiseite schiebt, für später.

Viele sind es nicht, einer von Paul, die übrigen von ihr selbst. Und eine Bastelarbeit: „Fotoroman für V.“

Es musste ihn Mühe gekostet haben, seine kleinen maschinengeschriebenen Texte zurecht zu schneiden und sie den Bildchen, Aufnahmen von der Party im Pfarrhaus, auf den Rücken zu kleben. Die erste Post aus Darmstadt! Veras Sommerration. Den Umschlag mit den Fotos holte sie hervor, wenn sie allein war oder unter Fremden, manchmal schon morgens in der U-Bahn.

Paul sehen, wie er, die Wange in die Hand gestützt, den Pfarrer und dessen Tochter betrachtet mit teilnehmendem, leicht bekümmertem Ausdruck, als tue ihm Leid, was er zu diesem Anblick denkt.

Vera sehen, wie sie, längs über den Tisch und aus dem Bild hinaus, mit Blicken bekundet: Sie gefallen mir!

Immer wieder nach einem Zusammenhang zwischen Bildern und Text suchen:

Auf der Rückseite von Christian und Irma in ernstem Gespräch mit der Pfarrersfrau steht: Liebe V., „als wir aber im Schub einer Galaxis, die irdisch Andromeda heißt und sich mit zweihundert Kilometern in der

Sekunde auf die Milchstraße zu bewegt, glücklich eben dort angekommen und, langsamer nun, die Sonne im Fixpunkt, zur Erde unterwegs waren“ und die Fortsetzung auf einem Schnappschuss vom Argentinier und ihr selbst am Rand der Tanzfläche, „tauchten auf dem Sichtschirm plötzlich die ersten Menschen auf. Es waren zwei, ein Paar, und beide nackt; sie sausten in der Finsternis an uns vorbei und ließen nur ein leises Piepsen hören in voller Fahrt hinaus ins All“.

Das in den Himmel entweichende Paar waren natürlich Paul und sie. Und woher stammte der astronautische Text, zweifellos ein Zitat? Sie erfuhr es im nächsten Telefongespräch: Paul hatte angefangen, einen Roman zu schreiben, „Samok. Stille Briefe“ sollte er heißen.

Jetzt weiß Vera, dass Paul die Adressatin nur ausgewechselt hatte, dass er der immer gemeinten Andrea, die sein stiller Briefeschreiber Tiri nennt, für die Dauer einer Bastelarbeit die Initiale V. verlieh. Und er genoss es, denkt Vera, endlich wieder Worte zu machen, die in einem Liebesbrief stehen konnten: „Die Atemspur der Küsse Deiner Lippen auf meinen Fingern: das ist ein Satz, den Schlegel bei Shakespeare vermutlich doch gefunden hat. Ich schenke Dir das alles und noch ein wenig mehr: mir wird ganz schwarz, wenn ich in Deine braunen Augen gucke. Die Farbe Blau, auf die ich gerne hingewiesen hätte, ist mir zu bunt in diesem Satz.“ Vera dreht das Foto um: Mit Blitzlicht aufgenommen, sind Pauls Augen rötlichbraun statt blau. Sie betrachtet sich selbst auf den Bildern. Überraschend jung sieht sie aus, manchmal unsicher, dann wieder forsch. Große dunkle Augen.

Wie hatte Paul sie damals gesehen? Sie gefiel ihm, sicher. Sie war älter als seine jungen Freundinnen, aber wirkte kaum so. Eine verheiratete Frau aus dem Osten, eine mit dem gleichen Beruf wie sein Lieblingsbruder, eine Frau, die ihm nicht zu nahe treten konnte, drüben hinter der Mauer, diese Frau hatte sich in ihn verliebt. Er ließ es sich gefallen. In den

Geschichten, die er sich abends im Bett erzählte, denkt Vera jetzt, gehörte zu den Geliebten, die neben, auf oder unter ihm lagen, nunmehr auch sie, oder er begleitete sie im Interzonenzug von Frankfurt nach Berlin und verschwand mit ihr auf dem Zugklo, um endlich, endlich, und sei es in rüttelnder Enge, mit ihr zu vögeln, bis er sich befriedigt zur Wand drehte und einschlief.

Und sie, verliebt wie sie war, fragte nicht nach Pauls Gefühlen, nahm sie als Spiegel ihrer eigenen, in der ersten Zeit wenigstens, als sie noch darauf baute, bald werde er kommen, mit einer Tageserlaubnis nach Ostberlin kommen, und sich den Kopf zerbrach, wo sie mit ihm zusammen sein könnte.

Ihre Briefe haben zwei Löcher am linken Rand. Paul hatte sie, wie all seine Post, sorgfältig abgeheftet. Vera liest ihre Antwort auf seinen „Fotoroman“, einen drei Seiten langen Brief, der mit einem Bericht vom Wetter beginnt. Dann jedoch:

„Als belesener Mensch ahnst Du, dass Auslassungen über das Klima auf irgendeine Geschichte zusteuern. Ich will sie Dir auch nicht vor-enthalten, denn sie ist es, die mich seit dem Mai beschäftigt. Der Inhalt ist rasch resümiert: Auf einer Reise verliebt sich eine Frau, die wir dem Leser als in diesen Dingen nicht unerfahren schildern können, in einen Mann, auf den sicher Gleiches zutrifft. Beide sind weder im besten noch im schlechtesten Alter und aller Erfahrungheit zum Trotz sehr überrascht. Wenigstens für die Frau lässt sich das sagen. Sie dachte höchstens im Traum daran, im Westen auf einen Menschen zu treffen, der ihr dermaßen nah ging, dabei fremd genug war, um nicht das Beruhigende einer Wiederholung auszustrahlen. Natürlich weiß sie, dass nichts unter der Sonne völlig neu ist, aber was taugt dieses Wissen im Durcheinander ihrer Empfindungen. Was kommt an gegen das Unglück des Getrenntseins, gegen die Unerreichbarkeit desjenigen, zu dem sie im Rauschen

und Knacken der Telefonverbindung einen schon tausendmal ausgesprochenen Satz gesagt hat, selber erschrocken, dass er kam wie von selbst und von da an wahr war.“ Vera überfliegt das Weitere. Von Glück ist die Rede, das sie nicht beschreiben könne, „die Wörter müssten zerspringen“, und immer in diesem literarischen Ton, als scheute sie nach Pauls Selbstzitat und kunstvollen Sätzen die Direktheit, als könnte sie sich nur hinter vorgehaltener Hand zeigen. Die aber lässt sie zum Schluss doch fallen, Vera liest es mit Erleichterung: „Lieber, du fehlst mir, ich denke immerzu an Dich. Es macht mich krank, dass ich Dich nicht anfassen, nicht sehen kann, dass ich bloß Bilder von Dir im Kopf habe und die meisten Deiner Sätze verklungen sind, nicht mehr zurückzurufen. Doch ich weiß, dass ich Deine Art zu sprechen unendlich mag und Deinen Verstand, Deinen Spott und diese Freundlichkeit, auf die ich nicht gefasst war. Und so weiter. Ich werde Dir jetzt nicht die gesamte Liebeserklärung aufschreiben, das langweilt auf dem Papier. In Wirklichkeit aber – ich jedenfalls könnte mich nicht satt hören und sollte ich alles schon mal so oder ähnlich gehört haben.“

Paul stillte ihren Hunger nicht. Hin und wieder ein beglückender Satz am Telefon, die Zärtlichkeit der Stimme, das Versprechen zu kommen. Davon zehrte sie bis zum nächsten Mal, doch ihre Fähigkeit, den Genuss zu steigern und zu strecken, reichte auf die Dauer nicht, den Mangel zu verbergen.

„Du fehlst mir. Diesen Zustand auszuhalten, und das ist nun genau das richtige Wort, fällt mir immer schwerer, ich weiß auch gar nicht, was ich da tue: die Zeit vergehen lassen, mich erinnern, in der Phantasie mit Dir zusammensein, die kommenden Wochen und Monate zählen, mir sagen, dass wir wenigstens, immerhin, die Möglichkeit haben zu telefonieren, dass ich bei alledem irgendwo glücklich bin ... Manchmal hilft

mir das. Trotzdem, es strengt so an, Sehnsucht zu beschwichtigen. Und sie zu genießen, gelingt mir kaum noch.“

Ein regelrechter Bettelbrief: Komm bitte, komm. Ihr letzter Brief, bevor Paul in die Ferne rückte und Vera sich eines Nachts Ende Oktober still von ihm verabschiedete.

Im November war es, irgendwo auf dem kurzen Weg zwischen Checkpoint Charlie und dem U-Bahnhof Kochstraße, sie hatten ihre Ausweise hochgehalten, der Grenzposten winkte sie durch, er wünschte sogar einen schönen Abend, dann waren sie in Westberlin und gingen Hand in Hand, hielten einander fest, um auf dem Boden zu bleiben, so himmelschwebend leicht fühlten sie sich, Frank und Vera unterwegs zu ihren Freunden am Schlesischen Tor, ein fortgesetzter Traum, jetzt gingen sie in die Richtung, aus der sonst die anderen gekommen waren, gingen durch die leuchtende Nacht, unfassbar wirklich war das, draußen waren sie, keinen Kilometer von ihrer Wohnung weg und am Anfang der sich grenzenlos öffnenden Welt. Da traf Vera der Gedanke, irritierend wie ein Geisterfahrer: Von nun an könnte sie in dieser offenen Welt auch Paul aufsuchen.

Der Gedanke erschien dann öfter, strich herum vor der Schwelle zum Neuen. Noch waren vergebliches Warten und unerfüllte Sehnsucht in der Nähe, konnte Vera sich eine Fortsetzung der Geschichte nicht vorstellen, in der sie sich bewegen würde, nicht nur warten und sich sehnen, eine Geschichte mit Paul, der plötzlich erreichbar geworden war. Er rief immer wieder mal an, nüchtern und neugierig: Wie sich die Wende anfühlte, so mittendrin. Paul und alle Welt interessierten sich jetzt für den Osten. Vera lieferte Erlebnisberichte. Von ihrem nächtlichen Ab-

schied erzählte sie nichts. Und doch musste Paul ihre Enttäuschung, ihren Rückzug gespürt haben. Am Ende des Jahres schrieb er ihr.

Vera liest den Brief wieder, Pauls einzigen Brief an sie. Zu Anfang zählt er, ähnlich wie bei ihrem Treffen im Frankfurter Bahnhof, als er auf Andrea zu sprechen kam, die Unzulänglichkeiten der Redaktionsleitung auf, die er zum Glück nicht mehr lange ertragen müsse, sowie eigene Unzulänglichkeiten, Vera zur Erklärung, warum er nicht erschienen sei in diesem halben Jahr.

„Das alles hat nicht viel mit Dir und viel zu viel mit mir zu tun“, versichert er. „Ich bin froh, wenn ich Deine Stimme höre, ich bin froh, wenn ich Deine Briefe öffne, ich bin kurze Zeit froh, wenn ich an Dich denken kann. Ich bin nicht, was Du wahrscheinlich annimmst: gleichgültig. Ich bin ratlos, vermutlich mutlos und will es eigentlich nicht zugeben. Es ist wie ein Kindergefühl: niemand soll wissen, was in mir vorgeht. Mit Kater kann ich im Bett bleiben, alles andere ist dann egal; aber auch nüchtern würde ich lieber nicht aufstehen müssen. Meistens muss ich mich zwingen, also vernünftig überreden, zur Arbeit zu fahren. Manchmal muss ich sogar einen gewöhnlichen Spaziergang gegen mich durchsetzen.“

Liebe, ich erzähle Dir wenig, aber alles. Vielleicht ärgert mich nur, dass meine Gegenwart immer mehr Geschichte hat. Sogar das Jüngste hat sie erwischt: Früher hatte ich Aussicht, Dich anzurufen, nun blockiert der Mauerfall das Telefon. Alle eilen aufeinander zu, ausgerechnet uns trennen die Fehlritte zuerst. Nur nachts um zwei, obwohl ich es schon den ganzen Tag wollte, erreiche ich Dich vielleicht noch.

Und so weiter. Ich beschwere mich nicht, denke aber, alles ist gegen mich. Erst wenn ich mich ganz verlassen fühle und trotzdem merke, dass ich ja doch aufstehen muss, wird das Ganze ernstlos: komisch das Erstartsein, komisch jede Bewegung. So sind die Aussichten, denke ich

und wünsche mir, dass Du mich nicht nur an Dir misst, obwohl ich Dich manchmal beneide. Immerhin hast Du einen Mann und eine Vorstellung davon, wie es mit Blick auf die zerdepperte Mauer weitergehen kann. Winke trotzdem noch mal den Kaninchen.“

Vera liest den Brief wie jemand, der auf dem hundertmal angeschauten Vexierbild den Jungen im Baum entdeckt, ihn plötzlich so deutlich sieht, dass kein Gewirr der Zweige mehr, dass auf dem dicken Stamm nur noch der zusammengerollte Körper existiert. Wenig, aber alles. Sie wäre, denkt sie, bei ihrem Abschied geblieben, hätte sie damals gelesen wie jetzt und nicht als Hilferuf genommen, was die genaue Beschreibung einer Notlage, auch eine Bitte um Rücksicht war. Noch hielt sich in ihrem Gefühl die Verbindung von Paul mit Glück, eine Erinnerung, die sich nach diesem Brief in die Zukunft streckte, Hoffnung oder Vorsatz wurde, es müsse ihr doch gelingen, Paul aus seinem Unglück zu lösen, irgendwann, irgendwie.

Sie dankte für den Brief, sicher, unternahm sonst aber noch nichts. Es geschah ohnehin zu viel zu jäh zu schnell aufeinander. Kein Tagebuch, zu keiner Zeit, selbst damals nicht, als ihr häufig bewusst war, dass Geschichte stattfand und aus den täglichen Meldungen, auch aus dem, was sie mit eigenen Augen sah, woran sie teilnahm, was sie also hätte bezeugen können, der Datensatz entstand, der aufbewahrt und weitergegeben, den Vorstellungen von jener Zeit einmal zugrunde liegen würde, wie das Muster auf diesem Stadtplan jetzt ihr Gedächtnis stützt: minimale Notiz, ein paar Punkte nur.

3.

AUF dem Fußboden ausgebreitet liegt der Plan da: Die Stadt auf einen Blick, nicht die zerstückelte, kleinteilige der Patentfaltung, auch nicht die halbierte jenes alten Plans, der die Übersicht an einem lilaroten Rand enden ließ, jenseits davon eine gelbe Fläche, in die ein paar Bahnlinien hinüberführten, grüne Flecken und braun markierte Straßenverläufe eingetragen waren, sämtlich namenlos und nur wie angedeutet, als wäre da eine Stadt erst zu gründen, von den Kartenbenutzern nach Belieben zu entwerfen auf engem Raum, zwischen dem Rand von Berlin, Hauptstadt der DDR und dem des kräftigen Papiers. Nein, ein stattlicher Gesamtstadtplan, an den Ecken Einstiche von Reißzwecken oder Nägeln, mit denen er an der Wand befestigt worden war, als Fanal und Orientierungshilfe.

Gleich nach der Öffnung der Mauer unternahm Gregor, was auch Vera, ob mit dem Sohn zusammen oder auf eigene Faust tun wollte, doch immer wieder aufschob und bis heute nicht wahr gemacht hat, Erkundungsreisen auf der anderen Seite, Stadtteil für Stadtteil, bis an die ländlichen, kleinstädtischen Endstationen der Bahnen und Busse, nach Heiligensee, Spandau, Gatow, Kladow, von Frohnau hinunter nach Britz, Buckow, Rudow, Besichtigung der ausgedehnten Wirklichkeit zum Stadtplan von Berlin.

Auf diesen hat jemand mit Filzstift Punkte gemalt, ziemlich dicht beieinander in der Innenstadt, Mitte, Tiergarten, Schöneberg, Charlottenburg, Punkte an Touristenorten wie Bahnhof Friedrichstraße oder Nikolaiviertel, dann vage in der Nähe vom Hansaplatz, irgendwo in der Kurfürstenstraße, der Goltzstraße, der Knesebeckstraße und genau dort, wo Vera, Frank und Gregor damals wohnten. Sie starrt auf das Muster,

mit Gregors Stadtfahrten hat es nichts zu tun. Sie selbst hat es eingezeichnet, bevor sie eines Tages den Plan abnahm, weil das Zimmer renoviert wurde, und begonnen hat sie zweifellos mit dem Punkt am Hansaplatz.

Zu ihm gehören feuchter Wind und nebliggrauer Himmel, Kälte. Kalter Erdboden, kaltes Straßenpflaster, kältegetrocknet die Abfälle und der Hundekot längs den Gehwegen. Auf den Demonstrationsplätzen zog es, der Wind trug harten Staub, den Geruch nach verbrannter Braunkohle, trudelnde Handzettel, Plakatfetzen. Mit der S-Bahn hin und wieder ein Ausflug vorbei am kalten Kriegsgelände, nunmehr offen für alle, aus dem Zugfenster lange Sicht auf den vernarbenden Schnitt durch die Stadt, bald ein gewohnter Anblick, desto unverständlicher. Immer waren die Bahnen voll, waren die Autobahnen voll, es fuhren viele, die nicht wiederkamen, zu viele auf die Dauer, aus der Nationalen Volksarmee liefen Soldaten über in die Bundeswehr. Schon war die Rede von einer Union harter Währung, spruchreif nach den ersten freien Wahlen Ost, im März. Vereinigtes Geld, vereinigte Wirtschaft, einiges Land.

Telefonieren zwischen Ost und West wurde noch mühseliger.

Paul kam durch und teilte seine Besuchsabsicht mit: vier Tage Ende Februar, Anfang März. Unterkommen könne er, an Stelle seines im Verlag zur Zeit unentbehrlichen Bruders, in einer Gästewohnung für Literaturleute, nicht weit vom Hansaplatz.

Vera kannte die Gegend. Sie fuhr in Richtung Bahnhof Zoo, die bereits vertraute Strecke, und stieg aus, wo nach der Grenzbrache die westliche Stadt erst richtig anfing, an der Station mit dem schönen Namen.

Bellevue. Dort hatte ihr Bruder Christian auf sie gewartet bei ihrem letzten Treffen im Sommer einundsechzig, es ging schon das Gerücht, der Osten wolle Westberlin durch eine Mauer aussperren. Niemand habe diese Absicht, beteuerte Walter Ulbricht. Natürlich nicht, sagte Ve-

ra, sind wir denn im Mittelalter? Sie zeigte Christian die weißen Rock'n Roll-Slipper, die sie sich am Tauentzien gekauft hatte, und bekam statt Bewunderung nur zu hören, nicht zum ersten Mal außerdem: Du musst ja Geld haben! Von Tante Annie zum Geburtstag. Das sagte sie aber nicht, sondern: Na klar, was dachtest du? oder: Nur kein Neid, oder etwas in der Art. Alles konnte er einem verderben. Stumm lief sie neben ihm her, durch ein Viertel, das vor kurzem noch Ausstellung gewesen war, international, sagte Christian, der letzte Schrei! und nötigte sie des öfteren zum Stehenbleiben, um aus einem mitgeführten Katalog vorzulesen. Vera bemühte sich zu zeigen, wie gleichgültig ihr Bauhaus und Hochhäuser, Beton und Moderne waren, wie langweilig sie diese pastellfarbenen Schachteln im Grünen fand. Einigermaßen glückte ihr das noch während der Belehrungen, bei denen Christian in seinem Eifer sie leider übersah, dann aber nicht mehr vor einem Flachbau, den er das Atriumhaus nannte: da zog sie flugs mit der ganzen Familie ein, saß abends lesend im Innenhof eine glückliche Zukunft hindurch, Groll und Zorn auf den Bruder waren verflogen. Bis er sie später in der Mensa irgendwelchen Leuten als seine kleine Schwester vorstellte.

Nun ein Anflug von Schadenfreude: Die hohen Häuser, an denen sie auf ihrem Weg vom S-Bahnhof zum Treffpunkt mit Paul vorbeikam, sahen aus wie besser gestellte Vorfahren der Ostberliner Plattenbauten und boten wahrscheinlich erst nachts, wenn die vielgestaltigen Fenster erleuchtet waren, einen reizvollen Anblick, dort hinter und über den kahlen Bäumen. Sie würde auf dem Heimweg darauf achten. Jetzt fiel ihr auf, wie leer, wie still es hier war zwischen Bahnkörper und Verkehrsstraßen, eine Insel, dünn besiedelt, von Lärm umschlossen, von Besuchermengen aus dem Osten nicht einmal gestreift. Ihre Bewohner konnten, drei Stationen vom Bahnhof Friedrichstraße entfernt, weiter leben, als habe es den Umbruch drüben, den Fall der Mauer nicht gegeben. Ein

dunkel gekleideter Herr mit grauer Künstlermähne kam Vera entgegen, der einzige Passant weit und breit, sie sollte ihn nach diesem Atriumhaus fragen. Sie fragte, aber der Herr bedauerte, er war nicht von hier. Eigentlich wollte sie das Haus auch gar nicht sehen, es hätte sich wahrscheinlich als Bungalow entpuppt.

Auf dem Hansaplatz die kleinen Läden und Passagen gefielen ihr, alles Nötige da und nah beieinander, eine überschaubare Einkaufswelt, im Vergleich gemütlich. Unweigerlich Rückschlüsse auf die Entstehungszeit, falsche gewiss, das wusste sie, aber die Empfindung blieb. Mit Frank geriete sie in den gleichen Streit wie über Mozartmusik und reinere, freundlichere Gemüter dazumal. Nur hatte Frank hier nichts zu suchen, das war kein gemeinsamer Ort. Vera hatte eine Verabredung mit Paul. Bis dahin blieb noch etwas Zeit. Sie entdeckte ein Bolle-Geschäft, dort kehrte sie ein. Sehen, riechen, Produkte und Preise kennen lernen, schon mal für den Ernstfall üben. Ihr fiel ein, dass Gregor erzählt hatte, am ersten März, in zwei Tagen also, kämen die ersten CDs in östliche Läden, zunächst klassische Musik, zum Einheitspreis von rund sechsundvierzig Mark. Was kosteten die hier wohl? Sie ging durch die Reihen, CDs sah sie nirgends, nur Haushaltwaren und Lebensmittel, die sie als Anschauungsobjekte jedoch wenig interessierten, die verschiedenen Reis- und Nudelsorten, die Tütensuppen, Fertiggerichte, Kräutertees und Fruchtjoghurts. Sie beobachtete die anderen, die wirklich einkauften, Leute von dieser dünn besiedelten Insel hier, die sich entspannt und zielsicher durch Gänge bewegten, in denen Vera bald aufgehört hatte, nach was auch immer zu suchen. Sie stand mit leeren Händen am Ende einer Warteschlange, in der ihr hochbepackte Wagen auffielen. Da wollte sie lieber doch nach vorne gehen, sich an der Kasse vorbeidrängen und hinaus. Als sie aus der Reihe trat, erblickte sie die lange Gestalt, seitlich gedreht, den Kopf vorgebeugt wie zum Ablesen der Summe von der Kassenanzeige,

dazu lächelnd, etwas verlegen oder entschuldigend, dazu vielleicht Worte, aus der Entfernung nicht zu hören. Vera hielt den Atem an. Sie blieb, wo sie war. Paul packte seine Einkäufe in eine Tragetasche aus braunem Papier. Er verließ den Laden. Er hatte einen hellen Ledermantel an, der bis zu den Waden reichte. Er war da. Er würde am Ausgang der U-Bahn auf sie warten. Sie musste einen Bogen schlagen, damit er sie nicht bemerkte. Zur verabredeten Zeit würde sie die Treppe hochkommen, in ein paar Minuten war es soweit.

Auf dem oberen Abschnitt der Treppe sah sie schon Pauls Füße in braunen Stiefeln, sah dunkle Hosenbeine, ein Stück Leder, das rasch größer wurde, sie nahm jetzt zwei Stufen auf einmal, sah noch, dass der Mantel in einem Lammfellkragen endete und Pauls Gesicht selbst im Winter nicht blass war, dann nichts mehr.

Sie weiß nicht, ob auch Paul die Augen geschlossen hatte, während sie sich küssten.

Dass die Gästewohnung kalt war, weiß sie noch, kahl und unwirtlich, dass sie aussah, wie eine Wohnung eben aussieht, die immer nur vorübergehend benutzt wird: klemmende Schubladen, verschrammte Tische, lockere Steckdosen, eingefressener Schmutz in Plastikteilen, der tropfende Wasserhahn. Eine Unwirtlichkeit in Grau und vergangenem Weiß, rostfleckiger Stahl. Vera stand in einer fensterlosen Küche, in der es nach feuchten Wischlappen roch.

Ich bin in der Falle. An diesen Satz erinnert sie sich. Sie hatte ihn vor sich hin gemurmelt, während sie Hängeschranktüren öffnete und nach einem Wasserglas suchte. Ihr war schwindelig vor Verlangen nach Paul. Sie wollte auf der Stelle von hier verschwinden, aus einer toten Wohnung in einem hallenden, gruftähnlichen Haus, wo alles weitläufig, dunkel, glänzend und kalt war, wo augenscheinlich keine Menschenseele sich aufhielt, nur ein stummer, schlüsselrasselnder Hausmeister mit

giftigem Blick, wo auf ihrer Etage hart schwarzweiße Dichterfotos hingen, größer als die Köpfe in Wirklichkeit, lächelnd kein einziger. Zum Davonlaufen. Hätte sie gewusst wohin. Sie drehte den Hahn auf, laues Wasser, ließ es fließen und sah zu, wie es in das Spülbecken strudelte, aus dessen Loch wieder hochkam. Sollte sie Paul vorschlagen, in ein Hotel zu gehen? In welches aber, sie kannte sich nicht aus, in Westberlin schon gar nicht, und würde Paul womöglich mit ihrem Vorschlag kränken, sie kannte ihn ja kaum, in solchen Dingen schon gar nicht. Sie ging ins Bad, gleich neben der Küche, drehte auch dort das Wasser auf, das zügig abfloss. Im Spiegel über dem Waschbecken sah sie sich, blass, mit weiten Pupillen, so dass die Augen fast schwarz wirkten, Schatten darunter, die Nase wie immer zu lang. Du siehst angegriffen aus, hätte ihre Mutter gesagt und Recht gehabt, Veras robuste Haare und Zähne spielten da keine Rolle.

Als sie, ohne zu wissen, wie es weitergehen sollte, mit ihrem Glas Wasser in das Zimmer zurückkehrte, lag Paul auf dem Bett. Lang ausgestreckt, nackt. Wie aufgebahrt. Nein, anders. Feierlich dargeboten. Der unvermutet weiße Körper. Die Schultern breiter als das Becken, behaart die Brust und haarlos die Beine, kleine Füße, große Hände, farbig wie Gesicht und Hals und die Arme bis knapp unter die Ellbogen. Paul rührte sich nicht, er sah sie an, unverwandt. Sie stand, immer noch das Glas in der Hand, vor dem Bett, zog mit Blicken ein Dreieck von den waagerechten Schultern hinab über die schrägen Leisten zur Mitte, dem seitlich liegenden Glied, das unter ihren Blicken zuckte, sich langsam aufrichtete, während sie in einem Zug das Glas leerte, es auf den Teppichboden fallen ließ, in fünf Zügen ihre Sachen auszog und fallen ließ, nackt bis auf die Strümpfe sich neben Paul warf, der sie in die Arme schloss.

Der Himmel war schon dunkel, als sie aufstanden. Im Licht der Straßenlaternen suchte Paul nach seinen Zigaretten. Rauchend stand er am

Fenster, Vera dicht hinter ihm. Mit ihrem Bauch streichelte sie seinen Po, legte ihre Stirn zwischen seine Schulterblätter, fuhr mit den Fingern über die wolligen Stellen auf der Vorderseite und zog ihn an sich, Haut gegen Haut, damit er das Überströmen von ihr zu ihm, damit er noch und noch den Liebesfluss spürte, dem sie Laute mitgab, ein Gemurmel zwischen Küssen auf den Rücken mit ausgetrockneten, aufgebissenen Lippen. Fast blieb die filterlose Zigarette daran hängen, die Paul ihr über die Schulter reichte. Was war das eben für eine Sprache? fragte er, DDersch?

Vera hat Worte behalten, gedachte, keine laut gesprochenen, Notizworte.

Ekstase: Das Gesicht über ihr, als sie auf dem Höhepunkt der Lust die Augen aufmachte und der Anblick sie durchfuhr, diese gesammelte, fast schmerzliche Entrückung, ein Gesicht außer sich, ein durch seinen Ausdruck gelöscht, plötzlich unpersönliches Gesicht mit den weitgezogenen, dichten schwarzen Augenbrauen von Paul Winnesberg.

Für einander geschaffen.

Doch, das hatte sie einmal auch laut gesagt, später, vor Frank in der Zeit ihrer Kämpfe, und Frank fragte nach: Wer oder was? Er gab die Antwort gleich selbst, erst verstand sie ihn nicht, so tonlos sprach er, dann wütend gesteigert: Reimt sich sogar, Stabreim natürlich. Die meinst du doch, aus dem riesigen Arsenal von Mösen und Schwänzen diese beiden, eigens für einander gefertigt oder geschaffen, wie du es nennst. Passform, das absolute Paar, Veras Vagina und der Penis von Paul! Verzweifelt, unfähig zu weiteren Erklärungen, in dem weinerlich beschwörenden Ton, den sie hasste, die letzte Stufe vor tränenreichem Verstummen, rief sie aus, mit aller Betonung auf dem zweiten Wort: Das ist es ja! Aber Frank verstand auch das falsch: Aha, du gibst es also zu, das ist es, ja. Wie sollte er, verletzt wie er war, den Penis von Paul und Veras Vagina, den Re-

frain seiner Ausbrüche in ihren Auseinandersetzungen damals, nicht als Übermacht hassen, sondern mildernde Umstände für Vera daraus herleiten, die ja bei ihm bleiben wollte, und wie durchschauen, dass der unbekannte Hauptfeind auf dem Kampfplatz gar nicht erschienen war, nur sein von Vera gestelltes Double?

Paul, der die Zigarette ausdrückte.

Mit solchem Hunger keine Wanderungen mehr, sagte er, es gebe ein passables Lokal ganz in der Nähe.

Sie verließen die Wohnung, auf der Etage war es stockfinster. Paul tastete nach dem Schalter. Weiß aufflammendes Licht, Vera erschrak. Die Köpfe an der Wand. Mit hallenden Schritten gingen sie die Reihe entlang, hin und wieder nickte Paul jemandem zu.

- Als wären das alte Bekannte von dir, sagte Vera.

Wieder nickte Paul: Sind sie. Oder waren es. Erzähle ich dir beim Essen.

Nicht die kleinste Erinnerung an das, was sie gegessen hatten.

In dem passablen Lokal war Paul in das Jahr 1965 zurückgekehrt, zu einem Künstlerfasching namens Zinnober, zu einem Wahlkampf, der im Sommer beginnen sollte, und in diesem Zusammenhang, als sei das Ganze ein Faschingseinfall gewesen, zu einem sogenannten Wahlkontor, in dem junge Dichter saßen, für die SPD Sprüche machten und daheim verfasste Politikerreden ablieferten, zum damals fürstlichen Stundenlohn von zehn Mark in bar. Es wurde gewissenhaft abgerechnet, jemand führte eine Strichliste. Paul?

Vera wühlt in den Mappen auf ihrer Arbeitsplatte. Sie weiß, sie hat die Broschüre aufgehoben, schwarzgrüner Umschlag mit Buchstaben in Weiß und Pink.

Da ist sie.

Nur Kopf hoch, links überholen, SPD wählen. Der Frau treu bleiben – die Partei wechseln: SPD. Sie können bei den Freidemokraten einsteigen, Sie können bei den Christdemokraten einsteigen, Sie können auch gleich bei Franz Josef Strauß einsteigen – mit der SPD fahren Sie besser.

Wie war Paul in dieses Kontor der schreibenden Wahlkämpfer gekommen?

Hatte sie ihn danach gefragt? Sicher. Es verstand sich ja nicht von selbst.

Paul schrieb zwar, er veröffentlichte kleinere Texte, so viel wusste sie, aber Schriftsteller war er darum nicht. Er hatte beim Rundfunk eine Stelle, die ihn und Frau und Sohn ernährte. Nach der Scheidung und dem Umzug von Frankfurt nach Berlin dann ohne Arbeit?

Eine Zeit lang vielleicht, vielleicht gerade im Sommer 1965, als Einmischung in die Politik geboten und aussichtsreich erschien, wobei als exotisch galt, dass sich Schriftsteller mit Politik beschäftigten und noch exotischer war es, dass sich Politiker mit den Schriftstellern austauschten, mehr als nur irgendwelche Nettigkeiten, liest Vera im Beitrag eines einstigen Wirtschaftssenators, dann Wirtschaftsministers, der wie ein deutscher Dichter hieß.

Reden entwerfen für den Kanzlerkandidaten auf Reisen im Wahl-Sonderzug, Reden für sein Schattenkabinett: einmal ein geglücktes Bündnis zwischen Geist und Macht?

Grass ausgenommen, sei doch niemand von ihnen damals schon bekannt gewesen, erinnert der Kassenwart der Kontoristen, wir mussten den Journalisten unsere Namen buchstabieren. Und die SPD war zu jener Zeit, auch das solle man nicht vergessen, nur ein Vorzimmer der Macht, also Schreibstube hilft Vorzimmer. Und nicht: Geist hilft Macht.

Vielleicht sagte Paul bei ihrem Abendessen Ähnliches, es hätte zu ihm gepasst. Die Politik aber, der da an die Macht geholfen werden sollte,

kam in seinen Erzählungen nicht vor, sie hatte den Stoff für Wahlkampftexte geliefert, genug damit. Sie war nach Willy Brandts Niederlage im September, vollends nach der Großen Koalition wieder Sache der anderen geworden. Zuletzt noch bitter enttäuschte Telegramme, der SPD hätte die Schreibstube keine Zeile geliefert, wäre 1965 schon absehbar gewesen, was ein reichliches Jahr später über die Bühne ging.

Die gigantische Kluft zwischen Aufwand und kläglichem Ergebnis bei allem, was man tue, hatte Paul mit großen, allmählich weinröten Augen gesagt, und dass Hans Magnus, der Freund, aus norwegischer Ferne in den Süden Frankreichs geeilt, ihm von dort im September Trost geschrieben habe: Ein Irrtum sei doch keine Schande.

In der Zeittafel der Broschüre entdeckt Vera unter dem Datum 16. Juni eine Notiz, die klingt, als habe Paul sie verfasst:

Alle wissen von der SPD, dass sie nicht die CDU ist. Das gefällt uns. 15 Uhr 30 beginnt der erste Arbeitstag im Kontor. Ein Büro der SPD, das gewöhnlich das Büro von Egon Bahr oder Fritz Barsig sein soll, liegt in einem verglasten Viadukt über der Kantstraße, heißt auch Schimmelpfeng-Haus und hat unten in der Hardenbergstraße die Nummer 28. Um die Ecke hat Beate Uhse ein dezentes kleines Geschäft eröffnet. Grass, Wagenbach und Bernward Vesper finden aber den Eingang zur SPD: zum ersten Mal betreten wir das Kontor. Günter Struve, ein junger Mann, der für Willy Brandt die Reden schreibt, führt uns durch die Räume. Er misstraut den Schriftstellern und bewundert sie. Wer noch Fragen hat, fährt ins Bundeseck.

Pauls Stammkneipe in Friedenau. Erwähnt, als müsse jeder sie kennen.

So erzählte er auch. Dass Vera zu der Zeit, von der er sprach, vier Jahre lang nicht mehr in Westberlin gewesen war und davor ja auch nicht täglich, dass sie unter seinen Bekannten nur die Allerbekanntesten kann-

te, dank Lizenzausgaben und Westgeschenken oder bloß dem Namen nach, kam ihm nicht in den Sinn, hätte ihn auch bei ausdrücklichem Hinweis nicht aufgehalten. Er redete, als wäre fraglos erreichbar für sie, was er erlebt hatte, woran er beim Reden dachte oder in Bildern sich erinnerte.

Sie saß da, gehüllt um Paul, um seine Spur, seinen Nachhall, seine spürbar anwesende Abwesenheit in ihr, und ließ vorbeirauschen, was er an sie herantrug, Geschichten von anderen. Blieben Namen mit ange-koppelten Kleinporträts, die sich bald wieder lösten, weil keine Wiederholung sie festzurte. So schwirrten sie durch Veras Kopf.

Die Namen findet sie in der Broschüre wieder. Aber zu welchem unter ihnen gehörte nun der lange, blonde, stille junge Mann, so gewissenhaft, als müssten Engel eine Wahl gewinnen? Zu wem das nachdrückliche Leiden an der Enklave Steinstücken, zu wem die weite Jacke mit vielen Taschen, in jeder klapperten Tabletten, keine half, und fraglich war, ob er sie überhaupt schluckte? Wer war es, der Bedenken hatte von Anfang an, wer, der von der Wählerei wenig erwartete und mehr vom Volk? Einer von ihnen spielte viel zu gut Skat, doch das hätte, aus Veras ewiger Anfängerperspektive, jeder sein können, jeder von ihnen, der spielte, in den Kneipen, wo sie sich abends trafen, die „Pferdestall“ und „Makitall“ hießen und eben „Bundeseck“. Namen, zu denen kein Tre-sen mehr gehört, kein Flipperautomat, kein Standardangebot von Bier, Schnaps, Bratheringen und Soleiern. Und nicht mehr dieser Kartoffel-salat.

Als sie, es war am zweiten Tag von Pauls Besuch, durch Friedenau wanderten, blieb er wieder einmal stehen. Er wies zum Erdgeschoss eines kahlen, graubraunen Eckhauses auf der anderen Seite der Bundesallee.

Es gab da, sagte er, aus einem Eimer hinter der Theke einen fürchterlichen Kartoffelsalat, der unsere Verehrung genoss, weil er aus einer klei-

nen Fabrik an der Mauer stammte, die Mayonnaise uns also verband mit den Brüdern und Schwestern drüben, mit euch, sagte Paul. Sie blickten noch eine Weile hinüber zu dem Eckhaus mit dem roten Kreuzzeichen einer Geschäftsstelle vom Deutschen Roten Kreuz.

In den Straßen ringsum zeigte Paul ihr dann Häuser, in denen seine berühmt gewordenen Freunde von einst gewohnt hatten, Häuser, die ihnen der Mecklenburger, sagte Paul, in seiner Stadtteilliebe auswählte und vermittelte, damit sie alle nah von einander lebten, zeigte zum Schluss das Haus, in dem er selbst eine Wohnung bezogen hatte, dunkel und groß, immer von anderen mitbewohnt, wenn es sich einrichten ließ auch von Robert, der gerade in die Schule gekommen war. Dort auf dem Balkon im Erdgeschoss habe die Gudrun gelehnt und zum Spielplatz hinüber gerufen: „Robert, essen!“. Paul ahmte den Tonfall nach, Vera dachte sich eine junge, metallische Frauenstimme dazu. Fall und Stimme blieben in der kalten Luft eines grauen Tages stehen, fest oder erstarrt nach der Antwort auf Veras Frage: Welche Gudrun denn?

Von siebenunddreißig Lebensjahren neun auf der Flucht, in Haft, im Untergrund, ein Gesicht auf Fahndungsplakaten, in Filmberichten von Gerichtsverhandlungen, das Urteil: lebenslänglich. Tod in der Gefängnisfestung, Selbstmord oder doch vielleicht Mord?

Seit einem Kinoabend Anfang der achtziger Jahre im Zweifel, fragte Vera nun Paul, nicht, wie sie andere gefragt hätte, nach deren Glauben oder Überzeugung in dieser Frage, sie fragte, als habe sie plötzlich einen getroffen, der es wissen musste. Paul bekam seinen abwesenden, abweisenden Blick. Man wisse es nicht, sagte er. Die Gudrun also hatte in der Zeit des Wahlkontors, auch im Jahr danach zusammen mit ihrem Verlobten ausgiebig bei Paul gewohnt und für das Kind, wenn es zeitweise bei ihm war, gekocht, meistens Nudeln, sagte Paul, dann selbst ein Kind bekommen, das mit zweitem Namen Robert hieß wie der Sohn

von Paul. Und womöglich sein Sohn war? Das wussten wir nicht, sagte Paul, diesmal klang es nach einem absichtlich ungelüfteten Geheimnis, eigentlich einem Wunsch, und offen blieb, wer alles zu diesem Wir gehörte. Kurz darauf wieder Eindeutigkeit: Bernward Vesper hieß der junge Mann, er schloss sich den schreibenden Wahlhelfern an, scheu erschien er ihnen, einer, der umherirrte wie auf ständiger Suche nach Aufgaben, und kein Dichter werden wollte, weil sein Vater einer gewesen war, für die Nazis. Mit Vesper kam eine blonde Studentin, die fleißig ins Reine tippte, was den Schriftstellern zu Hause eingefallen war, Gudrun Ensslin, gebürtig aus einem Pfarrhaushalt auf der Schwäbischen Alb.

Die beiden wurden ein Paar, Eltern nicht gleich, sagte Paul im Weitergehen, aber sie schoben schon einen Kinderwagen vor sich her, in dem, unter Kissen, eine Maschinenpistole aus Bakelit lag, schließlich eine echte.

Vera blieb stehen. Und das soll ich dir glauben? Nur weil ich nicht dabei gewesen bin?

- Alle, die dabei waren und noch am Leben sind, könnten es bezeugen, sagte Paul.

Er hatte, sieht sie jetzt, wenigstens in einem Fall Recht, ein Beitrag in der Broschüre enthält fast wörtlich die Bestätigung.

Von dem Friedenauer Spaziergang keine Zeichen auf Veras Stadtplan.

Es hätten Kreuze sein müssen. Paul hielt ihre Hand und führte sie an Totenhäusern vorbei. Sie sah ja die Lebenden nicht, hatte sie nie gekannt, die in ihm auftauchten, wenn er ihre Namen nannte und die Todesart: erhängt, erstickt, verbrannt, am Alkohol gestorben, an Lungenkrebs. Selbstmord begangen: Bernward Vesper, auf welche Weise, wusste Paul nicht. Vera erschien der unheimlichen Wald wieder, dicke, glatte, sehr hohe Stämme, der Boden kahl, die Kronen außerhalb des Blickfeldes, das den Wald in endloser Tiefe, immer dunkler, vollkommen still,

umfasste, dann irgendwo ein kleines leeres Auto. An eine solche Szene aus dem Film, natürlich kannte er ihn, erinnerte Paul sich nicht, da brachte Vera wohl etwas durcheinander.

- Vesper ist in Hamburg gestorben, sagte er, sechs Jahre vor Gudrun und Andreas Baader. Der war die blanke Katastrophe.

- Und das Kind, das mit zweitem Namen Robert hieß?

- Blieb bei seinem Vater, als die Mutter nach Frankfurt verschwand und ein Kaufhaus anzündete. Felix, sagte Paul, bedeutet ja der Glückliche, ihn haben sie beide im Stich gelassen.

Beklommenheit und Druck im Magen wie an Sonntagnachmittagen ihrer Kindheit, in dem Viertel aus Pauls Vergangenheit spürte sie es wieder. Ihr Gefühlsgedächtnis hat den Eindruck aufbewahrt und gibt ihn leicht her wie etwas Unverwestes, das man unter vermoderten Blättern aus krümeliger Erde hervorschartt.

Sie standen am Rüdeshheimer Platz vor einem Steinpferd, auf hohem Sockel martialisch gebäumt, ein halbnackter Steinknabe daneben, genau hat sie es nicht behalten, nur dass Paul, während sie da standen, von der Abendveranstaltung sprach, ganz selbstverständlich: Erst gehen wir essen, dann dorthin, anschließend gibt es noch ein kleines Fest. Er fragte sie, wie spät es war. Die Antwort schien ihn zu befriedigen. Sie mussten los. Wieder ging Paul in forschem Tempo, den zu engen Mantel aufgekнопft, hoch aufgerichtet, mit vorgerecktem Brustkasten, doch nicht mehr wie gepanzert, fast frohgemut jetzt, er hätte Friedenau, die Bewährungsprobe, gleich hinter sich. Wie schlimm oder enttäuschend fremd und banal es gewesen sein mochte, darüber reden wollte er nicht. Ein gesprochener Seufzer: „Jaja“. Dann: „Geschichten, Geschichten“.

Im Restaurant, demselben wie am Abend zuvor, fing er doch wieder an, von früher zu erzählen, um Vera oder sich selbst einzustimmen auf

Lesungen zu Ehren eines Achtzigjährigen. Sie hörte nicht zu. Sie wollte hier weg, fort von dem Mann, mit dem sie alle Zeit der Welt vergessen hätte, wären sie in der trüben Gastwohnung geblieben. Lass uns hier bleiben, hatte sie zu Paul gesagt, der kreuz und quer durchs Zimmer ging, Geld und ein Faltblatt einsteckte, vom Nachttisch eine große Armbanduhr hochnahm und einen Blick darauf warf, sich auf das Bett setzte, aber nur, um die Schuhe zu wechseln. Er schüttelte den Kopf. Ausgeschlossen, er sei ja in Vertretung seines Bruders hier und habe ihm versprochen, verschiedene Leute zu grüßen, die er bei der Veranstaltung zu treffen hoffe, auch aus eigenem Wunsch, nach so vielen Jahren, er müsse das nachher mal ausrechnen, außerdem: Für sie als Lektorin aus dem Osten biete sich die wunderbare Gelegenheit, einer lebenden Legende zu begegnen, einem Stück deutscher Literaturgeschichte der Nachkriegszeit, und wenn ihr schon der Name Richter nichts sagte, dann doch bestimmt die Gruppe 47.

Vera reagierte nicht. Sie lief auch nicht fort. Sie saß den Abend über neben Paul, nickte von weitem zwei Kollegen aus einem anderen Verlag zu, von den ihrigen war zum Glück niemand erschienen. Sie hatte sich mittags, vor einer Sitzung, wegen Grippeverdacht abgemeldet, zum Arzt müsse sie. Sie hätte sicher auch unentschuldigt fehlen können, niemand nahm es mehr so genau. Zwar herrschte Betriebsamkeit wie nie zuvor, längst gehegte oder bislang nicht einmal gedachte Projekte kamen auf den Tisch, wurden begeistert diskutiert, bis die Realisten sie heruntergedämpft hatten: eine erstarkende Gruppe, hervorgegangen aus einer Bemerkung von Edith Graupner, die einen Tag nach dem Fall der Mauer in der Kantine gesagt haben sollte: „Leute, ist euch eigentlich bewusst, dass uns heute nacht das Programm weggebrochen ist?“ Nicht die euphorischen Pläneschmiede und Konstrukteure eines neuen Verlagsprofils, die im November, noch benommen vom nächtlichen Ausflug an

den Kurfürstendamm, Ediths Kassandraruft zunächst überhört hatten, erwiesen sich als wahre Erben der frühen Einsicht, sondern die Nüchternen, die bald so genannte Fraktion der Realos. Zu ihnen zählte Edith nicht, vielmehr, sie weigerte sich, an das zu glauben, was alle erlebten: dass das Publikum verloren ging, und was absehbar war: das Ende ihres kleinen Betriebes.

Vera genoss es, noch eine Weile so zu arbeiten, als könnte die Realität den Voraussagen der Realisten nicht ernstlich folgen. Und anderen, das wusste sie, ging es im Grunde genauso. Alle wirbelten herum, betriebsam ohne Strenge, wie lange noch?

Vom fernen Podium hörte sie eine Geschichte, die von Trümmern, amerikanischen Zigaretten und dem Blick aus einem Kellerfenster auf vorbei gehende Schuhe handelte. Plötzlich lag ein junges Paar in den Dünen, während die Nationalsozialisten im nahen Fischerdorf und Badeort lärmend aufmarschierten, das alles auf der Insel Usedom, an einem sonnigen Tag in der Vorsaison. Lebhafter Applaus, noch gesteigert, als der Jubilar auf die Bühne trat. Auch Paul klatschte herzlich.

Vera nahm sich vor, gleich an die Garderobe zu eilen, wenn das hier vorbei war. Zu der anschließenden Feier bliebe sie auf keinen Fall. Dort würde Paul sich betrinken, sie den alten Bekannten als seine Freundin aus dem Osten vorstellen, würde man sie in Diskussionen über die in Sicht gerückte nationale Einheit: so schnell wie möglich, behutsam Schritt für Schritt oder lieber gar nicht, stattdessen eine Konföderation deutscher Staaten? verwickeln, ihr Stellungnahmen zum Strom der Übersiedler in die Bundesrepublik, zum voraussichtlichen Ausgang der Wahlen, zur Rolle der Schriftsteller in der friedlichen Revolution, oder besser doch Wende?, zum Umgang mit dem krebserkrankten Erich Honecker abverlangen, was auch immer, sie würde sich den Abend bei Pfarrer

Gerhauser in Darmstadt zurückwünschen, als sie Außenstehende war, ein kurzzeitiger Gast aus der Fremde.

Im Foyer teilte sie Paul ihren Entschluss zu gehen mit, gerade in dem Augenblick, als er einer bereits trinkend und rauchend zusammenstehenden Gruppe von Männern seines Alters zuwinkte, die umgänglich aussahen, modischen Kleidungsnormen souverän entrückt. Einer von ihnen kam auf Paul zu, strahlend: Er müsse unbedingt etwas loswerden, bevor es ihm im Trubel des Abends vielleicht entfalle. Vorhin, als ihn die Figur des jungen Werner aus „Gemieteter Beistand“ so lebhaft an das Wahlkontor, namentlich an Paul erinnert habe, der ja wie ein kafkaesker Beamter hinter dem Schreibtisch gesessen, die Schriftsteller empfangen, ihre Arbeiten entgegengenommen und verschickt habe, da sei es ihm wieder in den Sinn gekommen, er müsse es schnell mal erzählen, sagte er mit entschuldigendem Seitenblick zu Vera.

Es dauerte wirklich nicht lang. Dann machte er kehrt. Bis gleich, rief Paul ihm nach. Vera wiederholte, sie werde jetzt gehen.

Paul, betont emotionslos, mit undurchdringlicher Miene: Das musst du entscheiden.

- Das habe ich entschieden, sagte sie.

Auf dem Weg zum Bahnhof Bellevue achtete sie auf den Anblick der noblen Plattenbauvorfahren, jetzt schimmernde Lichthäuser, schön, als seien sie für die Dunkelheit entworfen worden. Gestern, mit Paul, hatte sie keinen Blick dafür gehabt, für nichts eigentlich. Oder nur für etwas, das ihm auffiel, während sie Hand in Hand auf dem Bahnsteig standen: gegenüber, an der gelbbraunen Backsteinmauer des Bahngebäudes, eine graue Tasche aus Stoff oder Wachstuch, mit breitem Riemen längs verschnürt. Sie hing da, warum, wozu, gefüllt womit? Gut sichtbar, über die Schienen hinweg, in allem ein Rätsel.

Vera wartete auf ihren Zug. Die Tasche hing an derselben Stelle. Für Paul würde sie zu der Handvoll Berliner Erinnerungen gehören wie die Kaninchen auf dem Mauergelände, die er nur aus Veras Erzählung kannte.

Einen Augenblick lang versuchte sie wahrzunehmen, was sie fühlte. Nichts Deutliches, das war ganz angenehm. Ihr ging durch den Kopf, was der freundliche Autor vorhin gesagt hatte, wobei er von Paul in der dritten Person sprach, wahrscheinlich weil sie, Vera, daneben stand:

Paul sei, aus für ihn unerklärbaren Gründen, sagte er, für seinen zweijährigen Sohn eine Zauberfigur gewesen. Der ‚Windsberg‘, wie das Kind ihn nannte, konnte durch Wände gehen, durch Schlüssellöcher fahren, „er war ein Heilwesen, aber auch ein Unheilwesen.“ Das Wahlkontor war längst verschwunden, der ‚Windsberg‘ im Kopf seines Sohnes, sagte der Autor, hielt sich noch mindestens drei Jahre.

4.

VERA kniet weiter auf dem Fußboden und betrachtet den ausbreiteten Stadtplan. Probehalter zieht sie eine Verbindungslinie zwischen den Punkten in der Knesebeck-, der Goltz- und der Kurfürstenstraße. Ein ungleichseitiges, stumpfwinkliges Dreieck entsteht, die Figur sagt ihr nichts, der Zeigefinger ersetzt das Gedächtnis nicht. Aber er bringt es in Gang. Die Punkte gehören tatsächlich zusammen, die Orte vielmehr, die mit den Straßennamen jetzt auftauchen, Stationen ein- und desselben Tages vor mehr als einem Jahrzehnt. Und eine Zahl, die Nummer eines von vornherein oder durch Nachkriegsrenovierungen auf das Nötigste beschränkten, fast schäbigen Mietshauses in einer Reihe ähnlich gesichtsloser, glatt verputzter Häuser. Sie unter-

schieden sich von den Vera vertrauten östlichen Entsprechungen durch etwas frischere Farben und solide, mit Klingeln und Gegensprechanlage ausgestattete Tore.

Paul setzte die Brille auf, er suchte nach dem Namen, den er unterwegs ein paarmal laut gesagt hatte, damit auch Vera ihn sich einprägte. Es war der Name des Stiefvaters von Roberts damaliger Freundin oder Frau, sie hatten ja, soviel Paul wusste, in Las Vegas geheiratet, zumindest diente die Heirat als Grund, sagte er, für einen von Roberts atemlosen Anrufen, in denen es, wie meistens, um dringlich benötigtes Geld ging.

Vera sieht den beim Namenlesen aus der Krümmung sich langsam aufrichtenden Rücken wieder, die schwarze Lederjacke und sich selbst in hellen Leinenhosen, in Stoffschuhen. Der Besuch in der Kurfürstenstraße fiel wahrscheinlich in den Juni '91. Ja, in die Anfangsphase der Verlagsabwicklung.

Sie erinnert sich an eine Diskussion mit Paul beim Frühstück in seiner Pension in der Knesebeckstraße.

Vera hatte, nach Frank und vor Gregor, zur üblichen Zeit die Wohnung verlassen, als ginge sie zur Arbeit. Später fiel ihr, wann immer in einem Fernsehfilm ein ordentlich gekleideter Familienvater mit Aktentasche sich am Morgen wie gewohnt verabschiedete, um bis zum Feierabend ohne Arbeit herumzulungern, dieser Aufbruch in einen freien Tag ein, reueloser Augenblick des Glücks.

Der Himmel war türkisfarben, die Sonne funkelte, es wehte ein frischer Wind. Beflügelt eilte Vera zur Friedrichstraße, mit der S-Bahn zum Savignyplatz, auf einem roten Läufer hoch in die Beletage des herrschaftlichen Hauses, in dem Paul noch im Bett lag und sie erwartete. Sie liebten sich in Eile. Paul war hungrig, es blieb nicht mehr viel Zeit, bis der Frühstücksraum schloss.

Vera trank einen Milchkaffee und sah zu, wie Paul die Gabel über Aufschnitt und Käsescheiben kreisen ließ, die sich nicht in das verwandeln wollten, was er überall auf der Welt zum Frühstück erwarten und vermissen würde: Thüringer Leberwurst für die eine Scheibe Graubrot, Magerquark und Pflaumenmus für die andere. Vera kannte nun schon einige seiner Gewohnheiten, kannte sie aus den fünf Tagen, die sie im Jahr davor mit ihm verbrachte hatte, ihre Flitterwoche in Darmstadt im Juli, und anfangs bei einem Wetter wie an diesem Morgen.

Sie rühmte vor Paul die Kulanz des Verlages, der ihr in einer so angespannten Phase, dazu noch kurzfristig, sie konnte den Resturlaub ja erst beantragen, nachdem Paul sich endlich für einen Termin entschieden hatte, frei gab, drei volle Tage. Drei Tage für sie beide, tagsüber wenigstens.

Paul hatte sein Brötchen belegt und aß.

Statt Dankbarkeit für etwas, das ihr zustand, sagte er, wäre Widerstand gegen die Abwicklung angebracht, zumindest der Kampf um angemessene Abfindungen, um die Einhaltung von Sozialplänen, wozu gebe es, da man doch eins geworden sei, jetzt Freiheit auch für die Gewerkschaften im Osten! Er werde ihr mal erzählen, wie er, das mochte sechs oder sieben Jahre her sein, im Fall einer geplanten Stellenkürzung gegen die Leitung des Hessischen Rundfunks vorgegangen war.

Vera wollte es gar nicht wissen. Sie ärgerte sich über die Belehrung durch Paul, der keine Ahnung hatte von ihrer Situation, dessen Bescheidenwissen pure Weltfremdheit verriet, der vor allem nicht erfasst zu haben schien, dass sie dankbar war für Zeit mit ihm. Sie ging auf seine Erzählung nicht ein, sah dabei bestimmt verbissen aus und dachte sich, dass er sie gerade als exemplarischen Ostler erkannte, zwar nicht jammernd, aber verdruckt, beleidigt, passiv und blöde schweigend, das Gegenstück

zum ignoranten Besserwisser, als den sie ihn zuvor still entlarvt hatte. Im Ganzen also doch wieder erheiternd.

Was sie da jetzt komisch finde, fragte Paul.

- Dass wir ein Gespann sind, zeitgenössisch typisch, du kannst uns in jeder Zeitung begegnen, sagte sie.

Er schüttelte nachsichtig den Kopf: Sie sollten mal vernünftig reden, nämlich über den Tagesablauf. Dann könne er Robert anrufen und Bescheid geben, wann sie kämen.

- Robert? Ich denke, der ist in New York!

Vera fühlte sich plötzlich getäuscht, überrumpelt, um einen Glückstag betrogen. Musste der Sohn jetzt hier auftauchen, ausgerechnet! Und erschien Paul, so wie er im Februar '90 als Vertreter oder Abgesandter seines Bruders aufgetreten war, diesmal mit dem inneren Auftrag, sich vorübergehend als Vater zu bewähren, nach wer weiß wie langer Zeit den Sohn wiederzusehen, um den er sich zwar mehr, als die Mutter es vermochte, aber doch herzlich wenig, fand Vera, kümmerte und gekümmert hatte, ein Gastspielvater in gemeinsamen Ferien, später bei gemeinsamen Kneipentouren, auflebend, wenn Robert seinen Alltag kreuzte, bloß nicht für lange, weil dieser Sohn nervte, unzuverlässig, ein Chaot, ein Neurotiker war, unfähig, sein Leben in den Griff zu bekommen, weil er sich umbringen wollte, aber vorher noch die Zähne richten ließ, auf des Vaters Kosten selbstverständlich, überhaupt viel zu oft Geld verlangte.

Einiges wusste Vera ja. Nach der Scheidung hatte Paul das Sorgerecht erstritten, das Kind zeitweise bei sich gehabt, es wieder fortgeschickt, es mal den einen, mal den anderen Großeltern, dann einem Internat und, befand Vera, letztlich immer sich selbst überlassen. Sie vermied es, mit Paul über Robert, mit Paul über Paul als Vater zu reden. Es wäre zu keinem dieser Gespräche unter Eltern gekommen, bei denen ausdauernd

geführte Monologe den Beteiligten das gute Gefühl von Erfahrungsnähe verschaffen. Sie wären aneinander geraten. Vera hätte Eigenes, das sie um alles in der Welt ausklammern wollte, nicht umgehen können, schon bei der leisesten Andeutung hätte Paul aggressiv reagiert, sie kannte seine Ansicht: Vergleiche kränken. Warum ließ er für die kurze kostbare Zeit, die sie gemeinsam hatten, die Familie nicht draußen? Sie tat es schließlich auch. Schlug sie ihm etwa ein Treffen mit Gregor vor? Das war allerdings etwas anderes, zugegeben. Trotzdem.

- Mach was aus für morgen, sagte Vera, heute führe ich dich durch Ostberlin. Damit war Paul einverstanden. Unter der Bedingung, dass sie über den Bahnhof Friedrichstraße anreisten. Er wollte sehen, ob es, wenn man dort rauskam, noch so aussah wie früher.

- Gestern, in einer Kneipe im Nikolaiviertel, hat ein Touristenpaar aus Sachsen deinen Vater für Horst Tappert gehalten, sagte Vera. Robert sah sie an mit leerem Blick.

- Für Derrick, aus dem Fernsehen, sagte Vera und kam sich unendlich albern vor.

Schon dass sie, um Robert zu helfen, mitgegangen war in diese rosa Küche, die zugleich als Duschaum diente, in der jetzt ein goldfarbener eloxierter Pfeifkessel auf dem Gaskocher zu lärmern anfing, dann zischend sein Mundstück fortspuckte, während Robert Tassen abspülte und Vera vergebens nach einem Geschirrtuch Ausschau hielt. Dass sie mitgegangen war, als traue sie ihm nicht zu, allein Tee zu kochen, als gebe es etwas unter vier Augen zu besprechen, als müsse die Geliebte des Vaters die Gunst des Sohnes erringen durch Anstelligkeit und vertrauliche Mitteilungen. Auch das selbstverständliche Du von Anfang an, sie begriff es alsbald und zu spät, war ein Fehler, der Jahresabstand zwischen Robert und ihr nicht groß genug für Erwachsenenrecht einem Kind ge-

genüber, doch viel zu groß für Umgangsformen wie unter Altersgenossen.

- Eine Krimiserie?

Roberts Frage klang nach Hinnahme von Vergnügungen, deren schlichtes Muster man zur Genüge kennt, um auch unbekannte Einzelheiten korrekt zu erraten. Vielleicht aber tat er nur so, als habe er von Derrick nie etwas gehört, weil er Vera mitteilen wollte, dass er sich derlei Zumutungen nicht auszusetzen pflegte. Fernscheiß. Sie konnte das Wort förmlich hören, während sie zusah, wie er den Kessel vom Gas nahm und in einer Glaskanne Tee aufgoss. Seine Bewegungen schienen der steuernden Zentrale immer ein wenig zuvorzukommen, rasch irgendwohin zu streben, dann einzulenken in den gedachten Plan und dabei zu bleiben, auch wenn dieser vielleicht schon wieder zerronnen war, das Tempo sich verlangsamte, der Blick entrückte. Ein fahriges, zugleich schleppendes Hantieren.

Vera gefiel, was sie sah. Sie bedauerte, niemandem sagen zu können, schon gar nicht Paul, der das Wort verabscheute, dass sie Robert schön fand. Seine Augen waren dunkler als die von Paul, die Nase kürzer, flacher, doch ähnlich der weiche Mund, ähnlich auch die breite, leicht gewölbte Stirn, die an einen dichten Haaransatz reichte, der, wie es aussah, noch lange dicht und schwarzbraun bleiben würde. In welchem Film hatte Robert eine Hollywoodgröße von einst gespielt, Cary Grant oder wen? Ein stummer Auftritt von Sekunden: aus einem Hotel kommen, wartenden Fans zuwinken, in einer Limousine verschwinden.

Vielleicht war das Ganze auch nur ein Projekt gewesen, eines aus der Vielzahl von Roberts rasch wechselnden Projekten hier oder in Nordamerika. Genau wusste Paul da nicht Bescheid, der unsicher wirkte, wenn er vom „Künstlerleben des Kindes“ sprach. Die Aussicht auf Gründe zu väterlichem Stolz war ja überlagert von der Sorge, es werde unter dem

Einfluss von Drogen und bei ständigem Geldmangel nicht einmal zu einer bescheiden gesicherten Existenz kommen, die dem verwöhnten, vernachlässigten Kind mit den exzessiven Ansprüchen ohnehin als das Letzte galt, was anzustreben sei.

Paul liebte den Sohn und wies ihn zurück, er gestand sich sein Versagen als Vater ein und hielt es für unabänderlich, er wäre imstande gewesen, aus erlittener Kränkung jeglichen Kontakt zu Robert abzubrechen und seinen Schmerz darüber zu den anderen Verlustschmerzen zu tun, dem sich mehrenden Grundbestand seines Lebens: So sah Vera das Dilemma, so etwa hatte sie es dargelegt, als sie auf dem Weg in die Kurfürstenstraße waren. Paul hatte genickt. Und nach einer Weile gesagt, Robert freue sich ja auf ihren Besuch, er sei interessiert an seines Vaters Meinung zu einem Projekt, das er mit Freunden diskutieren wolle, die bald nach Paul und Vera eintreffen würden.

Robert füllte den Tee in eine Thermoskanne. Vera löste den Blick von hautengen schwarzen Jeans und grauem T-Shirt, ergriff einige der ausgespülten Tassen und ging zurück zu Paul, der lesend in einem hellbraunen Ledersessel saß, dem Prunkstück unter den um einen runden weißen Plastiktisch gruppierten Sitzgelegenheiten. Im dämmerigen Hintergrund des langen schmalen Raumes stand ein Ledersofa in gleicher Farbe, beide Stücke wohl vom Stiefvater der Freundin, vielmehr Frau von Robert zurückgelassen, das übrige Inventar stammte sicherlich aus dem Sperrmüll.

Vera stellte die Tassen ab und trat hinter den Sessel. Sie legte ihre Arme um Paul, beugte sich herunter, sie fuhr mit den Lippen über den kahlen Hinterkopf, der sich runzeln konnte wie eine Stirn, und sog den Hautgeruch ein, gemischt aus Paul und Nivea und dem Haarwuchsmittel K5 ohne Fett.

Komm, lass uns gehen, wollte sie sagen. Da tippte Paul auf die aufgeschlagene Seite: Das ist die blanke Scheiße, sagte er, das muss man den Kindern mal sagen.

Vera kniff die Augen zusammen, damals kam sie zur Not noch ohne Brille aus, und las die Beschreibung einer Filmszene, in der, begleitet von sakraler Musik, eine nackte, auf einen gynäkologischen Stuhl geschnallte Frau von einem Mann mit Donald Duckmaske zu Tode gefoltert wird, eine akribische Schilderung, durchflochten vom Hinweis: und wir hören Bach.

Vera wurde flau. Sie weigerte sich zu glauben, dass in diesem Avantgarde oder Undergroundheft, offenbar einer Grundlage für Roberts Projektdiskussion, die Szene nur deshalb beschrieben wurde, weil sie echt war.

- Das kann nicht sein.

- Doch doch, sagte Robert, der jetzt bei ihnen am Tisch saß, den Beitrag mit dem Titel „Snuff Bach“ fortschob und Tee einschenkte.

Paul kündigte an, er werde sich äußern, wenn auch die anderen dabei seien.

Roberts Freund Henri und zwei weitere Männer, deren Gesichter Vera nicht behalten hat. Der eine von ihnen, ein Theatermann, Robert stellte ihn vor, als werde über kurz oder lang jeder ihn kennen, schien eben erst dem Bett entstiegen, zerknittert und müffelnd, das weiß sie noch, und wie erleichtert sie war, als sie endlich allein in einem kleinen Zimmer saß. Außer einer Matratze, einem Kleidergestell, einem Korbstuhl gab es dort ein Videogerät, das ihr den „Kontrakt des Zeichners“ vorspielte, einen von Roberts und auch Pauls Lieblingsfilmen. Nach einiger Zeit, der Zeichner befand sich wieder oder immer noch am Rand eines englischen Rasens, aus der grünen Ferne stürmte eine riesige Herde Schafe heran, stand Paul hinter ihr, küsste sie aufs Haar und sagte, es

werde nicht mehr lange dauern, alle seien gründlich unvorbereitet gewesen, das Theatergenie geradezu unerträglich, Paul habe ihnen ganz sachlich erklärt, dass ihr Vorhaben, falls man es überhaupt so nennen könne, blanke Scheiße sei, darauf schwacher Widerspruch von Robert und der Vorschlag, sich zu vertagen.

Vera hatte nicht wissen wollen oder damals erfahren und rasch vergessen, worum es eigentlich ging. Als sie aus dem Filmzimmer zurückkam, war man im Aufbruch. Paul in seinem Sessel zündete sich eine Zigarette an, die anderen standen durcheinander redend in seiner Nähe. Wodurch sie ausgelöst wurde, hätte Vera nicht sagen können, aber sie war da und blieb haften, ihre Vorstellung, Paul habe auf diese jungen Männer, deren Projekt er auseinander genommen und ihnen damit, wie es schien, einen unverhofften Gefallen getan hatte, faszinierend gewirkt wie seinerzeit der „Windsberg“ auf den kleinen Sohn des freundlichen Autors.

Vom Rest des Tages ist ihr in Erinnerung geblieben, dass sie in einem italienischen Restaurant in der Goltzstraße einkehrten, wo auch Roberts Frau erschien, groß, schlank, blond, ganz in Schwarz und aus irgendeinem Grund sehr verärgert, nach der Vorspeise ging sie wieder, dass Robert unglücklich aussah und Vera Leid tat, dass Henri, der mitgekommen war, weil er gleich um die Ecke wohnte, nach einem Glas Wein graubleich wurde, zusammensackte, sich die Hände vor den Mund presste, dass Robert aufsprang, ihn unter die Achseln fasste und zu den Toiletten führte, es sah geübt aus. Henri vertrage einfach keinen Alkohol. Ob wegen der Drogen oder des Entzugs oder irgendeines Medikaments, erfasste Vera nicht, wohl aber Roberts Besorgnis, der Freund könne wieder durchdrehen. Wahrscheinlich sei Henri an dem da Schuld, sagte er, wies mit Blicken auf eine Frau mittleren Alters, die in Begleitung eines Schäferhundes gerade den Raum betrat und einen Arm in Gips hatte, die Margrit, stellte Robert vor, als sie neben dem Tisch stand

und fragte: Wo brennts denn? Henri sei noch hinten, es gehe ihm schon besser, ob sie nicht bleiben wolle? Kopfschütteln. Sie sei nur auf den Anruf hin gekommen, um ihn abzuholen. Freundlich, ganz gelassen wartete sie stehend, hielt den gewinkelten Arm über den leeren Stuhl, bis Henri, noch blass, zurückkehrte und sich von ihr fortbringen ließ.

Irgendwann verschwand Robert nach hinten, nutzte Vera seine Abwesenheit für die Frage, ob Paul sich gestern, im Nikolaiviertel, etwa gekränkt gefühlt habe, mit Derrick verglichen zu werden?

Woher denn, sagte er, das sei kein Vergleich gewesen, sondern eine Verwechslung.

Dass Paul sich an dem Abend nicht betrank, dass er für alle bezahlte und wie er Robert, als sie aufstanden, mit aufwallender Zärtlichkeit an sich zog, ach Kleiner, sagte er, dass Vater und Sohn sie dann zum U-Bahnhof begleiteten, auf dem Bahnsteig standen und synchron zum Abschied winkten, auch dies ist ihr von jenem Tag in Erinnerung geblieben.

5.

Wo auf dem Plan der stärkste schwarze Punkt eingetragen ist, knickt der Kanal aus der Nord-südrichtung nach Ost, liegt gleichsam der Ellbogen des Wasserarms, der ein längliches, von der Museumsspitze abwärts sich weitendes Stück Land zur Insel macht, dort im ältesten Teil der Stadt, gründlich verschwunden bis auf die altertümlichen Namen seiner Straßen und Plätze, Nachrufe auf Bauten und Gewerbe von einst. An der Friedrichsgracht, gegenüber dem Märkischen Ufer standen, als das Königsschloß nördlich von ihnen schon zerstört und abgetragen war, die kleinen schiefen Häuser der Fischer

und Handwerker noch. Sie selbst habe sie gesehen in den sechziger Jahren, sagte Vera zu Paul auf der Steinbrücke und streckte den Arm: da drüben, wo jetzt Grünflächen diese grauen Hochhäuser umranden.

Paul ihre Wohngegend zu zeigen, hatte sie sich als Bekanntmachung eines ihm unbekanntem Teils von Berlin gedacht und mehr noch als gemeinsamen Streifzug durch eine unsichtbare, von suggestiven Namen, Oberwasser Unterwasser Mühlen, Oberwall und Niederwall, Kur Kreuz Sperling Brüder Spittelmarkt, Hausvogteiplatz, Markgraf und Jerusalem, Gendarmenmarkt und Fischerinsel flüchtig herbeigezauberte, schon im Auftauchen sich verflüchtigende Stadt, die da und dort ein Portal, eine Brücke, einen Brunnen, eine Statue hinterlassen hatte.

Als sie im Knick des Spreekanals am Geländer lehnten, zur Jungfernbrücke hin den unverzagten Anglern, zur Grünstraßenbrücke hin einem Geschwader Enten rings um ein Schwanenpaar zusahen, über denen eine Großmutter mit Enkelin die letzten Brocken aus ihrem Brotbeutel ausschüttete, als Paul, auf dem Weg zuvor einsilbig und in sich gekehrt, diesem Geschehen jetzt mit Anteilnahme folgte, es erinnerte ihn an seine Spaziergänge um den Ententeich im Herzogspark zu Hause, begriff Vera, dass es falsch gewesen war, ihn hierher zu führen. In eine Stadt, die ihn nichts anging, vielmehr, die er sich vom Leib halten musste, weil sie besetzt war von der Familie Berend, Vera, Frank und Gregor, Frank vor allem.

Wie wunschdenkend blind sie gewesen war, wie naiv im Glauben, Paul könne die gleichen Spaltungen, Ausgrenzungen, Abkapselungen vollziehen wie sie und mit ihr durch gemeinsame Fantasien wandern, wo doch nebenan das Haus stand, in dem Vera ein Leben führte, das Paul ausschloss. Sie erschrak bei dem Gedanken, Frank könne, urplötzlich von seiner Klausurtagung zurückgekehrt, um die Ecke biegen und sie erblicken, oder Gregor käme auf dem Rad vorbei, drehte den Kopf

weg, als sähe er sie nicht, ein vertrautes Paar, das erkannte jeder auf den ersten Blick.

Sie mussten weg von dort. Zur nahen Anlegestelle der Ausflugsdampfer, schlug Vera vor. Paul war es recht, vom Wasser her sah die Stadt ganz anders aus.

Je länger sie jetzt den Punkt auf dem Stadtplan anstarrt, desto schwärzer wird er, ein Klumpen, düster wie ihre Erinnerungen an die wenigen, doch nicht mehr auseinander zu haltenden Male des ungunstigen Zusammenseins mit Paul in ihrer alten Wohngegend, in der früheren Wohnung sogar. Am falschen Ort, falsch vor dem Einschnitt wie danach.

Keine Vorahnung, kein warnendes Gefühl an dem Abend, als sie aus dem Bodemuseum kamen, irgendwo einkehren wollten, bevor Paul, wegen einer Erbschaftssache dringend nach Berlin bestellt, in seine Pension am Savignyplatz zurückfahren und Vera nach Hause gehen würde, nicht zu früh, nicht zu spät, angeblich war sie ja in Pankow beim Stammtisch mit den ehemaligen Verlagskollegen.

Eine weniger touristische Gaststätte hätte sie vorgezogen, folgte aber Pauls Vorschlag, der sie nicht überraschte, schließlich kannte sie seine Vorliebe für Wiederholungen. Ob er wieder mit Derrick verwechselt werden wollte? Sie gingen also am Spreeufer entlang zum Nikolaiviertel, blieben unterwegs mehrmals stehen, weil Vera Paul umarmen und küssen musste, wenigstens das.

Glück gehabt, sagte Paul vor dem niedrigen Haus, das einer historischen Vorlage nachgebaut war, den alten, anheimelnden Lokalnamen trug und gerade, als sie eintrafen, eine große Schar laut fröhlicher Holländer mit geröteten Gesichtern entließ. Sie würden Platz finden, vielleicht sogar am gleichen Tisch wie damals. Paul ging voran in die unübersichtliche Enge, Vera wartete, um zwei raumgreifende Nachzügler der Touristengruppe vorbei zu lassen, dann folgte sie dem Winkzeichen,

hängte ihre Tasche über die Lehne des Stuhls, den Paul ihr hielt, nahm Platz und sah beim Hochblicken in die Augen von Frank, ihr direkt gegenüber.

In diesem Augenblick setzte die Zeit aus, blieb wie im Märchen alles in der letzten Bewegung stehen. Damit Vera das Bild nie vergessen würde. Wie Paul in die Innentasche seiner Jacke nach den Zigaretten griff, wie der jüngere Mann neben Frank sein Bierglas hob, wie Frank sie ansah, als begriffe er nichts und auf einen Schlag alles, wie sie selbst mit halboffenem Mund da saß, sprachlos für immer. Irgendwann sagte eine fremde Stimme: Darf ich vorstellen, meine Frau, klickte dicht an Veras Ohr mehrmals, es klang verzweifelt, wütend, das Feuerzeug von Paul, setzte das Bierglas dumpf auf der Tischplatte auf, wozu Franks Nachbar mit jungenhaftem Auflachen ausrief: Das nennt man eine Überraschung! und seine Rechte ausstreckte: Hans Rudolf Scholz, sagte er, genannt Eifelrudi oder die rote Leuchte der Grünen. Vera sagte: Das ist Paul Winnesberg aus Darmstadt, wegen einer Erbschaftssache zur Zeit in Berlin.

Scholz schien hoch erfreut: Noch ein Westler! Da herrsche endlich Parität am Tisch. Er empfahl Paul die Sülze mit Bratkartoffeln, dazu ein Wernesgrüner.

Vera erwartete, dass Paul jetzt erklären würde, er trinke grundsätzlich kein Bier, es erinnere ihn an Männerpisse in Fußballstadien. Er sah aber nur über die Lesebrille hinweg kurz zu seinem Gegenüber, nickte stumm und bestellte später ein Gericht, das Berliner Leber hieß, zum Trinken Cola, nichts anderes. Vera hielt die Speisekarte in beiden Händen, den Blick gesenkt. Sie las nichts, sie zuckte zusammen, als der Kellner sie nach ihren Wünschen fragte. Bratkartoffeln mit Sülze. An dieses Essen würde sie sich erinnern, solange ihr Erinnerungsvermögen währt, und an das Wort Henkersmahlzeit, das ihr in den Sinn kam, während

sie aß, ohne zu schmecken. Danke, ausgezeichnet, antwortete sie, als habe der Kellner gefragt und nicht Scholz, der sie mit seiner guten Laune, seiner Redseligkeit über eine furchtbare Stunde hinweg rettete, der Paul in ein Gespräch über Erbe, Erbschaft und Vererbung, also er meine die nicht nur materielle, sondern auch kulturelle und biologische Dimension des Erbens als Vermittlung zwischen Vergangenem und Zukünftigen, nicht wahr? zu verwickeln suchte, das er unverdrossen doch allein bestritt. Frank sah ihn die ganze Zeit an, er gab sich Mühe zuzuhören.

Als die Mahlzeit endlich vorüber war und Paul aufbrechen wollte, erklärte Vera, sie werde ihn, da er sich hier nicht so gut auskenne, noch zur S-Bahn begleiten.

Das wäre nicht nötig gewesen, sagte Paul und: Da musst du nun etwas in Ordnung bringen. Nur diese beiden Sätze auf einem Weg von einem halben Kilometer oder mehr. Keine Verabredung für den nächsten Tag, ein berührungsloser Abschied.

Nichts ließ sich in Ordnung bringen.

Vera antwortete ehrlich auf Franks Fragen: Seit wann, wie oft und wo?

Ihre alten Lügen, Verheimlichungen und Halbwahrheiten machte sie damit nicht ungeschehen. Und die Beteuerung, an ihren Gefühlen für Frank habe sich nichts geändert, mit ihm wolle sie leben nach wie vor, war machtlos gegen das unheilbare Misstrauen, sagte Frank, das sie gesät hatte. Warum? Sie wollte ihn nicht verletzen, sie habe sich vor einer Situation wie gerade jetzt sehr gefürchtet.

Er schüttelte den Kopf: Warum diese Beziehung, meine er, warum dieser Mann?

Als ob man so etwas erklären könne, antwortete Vera. Auch für die Liebe zwischen ihm und ihr gebe es keinen einleuchtenden Grund, so

viele Einzelheiten sich auch aufzählen ließen. Was Paul betreffe, sei das einzige, das sie klar erkenne, eine starke sexuelle Anziehung. Wie für einander geschaffen. Reiche dies als Erklärung etwa aus?

Und ob! Für Frank reimte sich nun alles, er hatte die Formel gefunden, mit ihr rief er, um sie höhnisch herauszufordern, eine Übermacht auf, vor der er bereit war, das Feld zu räumen. Es sei denn, Vera stellte sich unmissverständlich an seine Seite. Sie müsse sich entscheiden, sagte Frank, zwischen ihm und dem Penis von diesem Paul.

Vera erinnert sich an seine Worte. Sie erinnert sich an ihre Tränen, an ihr Schweigen. Und an das Brummen des Kühlschranks.

Die meisten ihrer Auseinandersetzungen damals fanden am Esstisch in der Küche statt. Frank saß, mit dem Rücken zum Fenster, auf seinem Stammplatz, sie ihm gegenüber. Gregor fehlte. Er kam nur noch selten nach Hause, seit er in Erlangen studierte.

Wenn Vera von ihrem Umschulungslehrgang heimkehrte, war sie allein in der Wohnung. Frank machte, dank seiner Fachkenntnisse als Limnologe und seinem politischen Engagement seit der Wende, Karriere bei den Grünen. Er hatte eine Stelle im brandenburgischen Umweltministerium bekommen, fuhr täglich nach Potsdam, war ganz in seinem Element und wollte darin bleiben. Er dachte laut über einen Eintritt in die sozialdemokratische Partei nach und vollzog ihn stillschweigend, irgendwann teilte er es Vera mit. Die Woche über beegneten sie sich erst zur Schlafenszeit. An den Wochenenden versuchten sie, wieder ein Paar zu werden. Wie früher, sagte Frank. Von neuem, sagte Vera.

Paul sah sie nicht mehr.

Er rief einige Male an, spät in der Nacht, betrunken. Er nannte Frank den Traum der Schwiegermütter und versicherte, dass er keine Eifersucht spüre, auf Veras perfekten Ostmann nicht und überhaupt. Das hätten ihm alle seine Frauen, zuletzt Andrea, vorgeworfen, dass er nicht

eifersüchtig sei, nicht kämpfen könne, dass es ihm grundlegend an Ehrgeiz, an Kampfgeist fehle. Auch Vera habe leider nichts kapiert, doch er, Paul, gebe nie nach, nein, solange sein Kopf halte, gebe er nicht auf.

Vera gewöhnte sich an, das Telefon abzustellen, seit Frank, der einen festen Schlaf hatte, von einem der nächtlichen Anrufe doch wach geworden war und sein kaum beschwichtigtes Misstrauen gleich mit.

Sie erinnert sich an einen großen Wolkenhimmel über dem Oderbruch, an den Deich voller Sonntagsausflügler, an Franks Profil, als er im Gehen sagte, er müsse ihr etwas sagen.

Er hatte sich in eine neue Kollegin verliebt, Carola Steinbach, eine unverheiratete Frau Anfang dreißig.

Vera erinnert sich an das Stechen im Herzen. Und an ihre Erleichterung bald darauf.

Wenn es so stand, konnte sie auch Paul wiedersehen. Denn nun würde Frank sie aus eigener Erfahrung verstehen. Sie wollte aber behutsam sein und abwarten. Sie vermied es, nach Frau Steinbach zu fragen.

Wann und wo, in welcher Situation Frank zum ersten Mal von Trennung sprach, weiß sie nicht mehr. Gelöscht, verschmolzen mit all den anderen Malen, als hätten sie ein halbes Jahr lang am Küchentisch gesessen, das Brummen des Kühlschranks gehört und ihre Sätze wiederholt, Vera verweint, in trotzigem Wunschbeharren: Es müssten zwei Arten zu lieben doch nebeneinander bestehen können, Frank sehr blass, mit entschlossenem Ausdruck: Die Entscheidung sei gefallen, Carola erwarte ein Kind. Sie schwiegen erschöpft und fingen von neuem zu kämpfen an. Bis Vera aufgab. Bis Frank, noch vor der Geburt seiner Tochter, auszog. Bis sie die Scheidung einreichten. Trennung in wechselseitigem Einvernehmen.

Nein, sie habe nicht um Frank gekämpft, behauptete Vera später, und nicht gegen ihn. Ihm gehe es gut, beruflich wie privat, auch finanziell,

sagte sie, wenn die Rede darauf kam. Ja, die Scheidung sei sein Wunsch gewesen, er wollte wieder heiraten, seine Freundin erwartete ein Kind. Wirklich einverstanden mit der Trennung sei sie nicht gewesen, sagte Vera auch, ihre Lebensvorstellung deckte sich nicht mit seiner, aber die hätte sie nicht gegen ihn durchsetzen können, er sei im Grunde ein monogamer Typ. Im übrigen habe sie angefangen. Womit denn? Mit dem Ehebruch oder wie man es nennen wolle. Und dass sie sich beides wünschte, das Leben mit Frank, das Abenteuer mit Paul.

Ein dürftiges Fazit, doch es schien den anderen zu genügen.

Die Seiten, die sie monatelang voll schrieb mit Schuldbekennnissen, Entschuldigungen, Schuldzuweisungen und Urteilen, mit Betrachtungen über das tragische, sinnlose, notwendige, letztlich befreiende Scheitern ihrer Ehe, all diese Seiten, die sie wieder und wieder las, je nach Verfassung hellstichtig, tapfer oder peinlich fand, hat sie nach einem Abend im Sommer der großen Oderflut nicht mehr vorgenommen, Frank zum letzten Mal als Erscheinung auf dem Bildschirm gesehen, bald fünf Jahre war es her.

In ihrer kleinen Wohnung im Friedrichshain saß Vera vor dem Fernseher während der Nachrichten. Natürlich war der Fluss zu sehen und alles, was damals gegen ihn aufgeboten wurde unter einem wunderschönen Julihimmel, für den niemand einen Blick hatte in den Dörfern hinter den Sandsäcken. Natürlich wurde der von Experten begleitete Minister befragt auf dem Deich. Und plötzlich stand Frank da, dicht vor ihr. Er strich sich das Haar zurück, wie sie es an ihm kannte, die hohe sonnenverbrannte Stirn, er schwitzte, das sah sie, bei der nächsten Kopfbewegung fiel wieder eine Strähne vor, Vera streckte die Hand aus, ihre Fingerspitzen stießen gegen die Mattscheibe. Als hätte sie in dem Augenblick erst begriffen, dass Frank fort war, brach sie in Tränen aus. Sie

hörte sich weinen, es klang endgültig, untröstlich und dauerte lange, viel länger als der Filmbericht vom Hochwasser.

6.

PAUL sah sie um die Zeit der Scheidung wieder. Er war zum Geburtstag seines Patenkindes nach Berlin gekommen und wohnte bei dessen Eltern in Charlottenburg.

Den Freitag habe er praktisch frei, sagte Paul. Er wünsche sich ein Treffen mit Vera sehr, aus der Nähe falle es ihm leichter, auf ihre Briefkarte zu antworten. Ob er sie zum Mittagessen einladen dürfe?

Zu einem frühen Abendbrot, sagte Vera, ihre Arbeitszeit gehe bis fünf. Sie schlug ihm ein Restaurant am Schiffbauerdamm vor.

Da saß er schon, als sie eintraf. Er sah hinaus auf den Fluss und fuhr dabei mit der Rechten in die linke Innentasche seiner Lederjacke, zu den Zigaretten und dem Feuerzeug, die gleiche Bewegung wie in dem angehaltenen Augenblick vor fast dreizehn Monaten. Vera ging langsam näher, sie wollte Paul betrachten, ohne dass er es merkte. Sie war gefasst darauf, ihn verändert zu finden unter ihrem entwöhnten Blick. Da drehte er den Kopf. Dieses Aufleuchten in den Augen, ihr intensives Blau, das Lächeln ohne Zähnezeigen, die sommerfarbene Gesichtshaut, glatt rasiert, ob nach dem üblichen Dreitagehythmus oder außer der Reihe, zur Feier ihres Wiedersehens: Spurlos vergangen schien Vera die Zeit seit der letzten Umarmung im Glück, wann immer das gewesen war. Eine Weile standen sie, eng umschlungen, neben Pauls Stuhl. Dann saßen sie einander gegenüber, sahen sich an, redeten wenig, Veras Hand auf Pauls Hand auf dem weißen Tischtuch.

Sie sei schmal geworden, sagte Paul. Ob sie das Üben im Versandbuchhandel derart anstrenge? Ach Blödsinn, natürlich wegen all dem anderen, aber das liege ja nun hinter ihr.

- Bis auf den Gerichtstermin, sagte Vera. Doch wohl eine Formsache, bei gegenseitigem Einvernehmen. Wenn er sie richtig verstanden habe.

Sie nickte.

Als Antwort auf ihre Nachricht erzählte Paul, nicht zum ersten Mal, von der eigenen Scheidung. Wie er nachts, seinem Verdacht folgend, das Hotel aufsuchte, in dem er Hanna mit diesem Kameramann aus Stuttgart vermutete. Benno Peters. Wie man ihm an der Rezeption bestätigte, der Gast sei in seinem Zimmer. Woraufhin er dort anrief und verlangte, seine Frau zu sprechen. Hanna meldete sich, hörbar verstört. Paul legte auf. Sein erster Gedanke sei gewesen, sagte er, dass er nun einen Zeugen brauchte. Er telefonierte seinen Freund Wolfgang herbei, der in der Nähe wohnte. Gemeinsam warteten sie, bis Hannas Liebhaber auf Pauls hartnäckiges Klopfen hin die Tür öffnete. Da habe er Peters eine gescheuert, sagte Paul, und Hanna erklärt, er wolle sie zu Hause nicht mehr sehen.

Das alles ereignete sich Mitte September 1962. Fünf Monate später wurde die Scheidung verkündet. Paul erzählte davon, als lese er aus dem Urteil vor. Er als Kläger hatte beantragt, die Ehe aus dem Verschulden der Beklagten zu scheiden. Hanna als Beklagte beantragte, die Klage abzuweisen. Das Gericht kam zu der Überzeugung, dass der ins Einzelne gehende Sachvortrag des Klägers zutraf und die Beklagte zu Peters nicht nur ehewidrige Beziehungen unterhalten, sondern mit ihm im Hotel auch die Ehe gebrochen hat. Der Ehebruch wurde nicht durch nachfolgenden ehelichen Verkehr verziehen, die Ehe daher im Namen des Volkes geschieden, sagte Paul. Die Kosten des Rechtsstreits hatte die unterlegene Beklagte zu tragen.

Vera beugte sich vor:

- Toller Sieg! Und das Sorgerecht für Robert hast du dir auch noch geholt.

- Übertragung der elterlichen Gewalt hieß das, sagte Paul.

- Du weißt, dass ich diese Geschichten furchtbar finde.

Ihm gehe es ja ähnlich, sagte Paul, doch damals habe er es nicht besser gewusst, vier, fünf Jahre später, und man hätte sich schon anders verhalten.

Das mochte sein. Aber nicht der Paul, der sich mit den Verhältnissen ändern konnte, beschäftigte Vera, sondern die umschwenkende Zwiegestalt: Paul, der zu vernünftig für Eifersucht, zu melancholisch zum Kämpfen war und sich jäh für eine Kränkung wütend rächte, unnachgiebig, sei es auch zum eigenen Schaden. Vera wusste, dass sie keine Antwort auf ihre Frage bekommen würde, trotzdem fragte sie, ob Paul seine Brutalität nicht später bereut habe.

Brutal sei er nicht gewesen, sagte Paul, und irgendwie ja immer im Glauben, Hanna und er kämen eines Tages wieder zusammen. Lass uns ins Kino gehen, sagte sie, als Espresso und Grappa und die Rechnung kamen. Sie habe keine Lust auf weitere Gaststätten, auf einen Spaziergang bei windigem Schauerwetter ebenso wenig. Dass sie nicht mit ihm in eine Wohnung wollte, in der noch unabgeholte Sachen von Frank lagen, verstand Paul auch ohne Worte. Kino gefiel ihm sofort. Er mochte es seit den Zeiten der Jugendfilmstunde und der ersten Besuche, gegen Kriegsende, mit seiner Mutter im heimatlichen Lichtspielhaus am Markt. Im Kino konnte man zusammen sein ohne zu reden.

Vera holte eine Tageszeitung vom Haken.

Robert habe gesagt, sagte Paul, es liefen zur Zeit Filme von Tod Browning. Wenn irgendwo „Freaks“ gespielt würde, sollten sie es sich unbedingt ansehen.

Es wurde. Das Kino gehörte zu den neuen nach der Wende, diesen Gründungen in plötzlich leeren Räumen verschwundener Betriebe oder Institutionen in Hinterhöfen, in Dachgeschossen, provisorisch mit zehn Reihen ausrangiertem Gestühl und winzigen Leinwänden ausgestattet, bis die Einnahmen Besseres erlauben würden oder der Laden dicht machen musste, und lag keine dreihundert Meter von Veras Wohnung entfernt.

Die Gegend komme ihm bekannt vor, sagte Paul.

Die Karten kauften sie an einer kleinen Bar im schwarz ausgeschlagenen Vorraum bei einer schwarz gekleideten jungen Frau, von der Paul, noch ehe Vera protestieren konnte, sich einen Whisky einschenken ließ. Einen einfachen bloß, er sei jetzt in der Stimmung, sagte Paul, der Film habe schließlich Seltenheitswert. Allerdings fehle ihm etwa ein Drittel, von der Zensur herausgeschnitten und verschwunden, in England zum Beispiel sei er drei Jahrzehnte lang verboten gewesen. Dem Regisseur, der kurz zuvor mit „Dracula“ den Höhepunkt seiner Karriere erreicht hatte, brachte dieses Werk deren schlagartiges Ende.

Ob Paul heimlich und in Windeseile, von seinem Whisky animiert, das Faltblatt mit den Angaben zum Film studiert hatte?

Er wusste das alles von Robert, dem Browning-Verehrer.

Und weshalb die Entrüstung damals, Anfang der dreißiger Jahre?

Das werde sie ja sehen.

Zuerst sah und vor allem hörte sie das Alter des Films, die überdeutlichen Gebärden, die überhöhten Stimmen, Ufa-Stimmen, hätte Frank gesagt. Das Werben des Liliputaners Hans, Mitwirkender in der „Monstershow“ eines Wanderzirkus, seine aufblickende Liebe zu der schönen Trapezkünstlerin Cleopatra schien auf ein absehbar trauriges Ende durch Zurückweisung hinauszulaufen, dem man nach der Lebensregel: „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ gleichwohl hätte zustimmen können, auch

zu Gunsten Friedas, der ebenfalls kleinwüchsigen, schnöde im Stich gelassenen Verlobten von Hans. Doch die Geschichte ging anders. Cleopatra erhörte Hans, aus Liebe freilich nicht, sondern weil sie von einem beträchtlichen Vermögen erfuhr, das ihr Verehrer geerbt hatte und das sie wiederum von ihm zu erben gedachte, wozu sie ihn heiraten und anschließend beseitigen wollte. Die Hochzeitsfeier fand statt mit all den ausgelassenen, freundlichen, wahrhaft bizarren Freaks am langen Tisch, die der Regisseur in Zirkuszelten und auf Rummelplätzen entdeckt und angeworben hatte, den Torso, die bärtige Frau, das Skelett, das Vogelmädchen, die siamesischen Zwillingsschwestern: in seinem Film eine großzügige, die Ihren schützende und ihnen widerfahrenes Unrecht sühnende Gemeinschaft, Monster hingegen die Normalen, Cleopatra und ihr Liebhaber Herkules, der Muskelmann.

Sie begreife jetzt, was seinerzeit solche Entrüstung hervorrief, wollte Vera Paul zuflüstern, aber er war wieder verschwunden. Diesmal hatte sie es, fasziniert von der Beschimpfung der Hochzeitsgäste durch die angetrunkene, ekelerfüllte Braut, gar nicht bemerkt. Sie nahm sich vor, Paul bei seiner Rückkehr zu sagen, er solle lieber gleich an der Bar bleiben, statt hier ständig zu stören mit seinem Hin und Her, dem Hochklappen des Sitzes, dem knarrenden Geräusch, das seine Lederjacke von sich gab, wenn er nicht still sitzen konnte, dem durchdringenden Alkoholgeruch. Am Whisky liege ihm offenbar mehr als an diesem Film, den er doch unbedingt sehen wollte, und der wirklich großartig sei.

Wie die Braut den Wein ihres Bräutigams vergiftete, wie Hans mit knapper Not überlebte, sah Vera allein, denn Paul blieb auch ohne ihre Aufforderung draußen. So entging ihm die furchtbare Rache der Freaks eines Nachts, bei Gewitter, an Cleopatra, die im strömenden Regen verzweifelt umherirrt, ihr Herkules ist ermordet, und sich plötzlich umgeben sieht von den aus dem Dunkel hervorkommenden, von allen

Seiten anrückenden Kleinen, deren Absicht sie jäh erfasst, schreckensstarr beim Anblick all der sich unerbittlich nähernden, im zuckenden Licht aufblitzenden Instrumente zum Stechen und Schneiden. Die sie über Nacht in ein Wesen verwandeln, das später in geschlossenem Kasten den Besuchern einer „Monstershow“ vorgeführt wird durch Anheben des Deckels für einen Augenblick entsetzten Zurückprallens. Dazu der Kommentar, eine wunderschöne Frau sei das einmal gewesen, eine Zirkuskünstlerin, im Wald während eines Gewitters auf ungeklärte Weise derart verstümmelt.

So begann der Film, so endete er, nun aber mit Kameraeinstellung auf den Boden des Kastens, wo ein Torso bäuchlings den blonden Kopf zurückwarf und Vogellaute ausstieß. Ein zwangsläufiger Fehler des Regisseurs, fand Vera. Er hatte die Vorstellungen der Zuschauer mobilisiert, man wollte sehen, was aus Cleopatra geworden war, aber es so gezeigt bekommen eigentlich nicht.

Gern hätte sie mit Paul darüber diskutiert. Sie war zornig und enttäuscht. Wieder einmal hatte er sich dem Gemeinsamen entzogen, ausgerechnet am Tag ihrer Wiederbegegnung nach so langer Zeit. Ihr gelang es immer noch nicht vorauszusehen, wann Paul sich betrinken würde, und sie konnte nicht aufhören, nach seinen Gründen zu forschen, vor allem sich selbst dazu zu zählen. Diesmal dachte sie, er habe wahrscheinlich Angst bekommen, dass sie ihn mit Ansprüchen bedrängen würde, jetzt, da auch sie allein war, also floh er auf der Stelle, sein bewährter Fluchthelfer befand sich ja meist in Reichweite.

Als sie mit dem knappen Dutzend anderer Filmbesucher den Kinoraum verließ, kam Paul, sein Glas in der Hand, schwankend näher, redete erregt vor sich hin, dann auf Vera ein. So wenig er von dem Film gesehen hatte, es genügte ihm für die Aufdeckung eines kapitalen geistigen Diebstahls, begangen von seinem Skatbruder aus Friedenauer Zei-

ten, denn offensichtlich habe Grass die „Freaks“ gekannt und Oskar den Blechtrommler von dort geklaut, im übrigen jedoch nichts kapiert, was ihn, Paul, so wütend mache, aber nachgeben werde er darum nicht, nein, nie, schon Hanna habe das gewusst, als sie mit ihrem blöden Benno loszog, der von nichts eine Ahnung hatte, von der Kamera am allerwenigsten, dagegen dieser wunderbare Tod Browning. Das war der Regisseur, nicht der Kameramann, sagte Vera, obwohl es vergeblich war. Paul hatte seinen stahlblauen Blick in einen unsichtbaren Widersacher gebohrt, an der Schläfe die gezackte Anstrengungs- und Wutader, hervortretend aus einer gespannten, gefährlich dünn wirkenden Gesichtshaut, und war in seinem einsamen Duell nicht ansprechbar, einige Sekunden lang, zum Bersten erbittert, vernichtende Energie aussendend, dann, plötzlich erschlaft, nahm er das Glas in seiner Rechten wahr, kippte den restlichen Whisky hinunter und machte in einer engen, erstaunlich sicheren Wendung kehrt, zurück an die Bar. Dort bestellte er zwei Doppelte, einen für meine Freundin hier, frisch getrennt von ihrem Ostehemann, ein toller Typ, wie aus der Bausparreklame, Doppelte, Mädchen, sagte er zu der Schwarzgekleideten am Tresen, und einen für dich mit, wenn du willst, na gut, dann eben nur zwei. Die junge Frau füllte die Gläser und beugte sich abgewandt über echte oder vorgeschützte Abrechnungen, während Paul sich am Tresen in einer Haltung einrichtete, die seine Absicht zu längerem Verweilen kundtat. Dem schwarzen Rücken teilte er mit, Bier habe er immer verabscheut, auch als Porzellandreher mit den Arbeitern in der Fabrik seines Vaters nichts getrunken, erst später mit Hanna, wenn sie ausgingen, die Hälfte von ihren Cocktails und dem Wein, sie vertrug ja nichts, trank zuviel und kotzte dann, also musste er ihr etwas abnehmen, das war von Anfang an so oder fast, jedenfalls lange vor der Heirat, und an dem Tag hatte sie frühmorgens den neuen Namen, damit er ihr im Standesamt glatt von der Hand ging, schon mal geübt,

auf dem Löschblatt aus einem Schulheft, Hanna Winnesberg, so, mit links, das Blatt habe er noch. Paul drehte den Kopf zu Vera, verdutzt, sie neben sich zu sehen: Sie trinke ja auch nichts, na gut, ihre Entscheidung, sowieso reiche sein Geld nicht, das alles zu bezahlen, ob sie ihm mit zwanzig Mark aushelfen könne.

Schluss, aus, hörte Vera, Feierabend! Die Schwarze stand jetzt, das kleine blasse Gesicht ihnen zugekehrt, in entschlossener Haltung in ihrem aufgeräumten Arbeitsgeviert, schob die Rechnung an das Glas heran, das Paul mit beiden Händen, wie ein Kind seinen Trinkbecher, umfasst hielt und fing an, sich von oben ihre Jeansjacke zuzuknöpfen, verkehrt, sah Vera, aus ihrem Abseits irgendwo hinter dem Rücken der Zeit wieder hervorgekommen. Dieses plötzliche Wegtreten manchmal, wenn sich ein Augenblick verdoppelte, wie vorhin. Den spontanen Schwung hatte sie verpasst und ihren Whisky, statt ihn Paul über den glänzenden Schädel zu kippen, in kleinen Zügen, ohne abzusetzen, hinuntergeschluckt, dabei die Phantombewegung, das Anheben des rechten Arms, dann oben die Drehung des Handgelenks gespürt, der versäumten Tat hinterhergeblickt, während ihr der Whisky in der Kehle brannte.

Paul redete unentwegt, unverständlich und melodiös, in vertraulichem Genuschel, markigen Ausbrüchen, kopfschüttelnder Erheiterung, vollkommen beschäftigt war er damit. Vera tippte an ihr Glas: Was macht das? Sie legte das Geld passend hin und sah zu, wie die junge Frau ihre schief geschlossene Jacke wieder aufknöpfte.

- Keine Sorge, er zahlt gleich, sagte Vera, und zu Paul: Ob du mitkommst oder nicht, ich gehe jetzt.

Durch das geräumige, leere Treppenhaus hinab auf die viel zu breite, leere Straße. Im Windschatten des Eingangs zündete sie mit zittrigen Händen eine Zigarette an. Wenn Paul jetzt, während dieser Zigarettenlänge, nicht erschiene, wäre es der Abschied. Sie rauchte, weinte

beim Rauchen, warf die Kippe fort und überquerte, ohne die Fußgängerampel einzuschalten, die sechs Spuren der Fahrbahn. Als sie auf der anderen Seite war, drehte sie sich nicht um. Sie wollte nicht sehen, ob im Laternenlicht Paul da drüben schwankend am Bordstein stand, den Oberkörper vorneigte wie zum Kopfsprung, von der Neigung fortgezogen auf die Straße torkelte, sich in der Rückwärtsbewegung fing und im Sog nach hinten zügig wieder an den Ausgangspunkt gelangte, wo er mit großen Augen in eine Gegend stierte, in der nichts ihm verriet, wie er dorthin gekommen war. Sie wollte nicht sehen, was sie sich zwanghaft deutlich ausmalte, aber auch nicht, dass es drüben gar nichts zu sehen gab, einen leeren Bürgersteig, nachtdunkles Gebüsch, Paul irgendwo verschwunden. Vera bog in ihre Straße ein, hinter ihr blieb es still, kein Aufschrei von Hupen und Bremsen auf dem Fahrdamm. Paul würde, unter den Flügeln seines zähen Schutzengels, schon durchkommen. Sie hatte es eben ja auch geschafft.

Der Anruf kam drei Tage später, am Montagabend, das weiß sie noch.

Ein Wochenende in Gefühlsstarre, langes Verweilen an der Balkonbrüstung, Blick nach unten, Gedankenfluchten und Hindämmern auf dem Bett.

Montag früh, mit dem Weckalarm, wieder die automatischen Griffe, entlastend, alles in Eile.

Dann fuhr sie zur Arbeit, saß in einem der alten, schmal gebauten U-Bahnzüge Ost, ließ den Blick die lange Sitzreihe gegenüber erfassen, automatisch, ohne die Neugier, mit der sie sonst, für Zeichnungen aus dem Gedächtnis, Gesichtslandschaften sammelte, und doch den Mitfahrenden in aller Gleichgültigkeit verbunden. Sie sahen so betäubt aus, wie sie selbst sich fühlte, vielleicht nach einem Wochenende ähnlich dem ihren oder mit Schönem in Erinnerung, das jetzt eingeschläfert werden

musste auf dem Weg vom privaten Glück in die private Wirtschaft, den öffentlichen Dienst.

Da bremste der Zug in voller Fahrt, kippte die Stehenden gegeneinander, hielt schlagartig in der Finsternis an. Sekunden oder Minuten, lange genug für den Sturz aus der gewöhnlichen Zeit in die Katastrophe. Vera nahm ihre Tasche hoch, hielt sie an sich gedrückt, bereit zum Abspringen auf den Schotter im Tunnel, wenn nur die Türen aufgingen, es wurde schon an ihnen gezogen und gerüttelt. Brandiger Geruch, Stimmen in Panik, gleich würden sie Flammen sehen weiter vorn, an ihrem Wagen noch nicht, aber den Qualm schon atmen, die Hitze spüren, in Panik dann alle, endlich doch irgendwie rauskommen, gestoßen, fallend, in Qualm und Hitze durch den finsternen Tunnel stolpern. Der Zug ruckte an, im Knacken der Lautsprecher teilte der Fahrer Unverständliches mit, das wohl beruhigend gemeint war.

So etwas hätten die in London nun alle Tage, sagte Veras Nachbar zur Linken und kam hinter seiner Zeitung hervor, ein rotgelockter junger Mann, mit dem sie Arm an Arm, Schenkel an Schenkel saß, jetzt fiel es ihr auf, als wäre ihr Körper, in der morgendlichen Enge wie gewohnt versachlicht, hingesezt in die hinterlassene Wärme eines ausgestiegenen Hintern, eingezwängt in transportiertes Fleisch, eben zu ihr zurückgekehrt, während dieser Schrecksekunden in einem Leben, das gottlob weiterging.

Die Betäubung ließ nach, dabei wäre sie am Abend, zu Hause, gern in die Starre, den Dämmer der letzten Tage verfallen, den anrückenden Schmerzen ausgewichen, wenn sie gewusst hätte, wie. Schon beim Gedanken an die gebräuchlichen Mittel, zeichnen, lesen, ausgehen, Alkohol, spürte sie deren Wirkungslosigkeit.

Sie saß am Küchentisch, das Gesicht in den Händen, und versuchte, als wäre ihr das je gelungen, nichts zu denken, absolut nichts. Das helle, glattgeschmirgelte Holz der Tischplatte bot sich an, kein Startplatz für Gedankengänge, sie musste nur den kleinen Fleck am Rand des Blickfeldes aussperren, dort, wo ihr die brennende Zigarette aus der Hand gefallen war in einem Ausbruch gegen Frank, der auf Trennung beharrte. Da durfte sie nun keinesfalls hinblicken, alle Konzentration auf das Wegsehen, ziemlich anstrengend war das, doch fast gedankenfrei.

Als das Telefon läutete, schrak sie zusammen, sah zur Uhr. Die Anrufszeit von Paul, kurz vor der Tagesschau. Sie überlegte, ob sie rangehen sollte und war schon unterwegs. Sie würde Paul sagen, dass sie nicht zu sprechen sei. Seine Stimme aber klang so, dass sie nichts sagte, nicht einmal fragte: Was ist passiert?

Er würde es ihr mitteilen, deshalb sein Anruf, diese gepresste Stimme, der gleichsam die Luft weg blieb, anders als die vertraute, eingerosete, die er frei räuspern musste, um sie wieder in Betrieb zu nehmen, wenn Vera ihn abends anrief und die erste war, mit der er nach einem Tag Schweigen Worte wechselte.

Sie möge ihm nicht übel nehmen, dass er sich jetzt erst melde: die Geburtstagsfeier, das Programm mit den Freunden. Dazu sein Kater nach dem Kinoabend, er habe das Gefühl, dass er sich bei ihr entschuldigen müsse, allerdings wisse er nicht mehr, wofür. Und gestern dann, er war gerade in seine Wohnung zurückgekehrt, das Telefon. Ullrich mit der Nachricht: Hanna hat sich das Leben genommen. In einer bayerischen Suchtklinik, so Ullrich, in der seine Schwester auf eigenen Wunsch in Behandlung gewesen sei.

- Dort hat sie sich umgebracht, mit einem Sprung in die Tiefe, sie hat es sich schon als junge Frau so vorgestellt, sogar gezeichnet, kopfüber

von einem Turm, mit aufgelöstem Haar und fallenden Kämmen, ja, sagte Paul, jetzt ist auch Hanna gestorben.

- Wann? fragte Vera.

- In der Nacht von Freitag auf Samstag, gegen halb elf.

Vera nickte. Pauls Unruhe, sein erbittertes Trinken, die Geschichte von der Unterschrift auf dem Löschblatt .

- Du hast es gespürt! Das könne er nicht ausschließen, sagte Paul.

7.

DAS Telefon läutet, Vera schrickt zusammen. Sie überlegt, ob sie rangehen soll und ist schon unterwegs. Dabei sieht sie auf die Uhr.

Halb vier. Niemandes Anrufszeit.

Hoffentlich nicht Gregor in Panik: die Zwillinge krank, Sophie mit ihren Schülern auf Klassenfahrt, und er habe in der Klinik Nachtdienst, ob also Vera kommen könne, am besten gleich? Sie wird zusagen, wie meistens, was denn sonst.

Hoffentlich nicht Gregor!

Da hört das Telefon, ihr altes am Spittelmarkt klang höflicher, denkt sie, kurz angebunden auf. Mitgezählt hat sie die Schilltöne nicht, es können drei gewesen sein. Es waren sicher drei, denn Astrid Wiedemann, wenn sie telefonisch anklopft, verzählt sich nicht.

Durch Stille geht Vera in die Küche, dankbar für die Unterbrechung. Die Schienbeine schmerzen, der Rücken auch. Sie fühlt sich steif und hatte nichts davon gespürt, während sie über ihrem Stadtplan auf dem Boden kniete, den Blick versenkt in schwarze Punkte wie in Wasserlö-

cher, an deren Grund man vor Zeiten Verlorenes liegen sieht, unversehrt und deutlich erkennbar.

Auf dem Küchentisch steht noch ihr Teller, halb voll mit kalt gewordener Suppe. Die gießt sie zurück in den Topf. Sie schaltet die Espresomaschine an und denkt dabei an Irma, die dieses Geschenk zu Veras Einzug ausgewählt, an Christian, der es bezahlt hat, an Christian, dem sie diese Wohnung verdankt, sein Eigentum, wenn auch eine seiner minder günstigen Geldanlagen, an das fremde junge Mieterpaar, das beschlossen hatte, sein Glück in der Ferne zu suchen und nach Neuseeland ausgewandert ist, an Christians einzigen Besuch bei ihr im Friedrichshain, seine Empörung dort: Als wäre mit der Scheidung nicht genug, nun noch diese Absteige! Den Ausspruch des Bruders fand Vera unangebracht, auch kränkend, aber die Wohnung am Ufer, die er ihr zu symbolischem Mietpreis anbot, gefiel ihr sofort, der gelbe Altbau, das Wasser vor der Haustür, die wie ein Bilderbogen ausgebreitete Innenstadt jenseits von Flachbauten, S-Bahn-Gleisen und einer kompakten Straßenfront am Moabiter Rand. Es erstaunte sie, wie weit man von ihrem Balkon im dritten Stock aus sehen konnte, bis zum Potsdamer Platz, dem Gendarmenmarkt, den Hochhäusern an der Leipziger Straße, ihrer Wohngegend in einem anderen Leben.

In der Küche riecht es nach Eintopf. Vera öffnet das Fenster. Sie hört erregte Stimmen, eine Debatte unten im Hof, zwei Männer, eine Frau. Worum es geht, kann sie nicht verstehen, nicht einmal die Sprache erkennen, in der sie da streiten oder auch nicht, vielleicht klingt nur die Lautstärke so. In der ersten Zeit nach dem Einzug, als sie die Doppelnatur ihrer Wohnung entdeckte, lief sie häufig von der Straßenseite über den Flur zur Hofseite und zurück, um wie ein Reporter die Eindrücke vom Geschehen an der einen Front zur anderen hinüber zu tragen, vom hellen, bürgerlich ruhigen Süden in den rund um die Uhr geräuschvol-

len, in der Tiefe immer schattigen Norden, wo aus schmalen Erdstücken wilder Wein gewachsen, am Quergebäude gegenüber hochgeklettert ist bis in den vierten Stock. Ein dunkles Geflecht auf dem hellgrauen, winterkalten Putz. Noch zwei, drei Monate, dann wird es eine Laubwand sein, die in Veras Küche und Speisekammer, Bad und Schlafzimmer das Licht einfärbt.

Mit ihrem Espresso kehrt sie zurück in den Süden. Vorbei am Telefon.

Der Anruf bei Astrid Wiedemann hat Zeit. Es wird um die Tage gehen, an denen Vera im Laden sein soll. Weil die Frühjahrskollektion eingetroffen ist oder weil Astrid geschäftlich verreisen muss oder weshalb auch immer. Wenn sie anklopft, gibt es Arbeit. Jedoch, sie Arbeitgeberin zu nennen, hat Astrid sich strikt verboten. Vera helfe unentgeltlich aus, unregelmäßig und kurzfristig, ein Arbeitsverhältnis sei das nicht und dürfe auch nicht so heißen. Da kämen sie womöglich in Teufels Küche.

- Und erzähl bloß nicht, dass du in Naturalien bezahlt wirst! Du bekommst ab und an von mir Klamotten geschenkt, ein Dank für deine Freundschaftsdienste, ist das klar?

- Zum Strammstehen.

- War nicht so gemeint, du kennst mich doch.

Vera hatte sich angewöhnt, Astrid als Überlegene in praktischen Dingen anzuerkennen und ließ sich einen Ton, der ihr nicht gefiel, gefallen, dazu lebte sie lange genug in Berlin. Auch sorgte Astrids Anblick für Entschädigung, die Qualität ihrer Ratschläge für Erleichterung im Alltag, und ihr Interesse an Übersinnlichem durchkreuzte gelegentlich einen Pragmatismus, an dem Veras Schwägerin Irma nach einer zu dritt verbrachten Stunde im Operncafé Unter den Linden eine typisch östliche Färbung wahrgenommen hatte: Das zurechtkommen Müssen in einer Kommandowirtschaft hinterlasse eben Spuren, auch bei einer so eleganten Frau wie Astrid Wiedemann. Wahrscheinlich sagte Vera nichts

dazu. Vielleicht aber sagte sie: Eine Schule fürs Leben, immerhin hat Astrid gelernt zu erreichen, was sie erreichen will. Und falls Vera das sagte, ihre Gespräche mit Irma vergaß sie oft schon, während sie stattfanden, ließ sie sicher eine Reihe von Beweisen aus dem erfolgreichen Leben der Freundin folgen: Dass Astrid aus ihrer legasthenischen Tochter eine Schwimmtrainerin gemacht hatte, die inzwischen internationalen Ruf genoss, dass sie ein hübsches kleines Haus erheiratet, es sogar nach der Scheidung behalten hatte, dass sie als Parteilose zur stellvertretenden Chefredakteurin einer angesehenen Modezeitschrift aufgestiegen und, den Ausdruck könne sie Irma wenn nötig erklären, Reisekader geworden war, dass ihre Zeitschrift, wenn auch mit geschrumpfter Leserschaft, die Wende überstanden hatte, vor allem, dass Astrid es noch immer erreichte, so auszusehen, dass sich Frauen nach ihr umdrehten.

Hatte Vera vielleicht gesagt. Sie weiß es nicht mehr. Aber sie hat nicht vergessen, mit welchem Schwung Astrid an dem Abend vor sieben Jahren ihr Glas hob: Sie sollten auf die Zukunft anstoßen! Mit der professionellen Ratgeberin sei es vorbei, das stehe nun fest. Die Zeitschrift musste wieder einmal abspecken, so habe es halt sie getroffen. Kein Drama, im Gegenteil! Demnächst gehe sie unter die Existenzgründerinnen. Eine Erbschaft vor kurzem, also genau zur rechten Zeit, und Fördermittel gebe es schließlich auch, man müsse da nur rankommen.

- Und das werde ich, du kennst mich ja!

Eine Boutique, edle Naturtextilien, so etwas schwebte ihr vor. Hier, in dieser Gegend, irgendwo um den Kollwitzplatz. Nach dem Essen könnte man eine Runde durchs Viertel drehen, leerstehenden Gewerberaum aufspüren.

Sie saßen in einem Thai-Restaurant in der Wörther Straße.

Am Telefon hatte Astrid erklärt: Was Vera jetzt brauche in dem ganze Elend, sei eine gute Suppe und eine gute Zuhörerin. Und vernachlässigen dürfe sie sich schon gar nicht.

Der Freundin zuliebe kämmte Vera das Haar nach hinten, drehte einen kleinen Knoten, wechselte die Korallenstecker gegen silberne Kreolen und zog das perlgraue Seidenkostüm an, zu dem Astrid sie im vorjährigen Sommerschlussverkauf überredet hatte. Sie gefiel sich überhaupt nicht, doch Lob von Astrid, auf offener Straße. Dort saßen sie ja, an einem Tisch zwischen der geweißten Hauswand und den Platten des Gehwegs. Es war ein milder, bewölkter Abend, gedämpft das Licht, die Farben, die Bewegungen und Stimmen.

- Berliner Melancholie, wie bestellt! Als hätten die Hinterhöfe hier mal tief ausgeatmet, sagte Astrid.

Im Übrigen hörte sie zu. Mit einer guten Suppe hatte Vera schon gerechnet, weniger mit Astrid als solch einer Zuhörerin. Sie, die sonst die Unterhaltung bestritt, leidenschaftlich gern von sich sprach, ließ Vera erzählen, was immer ihr aus fünf Jahren eines gespaltenen oder verdoppelten Lebens zu Frank und Paul und sich selbst, zu dieser Geschichte einfiel, die in einem Darmstädter Pfarrhaus begonnen hatte und mehrfach endete, zuletzt nach einem Kinobesuch am vergangenen Freitag, nachts, als sechshundert Kilometer südlich Hanna Winnesberg sich das Leben nahm und Paul ihr, Vera, das Wirken telepathischer Kräfte vorführte, falls es die gab.

Aber natürlich! Astrid hakte ein mit einem kurzen Fachvortrag und führte von da an wieder das Wort, alarmiert, sagte sie, durch einen ihr unbegreiflichen Defätismus.

Wie konnte Vera diese Freitagnacht als Endpunkt ansehen? Weil Paul sich bis zur Unzurechnungsfähigkeit betrunken, weil er Vera beleidigt und im Stich gelassen oder weil er die Bindung an seine Frau auch in

drei Jahrzehnten Trennung nicht verloren habe? Wo sei ihr Augenmaß geblieben? Der Sprung aus dem Krankenhausfenster in die Tiefe, Astrid sagte es so laut, dass sich ein Pärchen am Nebentisch zu ihnen umdrehte, ja, der sei nun wirklich das Ende einer Geschichte! Die von Vera und Paul fange jetzt erst richtig an! Dass er diese Beziehung von Veras Gnaden, oh doch, nichts anderes sei es gewesen, zugeteilte Begegnungen fünf Jahre lang, nicht aufgegeben habe, bezeuge wohl die Stärke seiner Gefühle für sie. Nein? Seine Autarkie, seine fundamentale Unerreichbarkeit? Na gut, wenn Vera es so sah, musste man sich allerdings fragen, weshalb sie sich nicht beizeiten zurückgezogen, nicht Schluss gemacht, vielmehr riskiert hatte, dass Frank es dann tat? Was eigentlich wollte sie?

- Beide lieben. Die Balance, sagte Vera.

Wahrscheinlich fügte sie hinzu, dass sie die Vorstellung oder den Wunsch nicht los werde, ihr Körperglück mit Paul müsste sich auf die gesamte Beziehung ausweiten, total werden, und dass dieses Unmögliche sie womöglich noch stärker anziehe als die erlebte Lust, schon überwältigend, zumindest in der Anfangszeit, Augenblicke, in denen sie bereit gewesen sei, hier alles stehen und liegen zu lassen für ein Leben mit Paul, doch kurz darauf der Abstand wieder, die Ernüchterung und das Empfinden, besonders während ihrer Begegnungen in Berlin, Paul liebe sie zwar, doch wirke sie als Person dabei eher störend.

Etwas in der Art musste sie gesagt haben.

Denn Astrid empfahl: Dann trifft euch nicht in Berlin!

Den Espresso trinkt Vera in ihrem Lesesessel, stellt die leere Tasse auf dem bücherbeladenen Teewagen ab und macht es sich bequem, die Beine ausgestreckt, die Hände flach auf den Armlehnen. Es tut gut zu sitzen, mit geschlossenen Augen Bilder zu sehen oder nichts, Gedanken zu spüren, ohne sie zu fassen. Ein Gleiten und Schweben, das in flachen Schlaf

hinüberführt, in Träumen am Rand der Wachheit. Vera sieht in ein geräumiges, schwach erleuchtetes Zimmer, sie erkennt auf einem Tischchen zwischen Sofa und Fensterecke die Lampe mit dem grünen Glaschirm, von deren beiden Glühbirnen nur eine brennt. Am Fenster steht, sie sieht ihn von hinten, ein langbeiniger Mann mit langem Rücken, vorgebeugt, den rechten Fuß auf dem Heizkörper unter dem Fensterbrett, den rechten Ellbogen auf den hochgewinkelten Oberschenkel, den Kopf in die rechte Hand gestützt. Mit der Linken hält er die Lamellen einer Jalousie auseinander und sieht durch den Schlitz nach draußen, in die Dunkelheit. Sie will den Mann am Fenster ansprechen, die Hand nach seinem Rücken ausstrecken, so nah ist er jetzt, dass sie die kratzigen Wollhärchen seines Pullovers schon fühlt. Er aber sieht weiter nach draußen, als warte er darauf, dass aus der Dunkelheit jemand auf ihn zukomme.

Hier bin ich, murmelt Vera, dreh dich doch um.

Von der eigenen Stimme geweckt, bleibt sie noch eine Weile sitzen. Dann geht sie hinüber in ihr Arbeitszimmer, kniet auf dem Boden und legt den großen Plan mit den zerstoßenen Ecken, den schwarzen Punkten in Mitte, Tiergarten, Kreuzberg, Schöneberg wieder zusammen, faltet Berliner Viertel aufeinander, wie die Knicklinien es vorgeben und denkt, dass Astrid an dem Abend in der Wörther Straße Unrecht hatte: Die Geschichte von Vera und Paul fange jetzt erst richtig an!

Sie ging weiter, das schon.

Und es gab in der Tat nur noch wenige, gleichsam versachlichte Treffen in Berlin, Zwischenaufenthalte von Paul vor oder nach gemeinsamen Urlaubsreisen an die Ostsee, dann übernachtete er bei Vera, das letzte Mal im Friedrichshain. In dieser kleinen Wohnung mit Blick auf die Samariterkirche, vor Jahren noch Hort des Aufbegehrens gegen ein rotes Regime, nun wieder ein gewöhnliches backsteinrotes Gotteshaus, groß und leer in glaubensferner Umgebung, stattlicher Schmuck des un-

scheinbaren Viertels, in dem Vera fast drei Jahre gelebt hatte, nicht ungerne, doch so, als wäre sie nie wirklich dort gewesen. An keine Zeit in jener Wohnung erinnert sie sich derart deutlich wie an den Augenblick, in dem der Umzugsplan entstanden war.

An einem warmen Abend im September fünfundneunzig, drei Monate nach der Scheidung.

Sie ging oft ins Kino damals und oft durch die Kaufhäuser. Sie stand auf dem Alexanderplatz und sah den jungen Leuten zu, die den Brunnen umlagerten, das bunte Herz von diesem Platz. Der früheren Stadt war er zu groß gewesen, Passantenschreck, eine windige Fläche, deren Muster aus Turmhöhe auffallen, sogar gefallen konnte, der bodennahe Blick traf nur kahlen Stein rings um den broschenbunten Brunnen, eine Leere wie geschaffen für die Auffüllung durch Menschenmassen und eines Tages tatsächlich nicht groß genug für das unter Sprüchen, Plakaten und Reden sich versammelnde Volk.

Von dem Vera übrig geblieben war. Die anderen auf dem Platz erschienen ihr zu jung, waren Touristen oder waren Fremde, die sich mit Silberschmuck und Andenmusik das täglich Brot verdienten. Und wer jetzt hier Würstchen briet, Lose verkaufte, für Tageszeitungen warb oder mit anderen Biertrinkern im Schatten zusammenstand, hatte niemals demonstriert. Aber woher wollte sie das wissen? Als wäre einem anzu- sehen, ob er zu diesem Volk im Volke gehört hatte, als wäre sie selbst als dessen Überbleibsel erkennbar! Man konnte sie für eine Besucherin aus Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg halten, die sich im Osten umtat, weil sie ihre Stadt erkunden wollte, die ganze, also wahr machte, was Vera sich beim Fall der Mauer vorgenommen und immer wieder aufgeschoben hatte: Gemeinsam mit Gregor oder auf eigene Faust im Westen Stadtteil für Stadtteil bis an die Endstationen der Straßenbahnen und Busse, von Heiligensee und Frohnau bis hinunter nach Britz,

Buckow, Rudow zu besichtigen, die ausgedehnte Wirklichkeit zum Stadtplan von Berlin.

Sofort hätte sie losfahren können, noch war es hell, und zu Hause wartete niemand auf sie. Zum geplanten Streifzug durch den Kaufhof fehlte ihr mittlerweile die Lust, zur Stadtfahrt aber auch, zum Kino ebenfalls, zu allem eigentlich. Der unfrohe Feierabendbetrieb und der Ramsch auf dem Platz machten müde. Verloren stand sie da, fasste lustlos Unternehmungen ins Auge und verwarf sie wieder und ging schließlich zur U-Bahn, um nach Hause zu fahren.

Da erschien am Himmel der Schatten, der im Sinken dunkler wurde, körnig, Volumen gewann und Stimme, sich entlud in kleinen Körpern, die auf den Baum vor der Sparkasse zuschossen, ihn in schrillen des Schwarz hüllten, Schwarm um Schwarm, vielleicht kamen sämtliche Stare von Mitte und Prenzlauer Berg und versammelten sich auf diesem Baum, bevor sie davonzogen ans Mittelmeer. Die Vogelwolke nahm Vera als Wink, sich eine andere Bleibe zu suchen. Jenen Abend erklärte sie zum Auftakt ihrer Umzugsphase, die sich über ein dreiviertel Jahr hinzog und nach ihrem Zeitgefühl viel länger dauerte als dann das Wohnen neben der Samariterkirche, ein Zwischenspiel vor dem leichten, schnellen Wechsel hierher, an das Ufer, in diese Wohnung, in der Paul nie gewesen ist.

Paul hatte ihren Ledersessel gekannt, aber nicht mehr den Platz, an dem sie jetzt sitzt. Da hatte sie auch gegen Mittag gesessen und gelesen, als das Telefon sie aufstörte, sie ließ es weiter klingeln, wer rief um diese Zeit schon an, sie wollte nichts kaufen oder kennen lernen, zu nichts ihre Meinung abgeben. Der Anrufbeantworter meldete sich mit ihrem Spruch. Piepton. Dann eine fremde Stimme, herzliche Anrede. Vera nahm den Hörer ab und hörte sich an, worum es ging, und weiß seit-

dem, dass es in Rudolstadt einen Georg Vollmar gibt, Verleger und Lektor in einer Person, und in Georg Vollmars Kopf den Plan für eine neue Buchreihe, Projektname „Die Unvollendeten“, eine Reihe, die mit dem Romanfragment „Samok“ beginnen soll. Den Tipp verdankte er Hermann Winnesberg. Meinem geschätzten Berufskollegen, Sie kennen ihn ja, sagte er und kam zu seinem Anliegen. Ein Vorwort, sechs Normseiten höchstens. Machen Sie unsere Leser auf den Autor neugierig, entwerfen Sie ein Bild, Ihr Bild von Paul Winnesberg! Ein Brief mit der Projektbeschreibung und weiteren Informationen einschließlich Honorarangebot gehe im Lauf dieser Woche heraus, sagte Vollmar. Er freue sich auf ihren Rückruf, und gespannt sei er schon auf das, was sie über Hermanns Bruder mitteilen würde, den er persönlich nie kennen gelernt habe, nur als Gerücht sozusagen, als ein ungutes leider. Auch deshalb sei ihm ihr Beitrag wichtig. De mortuis und so weiter.

- Leben Sie wohl, sagte Vera und legte auf.

Gleich danach fiel ihr ein, dass sie nicht gefragt hatte, wie er zu dem Manuskript gekommen war. Hatte Paul es noch kopieren lassen, kurz vor seinem Tod, und dem Bruder geschickt? Aber wäre es geschehen, wüsste sie es ja. Paul hätte ihr, die ihm häufig vorhielt, dass er die Dinge aufschob und aufschob, bis sie sich erledigt hatten oder jemand sie ihm abnahm, ganz sicher davon erzählt. Und wenn es doch, ohne ihr Wissen, geschehen war? Schließlich konnte Georg Vollmar in Rudolstadt „Samok“ nicht erfunden haben.

Sie sollte in Pauls Tagebuch nachsehen oder besser in den roten Taschenkalendern. Bestimmt fände sie dort eine Notiz, die erklärte, wie „Samok“ nach Thüringen gelangt war.

8.

SIE steht am Arbeitstisch und legt den zusammengefalteten Stadtplan beiseite, schafft Platz für die Notizkalender. Da fällt ihr Blick auf ein lackiertes Holzkästchen, Paul hatte es von einer Chinareise in den achtziger Jahren mitgebracht und Andenken darin aufbewahrt, auch Andenken von Reisen mit ihr: Steine und Versteinerungen, Muscheln, Schneckenhäuser, getrocknete Blüten, Bernsteinkrümel. Die Sammlung zeigt, dass Paul, außer wenn es um Briefmarken ging, kein Sammler war, ein Vielgereister auch nicht. Vera breitet die Stücke aus.

Sie liegen da wie Reliquien eines lang erloschenen Heiligenkultes, sind nur noch Gegenstände. Wahrscheinlich wüsste auch Paul zu den meisten den herausgehobenen Moment nicht mehr, der einst an ihnen haften. Vera verschiebt die Anordnung auf der Arbeitsfläche zu immer neuen Mustern. Sie glaubt, das eine oder andere zu kennen, doch woher, von wann? Dass die Bernsteinbrösel von der Ostsee stammen, ist Wissen, keine Erinnerung an die Augenblicke des Findens. Dort aber, dieses fossile Schneckenhaus. Ja. Vera war dabei, als Paul es aufflas auf dem unversehens, nach einem Regenguss, flach begrüntem Wüstenboden. Pflanzenzauber für wenige Stunden, gleich hinter der Ferienanlage. Sie hockten beide da, streichelten die frischen Blättchen, die winzigen weißen Blumen im Sand, solches Wunder hatten sie noch nie erlebt. Es zählte zu den später gelegentlich heraufgeholtten Erinnerungen, weißt du noch, die Wüste?, aus zwei Märzwochen auf Fuerteventura und blieb für Vera, sie spürt es wieder wie damals, verknüpft mit zurückgedrängter Unlust: Für den Abend waren sie ja verabredet mit Gerd, dem deutschen Touristenarzt, und seinem kellnernden Freund zu einem Ausflug in ein au-

thentisches Lokal der Einheimischen. Da kämen Paul und Vera als Insel-fremde ohne Auto alleine niemals hin. Da wollte Vera auch nicht hin, nicht in dieser Gesellschaft, in der sie nicht mitreden konnte, weil die Bücher, die Filme, um die es wieder gehen würde, nicht die Bücher und Filme waren, die sie kannte, über die sie gern gesprochen hätte, weil sie also stumm daneben säße, während die Männer sich geistreich unterhielten, die jungen vor Paul zu glänzen suchten, der sich wohlfühlen würde wie in seinem Darmstädter Stammlokal und nicht auf die Idee käme, dass es ihr anders erging, der gehemmten älteren Frau, die man als Pauls Begleitung hinnahm, seine mädchenhafte Freundin, hatte Gerd gesagt, Kompliment für Paul. Er würde ohne Vera nicht mitfahren. Sie wollte ihm den Abend nicht verderben, geschlagen wie er war mit diesem kurz nach ihrer Ankunft plötzlich aufgetretenen Jucken und Brennen um die Taille, für das der Arzt wechselnde Erklärungen und Heilmittel anbot, Anlass genug, immer mal nach dem Patienten zu sehen. So war er tags zuvor mit der Einladung zum Ausflug ins Inselinnere erschienen, ausgerechnet in der Stunde, als sie entspannt, Paul leidlich schmerzfrei, auf ihrer Terrasse saßen und Vera etwas aus dem Manuskript zu hören bekam, das Paul zum Weiterschreiben mit auf die Reise genommen hatte.

Die Störung vom Vortag und der absehbar frustrierende Abend, dazwischen dieser vollkommen helle, leichte Augenblick im Wüstengrün und Veras Wunsch nach Ähnlichem wieder und wieder, all dies wie eingebettet in die Rillen des Schneckenhauses, das Paul aufgehoben hatte.

Gleich daneben liegt ein kleiner Stein, rötlich, weiß und graugrün gescheckt. Er könnte aus dem Oberengadin sein, denkt Vera. Drei gemeinsame Auslandsreisen, eine davon in die Schweiz. Alpiner Marmor, so bunt. Er passt nicht in das ringsum aufragende Grau aus Veras Erinnerung, nicht zu den Schatten und Nebelschwaden, Gletscherdünste, sagte Paul, nicht zum Eindruck von Schroffheit und Kälte, der als Fazit ih-

res Aufenthaltes dann blieb und der sich schon anbahnte, während der Zug immer langsamer, steiler, um Gipfel herum, an Abgründen vorbei, Höhen erklimm, in denen die Paul und Vera vertrauten Mittelgebirge längst aufgegeben hätten, und menschliches Wohnen als bizarres Unterfangen erschien, wenn es sich nicht überhaupt als Gerücht erwies, aber da fingen die Kurorte an, erschien die Gegend wieder freundlicher, verging ihre Vorstellung, die Lokomotive strebe zwischen enger und enger rückenden Felsen auf einen Spalt, eine Höhle zu, für immer hinein ins dunkle Gestein. Grau der Sockel, schwarz die Holzwände der Almhütte des Apothekers Wolf Winnesberg, die sie in der Abenddämmerung, ihr Gepäck auf einem im Dorf ausgeliehenen Handwagen bergan ziehend, schließlich erreichten.

Etwas seltsam sei der Vetter immer schon gewesen, sagte Paul, als sie bei Kräutertee und aufgewärmter Pizza am Küchentisch aus Granit saßen.

Seltsam, hatte Vera gesagt, war der Abend in Zürich, gestern!

Ihn hat sie in Einzelheiten behalten, als wäre ihr, schon während das skurrile Geschehen seinen Gang nahm, bewusst gewesen, dass sie darin etwas wie die Quintessenz ihrer Geschichte mit Paul entdeckte, als wären seine Unberechenbarkeit, ihre Erbitterung und Versöhnlichkeit, die Anziehungskraft der nahen und nie wirklich erreichten Übereinstimmung zusammengetroffen in ihrem Züricher Erlebnis.

Paul konnte sich an nichts mehr erinnern.

Nicht an seinen Zettel und nicht an den jungen Mann mit dem goldenen Ring im Ohr?

Er schüttelte den Kopf.

Aber dass sie bald nach der Ankunft aufgebrochen sei, um ihre Nichte, die im Schweizerischen Rundfunk arbeitete, in einem Café zu treffen, während er sich in Antiquariaten und Briefmarkenläden umtun

wollte, und dass sie in dem Restaurant neben ihrem Altstadtotel zum Abendessen verabredet waren, das wisse er wenigstens noch?

Schon möglich.

Also, sie sei relativ pünktlich zur Stelle gewesen, sagte Vera. Als Paul nicht und nicht erschien, habe sie im Hotel nach ihm gesucht. Ein verlassenes Zimmer, keinerlei Nachricht, abgesehen von den leeren Fläschchen aus der Minibar. Kannst du dir vorstellen, wie wütend ich war?

Allerdings, aber vermutlich habe er sie ja benachrichtigt, oder was war da mit diesem Zettel?

Vielleicht eine halbe Stunde nach ihrer Rückkehr, sie lag auf dem Bett, hatte die Erdnüsse und Salzbrezeln aus der Minibar aufgegessen und immer noch Hunger, klopfte es, ein Hotelpage stand vor der Tür, einer in dunkelbrauner Livree mit steifer Mütze auf dem Kopf, ein bleicher Jüngling, wie ein Unglücksbote sah er aus, und überreichte ein gefaltetes Papier, wozu er mit düsterer Miene erklärte, dies sei eben abgegeben worden. Und weißt du, was auf dem Blatt stand, in deiner Schrift, schon etwas verwackelt?

Natürlich wusste Paul es nicht, keine Ahnung.

Du würdest es nie erraten, sagte Vera, da stand: „Wenn du mir folgst, bin ich rechts von der Welt.“ Sie habe nicht gewusst, ob sie lachen oder heulen sollte, und sei in genau dieser Stimmung aufgebrochen, streifte durch die fremde Altstadt, immer rechts herum, ließ kein Restaurant, Bistro, Café aus, spürte bald dieses Kribbeln wie früher, wenn sie beim Versteckspiel die anderen suchen musste, und war jedes Mal enttäuscht, schließlich nur noch verärgert über einen idiotischen Scherz, eine echte Schnapsidee, die pure Zumutung: Wenn du schon eine Botschaft ins Hotel geschickt hast, konntest du nicht dafür sorgen, dass sie verständlich war?

Ihm gefalle sie, sagte Paul und wiederholte den Satz, als gehörte er zu seinen bewährten Aussprüchen. Außerdem habe sie ihn doch gefunden, nicht wahr?

Ja, aber wie! Sie hatte schon aufgegeben und beschlossen, dann eben allein essen zu gehen. Die engen Straßen waren auf einmal voller Menschen, die schmucklosen Häuser von der Nacht zurückgenommen, ihre Strenge verflüchtigt in einladendem Licht, eine Heiterkeit, ein Gedränge, lautes Lachen und Reden. Dieser Wechsel im Handumdrehen verwirrte und bezauberte sie, ganz langsam ging sie jetzt, das Festliche, fast Schwebende des Abendbetriebs zu genießen, auf das Restaurant neben ihrem Hotel zu. Da trat ein junger Mann in weißem Hemd schräg aus der Menge, als habe er wartend auf der Stelle gestanden, bis sie erschien, und sagte, wie eine Frage klang es wirklich nicht: Sind Sie die Frau Berend. Das war dein Gesandter, sagte Vera, derselbe, der zuvor die Nachricht an der Rezeption abgegeben hatte. Er führte sie nun, mal neben, mal knapp vor ihr einen Weg durchs Gewühl bahnend, in eine Richtung, die ihr nie in den Sinn gekommen wäre, durch verwinkelte Gassen zu einem großen, gepflasterten Marktplatz voller Wirtshaustische, trotz eines beginnenden leichten Regens dicht besetzt, von hinten heran bis an den Stuhl, auf dem Paul saß und sich mit einem schmalen Jungen unterhielt, dem Freund des Gesandten.

Du hast dich umgedreht, mich mit leuchtenden Augen angesehen, sagte Vera, als seiest du für inständiges Warten belohnt worden, endlich erlöst, und hast behauptet, alle Viertelstunden zu der Uhr am Turm dort hochgeblickt, sie beschworen zu haben, dass ich bald käme.

Paul erfreute diese Geschichte.

Er erzählte später selbst von dem Abend in Zürich, wobei er wechselnde Namen und Gesichter und Tätigkeiten für die beiden jungen Männer erfand, die auch Vera, um sie jetzt noch zu zeichnen, erfinden müsste,

bis auf ein deutlich behaltenees rechtes Ohr mit Goldring, gegenwärtig wie Pauls Blick, schwimmend in Wiedersehensglück, Weintrübung und nächtlichem Nieselregen.

Von den Beeren aber, für ihn das Herzstück ihrer Reise in die Schweiz, weiß Vera nur noch, dass sie rot waren. Wahrscheinlich Preiselbeeren.

Es war ein heiterer Tag, kleine wattige Wolken am lichtblauen Himmel, sonnenbeschienen der Weg nach SilsMaria. Den Spaziergang hatte Vera durchgesetzt, heute oder nie! Unterwegs entdeckte Paul zwischen Laub und Gräsern die Beeren. Vera saß auf einem Stein in der Sonne und sah zu, wie Paul pflückte, sorgsam, nur die wirklich reifen Früchte, eine halbe Handvoll für sie. An den Geschmack erinnert sie sich nicht mehr und hätte wahrscheinlich auch das übrige vergessen, wäre Paul nicht öfter darauf zurückgekommen. So ist haften geblieben, wie er ihr seine Ernte überreichte, ein Bild, hinter dem sie Früheres ahnte, weil Paul in seiner Kindheit steckte wie kein Erwachsener, den sie kannte, wie auch sie selber nicht.

Sie sieht ihn herankommen, die paar Schritte bis zu ihrem Stein, die Hand eine vorsichtig gehaltene Schale, das Lächeln keine zehn Jahre alt, so trägt er eine Krabbe über den Strand bis zur Sandburg der Eltern, so überbringt er seiner Lotti die größten Himbeeren aus dem Garten zu Hause, und ist, irgendwo zwischen Maloja und Sils-Maria, wieder am Anfang und in vollkommener Sicherheit während dieses Augenblicks, der aus der Reihe sprang, zurück, den Paul aufbewahrte wie eines der kleinen, auf Veras Tisch ausgebreiteten Andenken, sein Bestes aus sechs Tagen in der Schweiz.

Die Fahrt dorthin war wohl auf Drängen des Veters zustande gekommen, Paul hatte entschieden, in welcher Woche - gerade passend, um Wolf Winnesberg und eine hellblau gekleidete Frau mit Hut, die der Apotheker als seine Lebensabschnittsgefährtin vorstellte, willkommen

zu heißen, ihnen mit einer Einladung zum Abendessen für die Gastfreundschaft zu danken und sich am nächsten Morgen zur Bahn nach St. Moritz fahren zu lassen.

Vera ärgerte es, dass Paul nach Kinderart ganz selbstverständlich auf die Tätigkeit und Umsicht der anderen baute und sie in eine Erwachsenenrolle drängte, die sie lieber mit ihm geeilt hätte. Ferienreisen war er von klein auf gewohnt und überließ, wie seinerzeit den Eltern, die Planung und Organisation gern seinen Frauen. Er selbst beteiligte sich mit der Weitergabe der Anregungen oder der Angebote von Freunden und Verwandten, mit ausmalenden Wünschen und der ausgeprägten Vorliebe für Ziele am Wasser, nicht zu weit fort, besser an die Ostsee als auf die Kanarischen Inseln.

An den Aufenthalt in Paris, zu dem sie ihn überredet hatte, will Vera nicht denken, er war missraten von Anfang bis Ende, die Stadt für Paul zu groß, zu voll, zu steinern, die Gastronomie nur Nepp, der Autoverkehr katastrophal, die Metro ein stickiges Labyrinth, das Französisch der Einwohner nicht zu verstehen. Überhaupt war alles und jedes Verrat an dem Zauber, der Paul und Hanna dort im Mai 1960 umfassen hatte, und ein weiteres Zeichen für die Überhandnahme von Abgelebtem, Verlorenem in seinem Leben.

Veras Begeisterung und Neugier, ihre Freude darauf, wieder zu sehen, was drei Jahre zuvor, während ihrer Frankreichreise mit Frank, seinen Platz unter den unvergesslichen Anblicken gefunden hatte, dieser Überschwang, mit dem sie angekommen war, versiegte schon bald unter Pauls Missmut, seinem ständigen Enttäuschtsein, den bissigen Bemerkungen über die Genügsamkeit weltfremder Ostler, denen nun, da sie reisen durften, überall Wunderland winkte.

An Paris mit Paul will sie nicht denken. Nicht an die Beklemmung, die sie nach einem beflügelnden Streifzug durch die Stadt verspürte, sobald

sie in ihr Hotelzimmer zurückkehrte, wo Paul auf dem Bett lag und den „Spiegel“ las. Vor allem nicht an die Augenblicke, in denen Erinnerung sie überfiel, Glücksbilder von ihr und Frank und Gregor aus Sommerferien auf primitiven Campingplätzen, beim wilden Zelten an Gebirgsbächen irgendwo in Polen oder auf dem Balkan, Erinnerungen aus Zeiten des nun nicht mehr zählenden Reisens durch nicht zählende Weltgegenden, die sie urplötzlich, an einer Pariser Straßenecke, zu Tränen rührten. Vorbei das alles, Gregor aus dem Haus und Frank nie mehr mit ihr unterwegs, nicht als geduldiger Begleiter durch die Städte, nicht als anspornender Wegebahner durch unbekannte Landschaften.

Schon während der kurzen, noch heimlichen Fahrt mit Paul nach Franken, an die Stätten seiner Porzellandreherlehre, dann des Studiums in Erlangen und seiner ersten Begegnung mit der siebzehnjährigen Schülerin Hanna Lenzen, bekam Vera unvermutet, es war in Lauf an der Pegnitz, das weiß sie noch, beim Anblick einer munter dahinwandernden Familie mit Rucksäcken heftiges Heimweh. Später diese Anfälle von Sehnsucht nach der Vergangenheit, von Reue und Trauer über die Trennung, nie so zuverlässig und schmerzhaft wie auf Reisen mit Paul, wenn sie nur noch Verlust der Reisen mit Frank waren.

- Und ganz wichtig: Verreist zusammen! Astrids Stimme wieder.

In diesem Punkt hat sie sich nun wirklich geirrt, denkt Vera.

Im Lauf der Zeit begriff sie, dass Paul, obwohl er gern und in einer Stimmung, die Reisefieber ähnelte, seine obligaten beiden Kofferchen packte, im Grunde ein Antitourist, ein Sesshafter war, der seine heimischen Gewohnheiten gelegentlich an anderen Orten ausübte, dies umso lieber, je weniger Umstellungen die Fremde ihm abverlangte.

Er fotografierte nicht, er war resistent gegen Reiseführer und Besichtigungseifer. Notorsche Sehenswürdigkeiten besuchte er, wenn es sich so ergab, anstandshalber. Er schien ihnen zu misstrauen, weil alle Welt sie

kannte oder sie kennen sollte. Ihn gingen sie erst etwas an, wenn sich eine Verbindung zu den Sensationen seiner Kindheit herstellte. Oder wenn sie ihm eine Anregung für seinen Roman schenken wie dieser Grotensee auf Lanzarote, in dessen dunklem Wasser blinde weiße Fischchen schwammen, oder waren es kleine Krebse, die es nirgends sonst auf der Erde gab. Vera erinnert sich an Pauls Faszination, einen Ort entdeckt zu haben, der für seine Außerirdischen auf der Suche nach ihrem verschollenen Raumschiff eine Rolle spielen konnte. Schon deshalb hatte der Tagesausflug von Fuerteventura auf die schwarze Insel sich für ihn gelohnt.

Zwei Ansichtskarten von Jameos del Agua findet Vera am Boden des Kästchens und bedeckt sie mit den Andenken, die sie vorsichtig wieder einsammelt, Stück für Stück, bis nur noch dünne Spuren Sand auf der Tischfläche zurückbleiben.

Sie fährt mit der Hand darüber, fühlt die Körnchen unter der Handfläche und versteht nicht, weshalb ihr dieser Satz jetzt in den Sinn kommt, Thüringen liegt ja nicht am Meer, dieser Satz, den sie einmal zu Paul gesagt hat, es muss in ihrer Anfangszeit gewesen sein:

- Deine Heimatstadt habe ich gesehen, als ich noch gar nicht wusste, dass es dich gibt.

9.

DER weiße, barackenähnliche Flachbau taucht wieder auf, der grüne Hang dahinter, die dunkle Wand der Fichten. Vera stand am Fenster und sah zu einem wolkenverhangenen Himmel hoch, aus dem es ausdauernd tropfte. Vormittag, doch im Zimmer brannte Licht: die Nachttischlampe an Gregors Liege hinter den

beiden schmalen, den Raum teilenden Kleiderschränken. Frank saß auf dem Bett nahe dem Fenster und studierte abwechselnd die Wanderkarte und eine Broschüre über touristische Sehenswürdigkeiten im Schwarzatal und dessen Umgebung. Bei diesem Wetter, sagte er, könnte man natürlich auch nach Rudolstadt fahren, die Heidecksburg besichtigen. Vera erwartete Gregors „Ohne mich“, aber er war ins Lesen so vertieft, dass er nichts gehört hatte, oder er hielt die Antwort für überflüssig, weil ausgemacht war, dass er sich an Wanderungen beteiligen würde, in den neuen Joggingschuhen von seinem Patenonkel aus dem Westen und mit guten Aussichten, seinen Vater auf den letzten Metern einer Gipfelstrecke abzuhängen, dass ihm aber die Regionalmuseen, Kräutergärten, Glasbläsereien und Burgruinen gestohlen bleiben konnten. Wanderungen, nichts sonst. Ihre Männerwettrennen müssten sie schon allein bestreiten, hatte Vera erklärt, sie sei hier, um sich zu erholen. Sich um einen Platz im Ferienhaus des Verlages zu bewerben, war ihr als rettende Idee erschienen, das Anwesen lag im Übergang vom Thüringer Vorland zum Thüringer Wald, die Berge in der Nähe erreichten knapp die Höhe von sechshundert Metern, es gab auch einige Seen dort. Eine mittlere Lösung zwischen Hoher Tatra und Usedom, ein Kompromiss. Wenn es nicht für lange ist, sagte Gregor. Zwei Wochen hätten sie bleiben können, am zehnten Tag reisten sie ab. Die Betriebsgewerkschaftsleitung hatte für volle Auslastung des Ferienheims gesorgt, der ortsansässige Hausmeister wies ihnen statt der beantragten zwei Zimmer ein einziges zu, das größte, mehr war nicht frei, andere wollten schließlich auch mal ausspannen. Zu diesen anderen zählte ausgerechnet ein Kollege, dem Vera im Verlag möglichst aus dem Weg ging. Der Flachbau und seine Einrichtung erinnerten sie an ungeliebte Ferienlager aus der Kindheit. Nichts fand sie vor, das ihr wirklich gefiel. Alles war jedoch heil und sauber und kostete Summen, die von der Ökonomin Edith Graup-

ner ins Feld geführt wurden, wenn unzufriedene Mitarbeiter fehlenden Komfort beklagten, ein Fernsehgerät, eine Duschecke in jedem Zimmer verlangten. Wäre nur das Wetter schön gewesen. So aber, kurze Spaziergänge in durchweichten Wäldern und lange Aufenthalte in ihrer klammen Unterkunft, beim farbstarken Streit der Streifen, Rauten, Blumenmuster von Tapeten und Vorhängen und Bettdecken.

An einem trockenen, wenn auch bewölkten Tag schlug Vera, zuerst verbittert über den missratenen Urlaub, eine Wanderung nach Paulinzella vor. Was es da zu sehen gebe, wollte Gregor wissen. Eines der bedeutendsten romanischen Bauwerke in Deutschland, sagte Frank, oder was von der Kirche dieses Benediktinerklosters übrig geblieben ist, das Langhaus, ohne Dach. Eine Ruine also? Gregor verabredete sich mit dem Sohn des Hausmeisters zu einer Radtour.

Das Gehen und Verweilen und wieder Gehen im Mittelschiff zwischen den beiden Rundsäulenreihen, die Blicke seitwärts ins Grüne und nach oben zum Dach aus langsam treibenden grauen Wolken hat Vera nicht vergessen, nicht ihre Besänftigung durch die Klarheit und Ruhe der Formen des schmucklosen, noch als Ruine beseelten Bauwerks. Frank blätterte in seiner Broschüre: Hier wurde vor fast achthundertsechzig Jahren eine dreischiffige Basilika errichtet, nach dem Vorbild der Klosterkirche in Hirsau, sagte er, da kommen wir nun nicht hin, und entsprach dem Reformideal von Cluny in Burgund, dahin leider auch nicht, oder erst, wenn wir Reisen nur noch als Anstrengung empfinden werden.

Gespräche über die Zukunft mochte Vera nicht, die Vorstellung, dass es immer so weitergehen, dass sie bis zum Rentenalter auf ihrem sicheren Arbeitsplatz am Schreibtisch im Verlag sitzen und in Ferienwochen nur den kleinen, ihnen erlaubten Teil der Erde sehen würde ebenso wenig wie das Spekulieren über glückliche Sprünge der Geschichte, eine von

Franks Lieblingsbeschäftigungen. Aber an dem Tag hörte sie ihm gern dabei zu, während sie von Paulinzella zurück durch dichten, immer noch nassen Wald stapften und auf dem falschen Weg waren, wie Frank nach einer Weile bemerkte, es störte Vera nicht. Irgendwo kämen sie schon heraus und könnten sich dann orientieren nach der Wanderkarte, vielleicht sogar einkehren in einem dieser schiefergrauen kleinen Orte, die Jahrhunderte Armut auf dem Buckel hatten. Wo sie dann herauskamen, in ihrer Erinnerung festgehalten, wie es bestimmt nicht gewesen ist, als ein plötzliches, gleichsam die Bäume beiseite schiebendes Hervortreten aus dem Wald, erstreckte sich der große, leicht abschüssige Marktplatz einer einladend und wohlgestellt wirkenden Kleinstadt mit stattlichem Rathaus, einem Hotel „Zum Löwen“, einem Ortsnamen, den sie auf der Karte bis dahin übersehen hatten: Königsee.

- Deine Heimatstadt habe ich gesehen, als ich noch gar nicht wusste, dass es dich gibt, sagte Vera zu Paul.

Sie sucht in den Papierstapeln auf ihrem Arbeitstisch nach einem Schulheft. Alle seine Tagebücher, bis auf das letzte, hat Paul in Schreib- oder Rechenheften geführt. Sie findet ein dünnes mit violetter Umschlag, einer grün bebrillten Mickymaus am unteren Rand, auf den Zeilen des Etiketts den Eintrag der Reisedaten, der Orte: Königsee, Rudolstadt, Königsee. Innen die vertraute steile Schrift im Gitter der quadratischen Kästchen, knapp siebzehn gefüllte Seiten.

K. ist eine heruntergekommene Kleinstadt in der DDR, schreibt Paul nach dem ersten Besuch im September 1991, Ruinen am Marktplatz, Abrisslücken in der Schwarzburgerstraße, das Rinnetal eine Kloake. Alles ist längst nicht mehr meine Kindheit. Ihr Ort ist gegenwärtig bloß in meinem alten Kopf.

Vera liest den ersten Satz noch mal. Paul reiste also, fast ein Jahr nach der nationalen Vereinigung, zum Wiedersehen mit seiner Heimat in das

weiterhin andere Deutschland, dessen untergegangener Staat all die Zeichen einer enttäuschenden, schäbigen Fremdheit hervorgebracht und hinterlassen hatte, deren Anblick er lange ausgewichen war. Als er 1947 nach verkrachtem Abitur quer durch Deutschland radelte, von Rudolstadt in Thüringen nach Mülheim an der Ruhr, wo die Mutter mit den Brüdern untergekommen war, existierte die DDR noch nicht und keines der späteren Reisehindernisse, die für Paul aber auch, denkt Vera, einen Sicherheitsabstand schufen. Die Rückkehr an den Schauplatz der Kindheit, eine Unternehmung ohnegleichen, Pauls Große Reise, konnte hinausgezögert, die Vergangenheit im Kopf vor der Konfrontation mit dem, was nicht mehr sie war, noch bewahrt werden. Bis nach der Wende der jüngste Bruder von der Treuhand für 1 DM die Fabrik kaufte, die einst dem Vater, dann dem Volk gehört hatte und künftig, von Grund auf erneuert, die Familientradition fortsetzen, Spielzeugservice aus Porzellan herstellen sollte.

Ein Wort fällt Vera ein, das damals die Runde machte, das auch sie, halb im Scherz, gebraucht hatte, als Paul, spürbar animiert von des Bruders unternehmerischem Elan, im Namen der Familie nach urväterlichem Waldbesitz zu forschen begann : Goldgräberstimmung.

Ob sie Zeit und Lust habe, sich mit ihm in Rudolstadt zu treffen? Dort hatte er einen Termin beim Liegenschaftsamt, knapp zwei Monate nach seiner Wiederbegegnung mit Königsee, von der Vera gern mehr gehört hätte als in Pauls kurz angebundenen, verräterisch sachlichen Anrufen.

Sie erinnert sich nicht, unter welchem Vorwand sie beim Verlag kurzfristig Urlaub genommen, sich für zwei Tage von Frank und Gregor verabschiedet hatte. Sie erinnert sich an einen alten D-Zug der Bundesbahn, goldbraune Samtbezüge, ein fast leeres Abteil Sie saß am Gang, schräg gegenüber in der Fensterecke eine jüngere, schwarzgelockte Frau,

die sich über Papier beugte wie sie selber auch. Vera redigierte ein Manuskript, es sollte rasch in den Druck, die Gespräche eines evangelischen Bürgerrechtlers aus den neuen Ländern mit einem rheinischen Kirchenmann, einer der damals reihenweise angestregten deutschdeutschen Dialoge, Vera hatte viel Arbeit damit. Sie verpasste beinahe den Blick nach draußen, als der Zug an Bad Kösen und den Saaleburgen, ihren liebsten Ausflugszielen während der Schulzeit, vorbeifuhr. Danach ließ sie sich durch nichts mehr ablenken, im Abteil war es still, die Zeit verging im Handumdrehen. Jena war schon vorbei, als Vera Pause machte, um ihre Bleistifte zu spitzen. Durch eine Bewegung irritiert, sah sie hinüber zum gesenkten Lockenhaupt. Es schwang sacht hin und her. Es tupfte rhythmisch die Luft, richtete sich plötzlich, die Augen starr geradeaus, kraftvoll hoch, neigte sich dann wieder über das Papier. Notenblätter. Ging das schon die ganze Zeit so? Die Frau in der Fensterecke übte, sie sang, und Vera hörte nicht den leisesten Ton. Vielleicht wäre sie, musikalisch besser bewandert, imstande gewesen, aus der Pantomime zu erraten, welche Arie, welches Lied gerade einstudiert oder repetiert wurde, zumal die Sängerin hin und wieder die Noten aus ihrem Schoß aufnahm, sie in wiegenden Armen hielt. Vera erkannte nichts, so aufmerksam sie zusah, hätte aber, weil auch neckisches Schulterheben und Kopfwackeln dabei waren, auf ein eher heiteres Programm geschlossen.

Da landeten die Notenblätter auf dem Sitz neben der Frau, die ihre Arme in die Höhe streckte, die Locken schüttelte und mit Sopranstimme verkündete, genug, das müsse reichen. Reichen wofür? Heute, am 11. 11., finde zum Auftakt der Faschingssaison ein bunter musikalischer Abend im Theater von Rudolstadt statt, sagte sie. Tatsächlich? Das traf sich gut. Vera war lange nicht mehr in einem Konzert gewesen, auch in keinem bunten, mit Paul schon gar nicht. Ganz locker, sagte die Sängerin, mit Wein und kaltem Büffet, anschließend Tanz. Von den künstlerischen

schen Darbietungen lasse auch sie sich überraschen, zunächst kenne sie nur ihr eigenes Programm.

- Verraten Sie es mir nicht! Bestimmt, versicherte Vera, werde sie kommen, wahrscheinlich zu zweit. Falls es noch Karten gab.

Das wisse sie leider nicht, aber man könne wohl davon ausgehen, wobei sie natürlich auf ein ausverkauftes Haus hoffe, sagte die Sängerin, deren Akzent Vera vage als balkanisch einstufte.

- Aber was führt Sie denn nach Rudolstadt?

Vera erzählte. Mit einem musikalischen Abend habe sie freilich nicht gerechnet, schloss sie, auch nicht mit der Gelegenheit, im Zug eine Sängerin kennen zu lernen. Da wurde immer über den depressiven Osten, die provinzielle Lethargie oder andersherum über kulturellen Kahlschlag geklagt, und nun diese Initiative einer kleinen Stadt, die sogar eigens eine Sängerin aus Berlin engagierte, oder woher sonst?

Geboren sei sie in Dubrovnik, lebe jedoch seit langem in Deutschland und fühle sich fast schon als Charlottenburgerin, antwortete, Vera las es auf der ihr überreichten Visitenkarte, Iovanka Tisma-Keller.

Dass ihr auf Anhieb der Name wieder eingefallen ist! Sie hat seit einer Ewigkeit nicht an die Sängerin gedacht, sie nach der Verabschiedung auf dem Bahnsteig nie wieder gesehen. Zwei Paare mittleren Alters und Paul und Vera waren die einzigen im girlandengeschmückten Foyer des Theaters. Sie saßen an runden Tischchen und warteten. Schließlich erschien eine füllige Frau in schwarzem Anzug und trug, damit die sechs nicht ganz umsonst gekommen waren, Chansons nach Texten von Tucholsky vor, gab die Rückerstattung des Eintrittsgeldes bekannt, wünschte allen einen schönen Abend und zog sich unter dem dünnen, herzlich gemeinten Applaus des Publikums zurück, das noch sitzen blieb, um die Gläser zu leeren. Enträuscht war Vera schon, doch überrascht eigentlich nicht.

Die Stadt war ihr so apathisch erschienen, die Leute so genügsam oder entschlossen, mit dem Nötigsten auszukommen, von Schwung und Aufbruchsstimmung keine Spur. In einem niedrigen Gewölbe fand ein Ausverkauf statt, altmodische Hausschuhe, kratzige Wollmützen, derb genietete Ledertaschen und dergleichen mehr in großer Menge, offenbar das Sortiment, mit dem ein nun aufgelöster Industriebetrieb der Verpflichtung nachgekommen war, sogenannte Waren für den Bevölkerungsbedarf herzustellen, die auch jetzt noch, da sie fast nichts mehr kosteten, niemand kaufen wollte, man hatte inzwischen Besseres kennen gelernt. Paul ließ die Hoffnung auf irgendein solides, heimatlich anmutendes Stück rasch fallen und Vera ihren Vorsatz, wenigstens aus Mitleid mit den beiden frierenden Verkaufskräften irgendetwas zu erwerben. Mitleidig hätte man das gesamte Angebot verhüllen müssen, wie es in seiner plumpen Dürftigkeit im Neonlicht da ausgebreitet lag. Aufgebahrt, dachte Vera im Stillen.

Auf ihrem Gang durch die Stadt hatte sie bald aufgehört, Paul ihre Eindrücke mitzuteilen, ihm Fragen nach früher zu stellen. Er wirkte in sich gekehrt, vielleicht auf der Suche nach Erinnerungen oder in Gedanken auf dem Liegenschaftsamt am nächsten Morgen, abwesend.

Erst der Grillgeruch holte ihn zurück. Eine Thüringer Bratwurst, unbedingt, dazu Glühwein! Den Stand hatten sie schon von ihrem Hotelzimmer aus erblickt, ein Ereignis, das einzige auf dem kopfsteingepflasterten Marktplatz, menschenleer bis auf eine kleine Warteschlange vor dem Rost, den ein weißer Sonnenschirm überdachte. Bläuliche Rauchschwaden, frühe Dämmerung, ein hellgrauer Winterhimmel. Sie waren an einem rauen Ort, fand Vera, die Burg schien auf die Stadt zu drücken.

Man wartete schweigend, die Bratwürste hatten schwarze Striemen, sie zu essen war unbequem, mit einem heißen Plastikbecher in der anderen Hand, Stehtische gab es nicht. Der Glühwein tat aber gut.

Sie gingen weiter. Paul, konzentriert auf den Weg, hielt hin und wieder an, um sich zu orientieren. Das Rudolstadt, das er 1947 verlassen hatte, sah besser aus als das jetzige, unkenntlich geworden war es nicht. Das Haus des Großvaters würde er finden, eine Stadtvilla aus den Gründerjahren, mit Erker und Zierturm und Schieferdach. Auf einmal sagte Paul: „Jetzt wird es eng.“ Vera machte sich auf einen Trampelpfad gefasst, aber sie bogen in eine Straße ein, die nicht schmaler war als die anderen. Paul blickte schräg nach links hinüber, Vera fühlte den Druck seiner Hand. Eng ums Herz, meinte er wohl, oder dass es zum Ausweichen zu spät war.

Sie sah das Haus, in dem Paul während der Oberschulzeit bei dem verwitweten Großvater und einer Tante, mit der er ständig Kämpfe ausfocht, öfter gewohnt hatte, ein großes, dunkles, leidlich in Stand gehaltenes Haus, verschandelt aber durch einen billigen Anbau aus Vorwendezeiten, und sie sah Paul, wie er zum Haus hinüberblickte.

Sie habe seine Emotionen, die innere Aufladung, sagte sie später, in dem Augenblick als Energie spüren können, und ihr leuchte schon ein, dass sich all das nicht ohne Verluste mitteilen lasse, andererseits fühle sie sich als Begleiterin geradezu ausgeschlossen, wenn er nicht einmal versuche, ihr näher zu bringen, was sich bei diesen Wiederbegegnungen in ihm abspiele. Seine kargen Auskünfte über den Aufenthalt in Königsee vor zwei Monaten! Ihr zuliebe sollte er schon ein wenig ausmalen! Oder sie mit Ausflügen in seine Vergangenheit verschonen.

Natürlich, sagte sie, nichts ist mehr, was es war, alles ist kleiner, armseeliger, jeder kennt das. Ihr sei übrigens der Markt von Königsee, an dem er Ruinen erblickt haben wollte, recht hübsch erschienen, als sie sich von Paulinzella dahin verlaufen hatten, in einem verregneten Sommerurlaub vor neun Jahren. Auch die Verklärung des Vergangenen kenne

jeder. Aber der Kult, den er mit seiner Kindheit treibe, gehe ihr allmählich auf die Nerven, sagte sie. Oder dachte es wenigstens.

Jetzt denkt sie, dass Kult nicht das richtige Wort ist. Die Kindheit, meine Sicherheit, liest sie in Pauls Heft und erinnert sich, es so auch von ihm gehört zu haben. Ein Ort der Sicherheit. Sie hätte fragen sollen, eines von tausend Versäumnissen, ihn danach fragen, was dies späterhin bedeutet habe: das verlorene Paradies, das Maß seiner Erwartungen und der Maßstab seiner Erfahrungen, sein Grund und Boden, die stärkste Bindung? Vielleicht eine Mischung aus alledem, ein Kult aber nicht und nichts Sentimentales.

Es muss ihn tief getroffen, ihn verstört haben, als er im Herbst 91 nach Königsee kam und umherging mit dem Aussehen eines Fremden, ein älterer Herr, der sich sehr gerade hielt, aufmerksam blickte, zurückhaltend auftrat und nichts von der inneren Katastrophe erkennen ließ.

In K. hat mich niemand bemerkt. Die ganze Stadt hat so getan, als sei nichts geschehen. Ich dachte vierundvierzig Jahre lang, meine Ankunft, meine Rückkehr könne, wann auch immer, nur ein Ereignis sein. Es war nichts. Niemand hat mich erwartet, niemand hat mich erkannt. Erst später fiel mir ein, dass es nicht anders sein konnte: Viele sind tot, einige sind im Westen, und wer noch in K. lebt, hatte einige Jahrzehnte etwas anderes zu tun, als ausgerechnet an mich zu denken. Alle oder doch die meisten Leute, die ich auf dem Marktplatz, im Rathaus, in der Schwarzbürgerstraße sah, hatten längst länger als ich mit meinen vergangenen siebzehn Jahren in K. gelebt. Auch das fiel mir erst während der Rückfahrt ein. Ich war wie immer erst mal gekränkt und bin es noch.

Nur die Kinokasse im Rathaus ist dieselbe Holzbude wie früher.

DOCH irgendwie, durch irgendwen mußte wenigstens die Schulfreundin Hannelore Steineck Nachricht von Pauls Aufenthalt in Königsee bekommen haben. Unten warte jemand auf ihn, hatte ihm die Sekretärin gesagt, als Paul im Büro seines Bruders Dieter saß und in einer Lokalzeitung blätterte. Unter anderen Leuten hätte er Hannelore Steineck nicht erkannt. Sie stand vor den Stufen zum Büroeingang, ein Kind an der Hand, und wäre gern heraufgekommen, sagte sie, aber die Enkelin wollte nicht: ein hübsches, dunkelhaariges Mädchen von vier Jahren, das der Hannelore, die Paul gekannt hatte, ähnlicher schien als die Großmutter vor ihm.

Hätte Paul die Worte finden müssen, sie hätten stumm und verlegen herumgestanden im sonnigen Hof, er mit dem peinlichen Gefühl, er sehe von oben auf Hannelore herab. Tatsächlich war sie einen Kopf kleiner als er, das war sie früher nie. Geredet hat sie, als sei nicht viel gewesen, als gehe es einfach da weiter, wo es vor Jahrzehnten aufgehört hatte. Öfters hat sie sich selbst unterbrochen und hell aufgelacht, fröhlich, als brauche sie dieses Lachen, als höre sie nichts lieber als diese Stimme. Das kannte ich, erst da war ich sicher, dass es wirklich Hannelore Steineck war. Weshalb oder worüber sie lachte, das war schon immer ihr Geheimnis – oder ich begreife heute so wenig wie damals. Wie es mir ergangen ist und was ich tue, danach fragte sie nicht - als ob sie wüsste oder nicht wissen wollte.

Was sie erzählte, erwähnt Paul nur knapp. Vier Namen tauchen auf, Vera hat sie öfters von ihm gehört, Namen aus seiner Klasse in der Mittelschule, darunter ein Mädchen, Leni Kramer. In sie war Paul verliebt,

oder doch in Hannelore Steineck? Einer der beiden Heiner war Pauls Rivale bei Leni, aber welcher, Wiegand oder Roth?

Im Stapel auf Veras Tisch gibt es ein Tagebuch aus jener Zeit, das weiß sie. Sie findet es und findet ein noch älteres, das Paul mit zwölf begonnen hat, und blättert darin und liest sich fest. Sie liest, als könne sie ihm in einem alten Heft begegnen, dem Kind, das Paul gewesen ist.

In seiner Klasse war er der Jüngste, einer von den Kleinen. Die Mutter hatte durchgesetzt, dass er ein Schuljahr übersprang. Sein Notendurchschnitt sank, es tauchte hin und wieder eine 1 für einen Aufsatz oder für eine Englischarbeit auf, für Rechnen aber eine 5 und dauernd der mütterliche Vorwurf, er sei saufaul.

Singen und Sport müssen ihm gefallen haben, bei den Reichsjugendwettkämpfen im Mai 1942 gewann er eine Siegenadel. Wie die ausgesehen hat, weiß Vera nicht, sicher anders als das Sportleistungsabzeichen aus ihrer Grundschulzeit, von dem sie auch keine genaue Vorstellung mehr hat, aber den Stolz über solch eine Auszeichnung kann sie sich gut vorstellen, ebenso die Unlust an diversen Diensten, der Hilfe zu Hause, den Sammeleinsätzen beim Jungvolk, mochte das Material auch verschieden gewesen sein, nicht Schrott oder Altpapier, wie Vera in Erinnerung hat, sondern Lumpen, Spinnstoffe und, für einen ihr rätselhaften Verwendungszweck, Birkenblätter. In seiner Freizeit ging er häufig im Waldsee baden, er spielte schön auf der Straße oder drinnen, klaubte Pflaumen, hatte einen besten Freund und baute mit ihm eine Höhle. Das Haus, der Garten, die Schule, Sonne und Regen, Schnee. Aus Pauls knappen Einträgen zieht Vera vertraute Vorstellungen, leicht zugänglich erscheint ihr diese Kindheit fünfzehn Jahre vor der eigenen, nicht fremd ein bürgerlicher Haushalt mit Dienstmädchen, Herrenzimmer, Briefmarkensammlung und vielen Büchern, nicht ungewohnt die Nachahmung der Erwachsenensprache, sofort vernehmbar, wenn die Mutter

leicht erregbar und mit den Nerven vollkommen fertig oder der Bruder Hermann ein kleines Scheusal ist, das uns allen das Leben schwer macht. Pauls Mitteilungen bleiben fast unberührt von seinem plötzlichen Beschluss, im Sommer 1942, von heute ab ein Kriegstagebuch zu führen. Vielleicht hatte ein Buch oder ein Film ihn dazu angeregt, vielleicht ein Brief des Vaters im Felde bei den Funkern, in Russland. Der Krieg ist ein aufregender Tiefflieger über dem Waldsee, ein Sommerlager, in dem Paul sein Schiessabzeichen erwirbt und immer großen Hunger hat, ist Schulausfall und ein paar Mal Fliegeralarm, wir haben die Flak ganz stark schießen hören, das ganze Haus hat gezittert. Der Vater ist inzwischen im nah gelegenen Rudolstadt kaserniert und soll an die Westfront kommen. Am 1. September zählt Paul nach: Schon drei Jahre Krieg. Wie geht das aus?

In diesem ersten Heft findet Vera wenig, was zu ihrer Vorstellung von einer Kindheit im Krieg passt, die zugleich eine Kindheit im Nationalsozialismus war, zu Hause wie in der Schule wie in der Hitlerjugend. Ganz selbstverständlich machte Paul dort mit, wurde Jungenschaftsführer, freute sich riesig, war ein halbes Jahr später schon Hordenführer und schrieb das Wort mit Stolz. Im kalten Frühjahr 1944, noch Ende März lag Schnee, erhielt er zahlreiche Konfirmationskarten, berichtete dann aber von einer Feier im Rathaus, einer Verpflichtung auf dem Marktplatz, mit Reden des Bürgermeisters und des Standortführers, einem Marsch durch die Stadt, von Kirche kein Wort, und einem großen Familienmahl zu Hause. Er listete seine Geschenke auf: 75 Karten, 21 Bücher, 1 Ahnentafel, 1 Armbanduhr, 1 Etui mit Füller und Drehbleistift, 1 Bücherständer, 5 Eier, 2 Würste, 1 Stück Speck.

Irgendwo las er, dass man nicht nur berichten, sondern auch seine Gefühle dem Tagebuch anvertrauen soll. Tja, das ist nun ziemlich schwer. Gefühle! Wenn mir was von Gefühlen einfällt, kann ich's ja schreiben.

Im nächsten Heft? Er hat es angefangen, obwohl das alte längst nicht voll war. Die eckige Kinderschrift ist schlank geworden, flüssiger, Lateinbuchstaben statt Sütterlin. Es wird nicht mehr „schön gespielt“, sondern Hockey und Schach. Schön oder nicht schön sind jetzt die Schlittenfahrten, Spaziergänge, Kinobesuche, immer erwähnt: mit wem.

In der Schule gehen die Zettel hin und her. „Leni Kramer liebt Heiner Wiegand“. Nein, schreibt Leni, aber gut leiden könne sie ihn schon. Paul schreibt zurück: Wen er liebt, wird er Leni später sagen. Er ist ganz zuversichtlich. Zwar hatte Heiner Wiegand ihm erklärt, Paul hätte eher rangehen sollen, augenblicklich sei er der Sieger. Aber, schrieb Paul schon im Februar, das werde sich alles noch ändern. Ich glaube, ich glaube! Dass beim abendlichen Rodeln Leni immer mit Heiner Wiegand fuhr, regte ihn nicht mehr so auf. Er fuhr dafür mit Hannelore Steineck von schräg gegenüber und versicherte dem Tagebuch: Leni hat geschäumt! Wütend sei sie gewesen, als er Hannelore nach dem Schlittenfahren nach Hause brachte. Und habe sich gerächt, indem sie mit Heiner Wiegand ins Kino ging, Paul konnte es ihr nicht verübeln: Ich habe es auch mit Hannelore zu weit getrieben. Die Spaziergänge abends mit ihr und der Banknachbarin Christa Sattler!

In der Schule üben sie das Theaterstück „Verdunkelung in Schilda“ ein, sie führen es im April mehrmals mit Erfolg auf. Auch bei Leni, die verstärkte Zettelschreiberei scheint es ihm zu bestätigen, weiß Paul sich dem erhofften Erfolg nun nah. Leni ist sehr deutlich. Am nächsten Tag: Ich glaube, sie liebt mich. Unter dem gleichen Datum aber steht ein großes eingerahmtes „Aus!“ Auf dem Heimweg von einer Aufführung hat er, zehn Uhr abends, Heiner Wiegand und Leni zusammen getroffen. Sie lachte, als er vorbeiging. Na ja, auch mit so was muß man fertig werden! Aber dass ich mich so in ihr getäuscht habe – ich kann es im-

mer noch nicht glauben. Aber ich habe es ja geahnt – aus der höchsten Seligkeit in die tiefste Tiefe gestürzt! Aus!

Nach einer Woche ist er wieder ruhig geworden, liest Vera. In den folgenden Monaten, seinen letzten auf der Mittelschule, hat er wenig eingetragen: Spaziergänge mit Hannelore und Christa, manchmal kommt Leni dazu oder ein anderes Mädchen, öfter ist er mit Heiner Wiegand zusammen, ein feiner Kerl.

Die Alliierten landen in Frankreich, am sechsten Juni hört Paul den ersten Frontbericht von der Invasionsküste und ist der festen Überzeugung, dass wir die Feinde in Frankreich schlagen werden. Da muß alles Private zurückstehen.

Er will nun wieder regelmäßig einschreiben. Und berichtet von der Geburtstagsfeier einer Klassenkameradin, vier Tage später, mit prima Kuchen u. Wein, dann Witze erzählen, von denen manche, findet er, zu weit gegangen seien, dann „Viereckenraten“, wobei er viele Mädchen (natürlich nur im Spiel) geküsst hat, um Mitternacht Aufbruch, mehrere Paare, untergehakt, Heiner mit Leni, Paul mit Hannelore. Seine Stimmung danach ist miserabel. Alles – die Mädchen, die Küsserei von gestern Abend, hängt mir zum Halse raus. Manchmal glaube ich dann wieder, eine rasende Sehnsucht nach Hannelore, Leni oder sonst wem zu verspüren. Es ist jedenfalls schauderhaft. Woher kommt das alles?

Im Juli fährt der Vierzehnjährige in ein Ausbildungslager der Hitlerjugend nach Ruhla, wo er in den ersten Tagen Heimweh hat, es schließlich aber doch schön findet, den Dienst interessant und abwechslungsreich, die Verpflegung sehr gut, es gab sogar Schockelade. Die Nachtgeländespiele hebt er hervor und dass viel geklaut wurde. Er kann sich im Tagebuch kurz fassen, es steht ja alles in seinen Briefen nach Hause, die er gut aufheben will. Auch er hat in den drei Wochen Post bekommen: Hannelore 2 Briefe, Mammi 5, Pappi 2, Hermann 1.

Im August wechselt er auf die Oberschule und fährt täglich nach Rudolstadt, seine Königseer Klasse feiert im Februar 45 ihren Abschluss, dazu eingeladen wird er nicht.

Dies alles spielt sich in bilderlosen Szenen ab. Paul beschreibt nicht, er malt nichts aus, er hält fest, oft nur in Stichworten, was ihm tagebuchtauglich erscheint, ein junger Chronist von Begebenheiten, deren Akteure und Schauplätze für Vera unsichtbar bleiben oder Schablone. Sie besitzt keine Fotos von Paul aus jener Zeit, sie kann aus seinem erwachsenen Gesicht auf das kindliche nur schließen, die großen Augen unter dunklen Brauen, die breite Stirn, die schmalen Wangen, kann vermuten, dass sein braunes, glattes Haar durch einen Scheitel geteilt war, aber auf welcher Seite?, dass die Oberlippe die Zähne halb verdeckte, wenn er gelacht hat. Sie kann sich einen mageren Jungen mit langen Armen und langen Beinen vorstellen, aber nicht genau Paul. Seine Bewegungen nicht, seine Stimme nicht, die helle und irgendwann, er erwähnt den Umbruch wie alles Körperliche, von kleinen Krankheiten, Zahnschmerzen oder Verletzungen abgesehen, in seinem Tagebuch mit keinem Wort, die dunklere dann, die noch nicht die ihr vertraute Stimme gewesen ist und fremd geradezu durch einen Dialekt, den er sich später austrieb, auf dem Gymnasium in Mülheim an der Ruhr. Wo er, zur Erheiterung der Klasse, gegen Thomas Mann zu Felde zog. In breitem Thüringisch, hatte er zu Vera gesagt und die Aussprache nachgeahmt, sich gefürchtet, sie wieder zu hören, im September '91, bei seinem ersten Besuch in Königsee.

In der Schule dort gehörte er nicht zu den Großen und Starken, aber er wurde ein Führer im Jungvolk, dann in der Hitlerjugend. Wodurch zeichnete er sich aus? Durch Härte bestimmt nicht, Disziplin vielleicht

und Pflichtbewusstsein. Zählten auch die Eigenschaften, die er gewiss besaß: Gerechtigkeitssinn, eine frühreife Überzeugungskraft?

Ein Naiver war er, sexuell ahnungslos, ausgestattet mit Film und Buchsätzen für die ihn bedrängenden Gefühle, verliebt in seine Fantasien von Liebe, dabei wahrscheinlich schüchtern und gehemmt. Den Schulkameradinnen wird er durch Reden und Einfälle imponiert haben, vertrauenswürdig erschienen sein, zum Verlieben aber noch zu klein. Jemand, mit dem es Spaß machte, Briefchen zu wechseln, der auf den unentwegten abendlichen Spaziergängen immer etwas zu erzählen hatte.

Für Hannelore Steineck war er, denkt Vera, der Paul aus ihrer Straße, der Junge aus ihrer Klasse, mit dem sie ging, war er ein allmählich sich festigendes Versprechen für die Zukunft, für ein Leben, das alles, was es zu bieten hatte, in der kleinen Stadt bereit hielt von Anfang an. Und Paul? Nach einigem Hin und Her, nach abflauendem Interesse, sobald er sich ihrer Zuneigung sicher war, aufflammendem Gefühl, als sie sich, vorübergehend, einem anderen zuwandte, nach sehnsüchtiger Erinnerung an die Spaziergängerin im braunen Mantel und die jüngst vergangene Mittelschulzeit (eben doch die schönste Zeit meiner frühen Jugend, schrieb er mit fünfzehn) fand er schließlich, auf der Oberschule gerade heftig verliebt in eine Rosi, für Hannelore Steineck den sicheren Platz der guten Freundin. Sie wird ihm noch Briefe geschickt haben, als er schon im Westen war, Nachrichten von Geburtstagsfeiern, Schlachtfesten, Kinobesuchen und anderen Ereignissen in Königsee, von den Verlobungen einstiger Klassenkameradinnen und schließlich der eigenen. Und sie war, als er vierundvierzig Jahre später wieder auftauchte, zur Stelle mit dem Lachen, an dem er sie erkannte.

Vera weiß, sie braucht nicht zu suchen, sie besitzt keine Fotos.

Es sind Schemen von Mädchen und Jungen, die in Königsee den Markt umrunden oder auf der ländlichen Villenstraße, an der auch das Haus

von Pauls Eltern steht, in sachtem Bogen aus der Stadt schlendern, im Winter Schlitten hinter sich her ziehen und in der blauen Dämmerung verschwinden. Sie suchen Gelegenheit, einander zu berühren, die Jungen reiben die Mädchen mit Schnee ein, einseifen hieß das in Veras Kindheit. Geschrei und Gelächter. Sie reden und lachen die ganze Zeit, sie streiten sich, irgendwer zieht beleidigt ab. „Nicht schön“ oder „Verstimmung“ steht gelegentlich in Pauls Tagebuch. Nie aber, worüber sie sprachen. Zum Waldsee scheint er allein gegangen zu sein oder mit den Brüdern, ins Kino meist mit einem der Freunde, seltener mit Mädchen, sehr selten und besonders gern mit seiner Mutter, seit er vierzehn war und die Abendvorstellung besuchen durfte.

Vera hat die Filme nicht gesehen, die Paul als eifriger Kinogänger fortlaufend erwähnt und kurz benotet: sehr gut, ganz schön, saublöd. Am stärksten beeindruckten ihn „So endete eine Liebe“ mit Paula Wessely und Willy Forst und der Farbfilm „Immensee“. Als Vera so alt war wie Paul damals, schwärmte sie für Gérard Philipe und James Dean, plagte sich ab mit einer GraceKelly-Haarrolle und gab durchgefallenen Filmen die Note „typisch DEFA“. Paul nannte Namen von Ufa-Größen, die er vielleicht verehrte, so heimlich aber, dass in seinem Tagebuch keine Spur davon blieb. Und wenn sie Stil prägten, Kleidung und Frisuren beeinflussten, dann kaum in Königsee, nicht unter Jugendlichen, die wie Paul mit fünfzehn Jahren den ersten langen Anzug bekamen. Den Einkauf im Januar 1945, im besten Bekleidungsgeschäft am Ort, hatte er sich als feierliche Angelegenheit vorgestellt, aber es gab nichts zu wählen: ein einziger Anzug, sie mussten ihn nehmen, auch wenn Paul die Jacke missfiel. Sie habe ausgesehen wie eine Russenjoppe, schreibt er. Wie also? Vera weiß es nicht.

Und die Hose wollte die Mutter nicht mehr an ihm erblicken, fünf Monate später. Er sehe zu erwachsen darin aus. Von der Straße weg ins

Gefangenenlager, bloß weil er lange Hosen an den Beinen habe, das fehle ihr gerade noch!

Aber dass sie versucht hätte, ihn zu hindern, sich im März kriegsfreiwillig zu melden und zur Musterung in Rudolstadt zu erscheinen, das konnte Paul nicht berichten. Mit einem Bedauern, aus dem Vera Erleichterung hört, teilte er seinem Tagebuch mit, er sei, wie fünfundsiebzig Prozent der Gemusterten, als untauglich zurückgestellt worden - kein Wunder bei der Verpflegung.

Den Wehrpass, eine öffentliche Urkunde, die vom Inhaber zeitlebens aufzubewahren ist, wird sein Bruder Hermann in Wachstuch einschlagen und im Kaninchenstall verstecken. Paul wird das Parteibuch seines Vaters und ein Bild des Führers, das im Herrenzimmer neben dem Bücherschrank hing, im Garten unter den Himbeersträuchern vergraben. Er wird sein Fahrtenmesser und die Dienstpistole seines Vaters in der Regentonnen am Haus versenken. Er wird später von diesen und anderen Begebenheiten, von Verteidigungsreden der Mutter im Frühjahr 1945 erzählen, die in seinem Gedächtnis aufbewahrt, in seiner Fantasie auferstanden waren, wird im Abstand von Jahrzehnten farbiger und dichter am Erlebten erzählen als damals in seinem „Kriegstagebuch“, das über Nacht zum Tagebuch vom Kriegsende geworden war.

Am elften April rückten die ersten Amerikaner in Königsee ein. Zweimal musste Pauls Mutter mit ihren Söhnen das Haus für amerikanische Soldaten räumen, später noch einmal für die russische Kommandantur, und umziehen in die Küche des Städtischen Kindergartens, ein paar Häuser weiter in ihrer Straße, im Gebäude einer zu Kriegsbeginn stillgelegten Lederfabrik.

Andere Fabriken in Königsee, auch die Porzellanfabrik, die Pauls Vater einem Geschäftsführer übergeben hatte, blieben den Krieg über in Betrieb. Nirgendwo in Pauls Tagebuch tauchen die Polen und die „Fa-

brikrußen“ auf, deren Schlagsäle die Frauen, die Mitglied in der Partei gewesen waren, nach Kriegsende dann putzen mussten. Paul wird erzählen, dass in der Küche des Städtischen Kindergartens die Mutter sich über dem Spülstein wusch und vor dem Handspiegel die Haare ins Kopftuch band, das Tuch knotete wie die Schauspielerin Marika Röck in dem Farbfilm „Die Frau meiner Träume“, dass sie sagte: Den ganzen Tag auf den Knien, auf den Knien in diesem Dreck.

Er wird aufzählen, wer aus der Stadt und der Nachbarschaft die Mutter nicht mehr grüßte, damals. Erzählen wird Paul, dass der Rote Machold zur Mutter sagte: Sie und Ihr Mann sind mitschuldig am Krieg und dem Elend, das über das deutsche Volk gekommen ist. Und nicht erzählen, dass er den Roten Machold daraufhin für verrückt erklärte.

In seinem Tagebuch aber steht es so. Vera kann die Empörung des Jungen förmlich hören, seine Erregung über den ersten Zusammenstoß mit Königseer Kommunisten. Er berichtet davon drei Tage später, an Hitlers Geburtstag. Er sorgt sich um den Führer, er glaubt immer noch, dass er die Lage wenden wird. Und kommentiert, kurz darauf, die Nachricht von der Kapitulation: Wir haben den Krieg verloren! Fürchterlich ist diese Erkenntnis! Sechs Jahre waren umsonst, Millionen Deutsche sind umsonst gefallen! Konnte da nicht schon eher Schluß gemacht werden? Sind wir von der Partei betrogen worden?

Paul, das Echo. Noch im Zusammenbruch, denkt Vera, gerade da, hielten die nachgesprochenen Sätze, die nachgeahmten Überzeugungen die Welt zusammen, in der vom Vater keine Nachricht kam, in der die Mutter auf den Knien putzte, in der Paul Gegenstände verstecken und Sachen aus der Wohnung retten und Lebensmittel beschaffen musste wie ein Erwachsener.

Mit Rucksack und Koffer schlich er sich in das besetzte Haus, in den Obstkeller, an die Kartoffelkiste und schaufelte mit beiden Händen, er

packte ein, so viel er tragen konnte. Obwohl die Soldaten aus Amerika unseren Wein bis auf die letzte Flasche ausgetrunken hatten, hatte keiner im Sand nach unseren Schwarzwurzeln gegraben oder von unseren Erdbeeren gelöffelt oder in unsere Winteräpfel gebissen, als sei das alles vielleicht vergiftet oder jedenfalls unbrauchbar für die Küche einer siegreichen Armee, wird Paul später erzählen. Damals jedoch: Schweinemäßig habe ihr schönes Haus ausgesehen, er werde es sich merken, so hausten amerikanische Soldaten. Schlimmer noch danach die Russen, man sehe da erst den Unterschied in der Kultur. Er verschanzte sich hinter nationalem Selbstmitleid, wahren Idealen und ungetrübtem nationalsozialistischen Gewissen, er wollte an Deutschlands Zukunft glauben, für die eigene sah er schwarz: Der Betrieb beschlagnahmt! Ich stehe ohne Zukunft da, das Studium ist in Frage gestellt. Er schrieb von „furchtbarer völkischer Not“, von Hass und Verzweiflung angesichts der „Zustände jetzt“, die Kommunisten erreichen schon das, was sie wollen: die Vernichtung des deutschen Menschen! Jedenfalls, wenn es so weitergeht!, schrieb von Trauer und Müdigkeit, von Vereinsamung, Leere, von seiner Sehnsucht nach einem Kameraden, entging knapp dem Sitzenbleiben und wartete mit der Familie auf die Entlassung des Vaters aus englischer Gefangenschaft. Danach wollen sie übersiedeln in den zu Veras Überraschung schon 1946 so genannten „Goldenen Westen“, was soll uns hier auch noch halten? Paul wird nachkommen, sobald er in Rudolstadt das Abitur gemacht hat. 1947 wird für mich ein entscheidendes Jahr, ich will und muß es schaffen! Er besteht das Abitur im Juni nicht, die seelische Belastung spielte wohl doch eine größere Rolle, als ich dachte.

Plötzlich wussten wir damals nicht ein noch aus, sagt der spätere Paul über die Zeit, als er fünfzehn und sechzehn war. Sätze aus seinem Tagebuch wird er nicht mehr gebrauchen. Aber wenn er später sagt: Seit

damals fürchten wir uns, dass etwas nicht so bleibt, wie es ist, trifft er sich mit dem Jungen, der er war.

Diesen Jungen hat Vera nun drei Tagebuchjahre hindurch zu erkennen versucht. Er entzieht sich ihr mit seinen Erwachsenenansichten aus einer anderen Zeit, mit seiner Erwachsenenblindheit, die ihr unglaublich erscheint: Der Krieg ein verhängnisvolles Schicksal, dem das deutsche Volk zum Opfer fiel, die Leiden der Deutschen die einzigen Leiden, Deutschlands Niederlage eine unverdiente Schmach, es hatten die Falschen gesiegt. Auch wenn die siegreichen Amerikaner, die Paul am Straßenrand erlebte, Schokolade und Zigaretten verschenkten und so freundlich waren, dass der Junge sich fragte, ob die eigene Propaganda nicht übertrieben hatte. Dieser Propaganda schon eher zu misstrauen, reichten seine Erfahrungen nicht aus.

In seinem Königsee war der Krieg Fliegeralarm und Schulausfall, Luftschutzübungen auf dem Markt, war er Verknappung von Lebensmitteln und Kohle, die zeitweise Aufnahme von schutzsuchenden Verwandten aus Berlin oder dem Rheinland und ein Vater als Soldat, zurück aus Russland, stationiert in der Nähe, zuletzt noch an der Westfront. In Pauls Königsee besaß der Vater eine Fabrik und das goldene Parteibuch der NSDAP, weil er, der sich in den roten Dörfern auf dem Wald mit den Kommunisten herumgeschlagen hatte, schon vor Dreiunddreißig ein Brauner war und Mitglied der Partei, in die dann auch die Mutter eintrat: ihrem Mann zuliebe, wird Paul erzählen und als Linker, der er wurde, das Dritte Reich verurteilen, nie aber seine nationalsozialistischen Eltern, die Eltern und sein Zuhause, den Ort seiner Sicherheit.

Vera legt das schwarze Heft zur Seite. Als Paul es voll schrieb mit einer nach Stimmung oder Vorsatz wechselnden Schrift, lernte Vera gehen und sprechen. Als sie zum zwölften Geburtstag ein leinengebundenes

Tagebuch geschenkt bekam, beschloss sie, es mit du und als Freundin anzureden, wie Anne Frank, und suchte nach einem Namen für diese Freundin, der sie anvertrauen wollte, was ihr am Herzen lag, alles, was sie vor anderen geheim hielt, und ausprobieren würde sie die vielen wundervollen Worte, die es gab. Sie hätte vielleicht auch sich selbst erforscht, ihre Stärken, ihre Schwächen, wie sie es gelernt hatte. Über Wetter, Schule, Familienereignisse oder Politisches hätte sie nur geschrieben, wenn sie dabei der Freundin Tagebuch etwas über sich selbst, einen wichtigen Gedanken, eine bewegende Stimmung hätte mitteilen können. Nicht in diesen armseligen Stichworten, die ihre Mutter in den großen Wochen-Vormerk-Kalender eintrug. Wäre sie nur von der Vorstellung zur Tat übergegangen.

Paul, der pflichtbewusst, wenn auch unregelmäßig und manchmal offen lustlos Buch führte, legte es nicht darauf an sich zu zeigen, sich schreibend zu entfalten. Er wollte berichten, sachlich, genau, und wenn es, was selten der Fall war, um Konflikte ging, möglichst gerecht. Darin erkennt sie Paul den Erwachsenen. Und in den wetterabhängigen Stimmungen des Jungen, seinen Verliebtheiten, den leidenschaftlichen Ausbrüchen, die er mit Vernunftreden zu beherrschen suchte, ja, darin auch.

II.

Es ist spät, als sie aufhört, in Pauls Heften zu lesen. Irgendwo im ruhigen Süden schlägt eine Uhr, ihre Stimme nimmt Vera nachts nur selten wahr. Zu dieser Zeit sitzt sie für gewöhnlich vor dem Fernseher oder hört Musik, oder sie liegt lesend im Bett, im Norden ihrer Wohnung, wo viele Geräusche ankommen, die Töne dieser Standuhr nicht.

Auf dem Esstisch im Nebenzimmer steht die Flasche Rotwein, die sie nach dem Abendbrot, drei oder vier Stunden ist es her, geöffnet, dann aber vergessen hat. Jetzt füllt sie ihr Glas und tritt hinaus auf den Balkon.

Überraschend mild ist es geworden, mild und windig, ein Rascheln und Wedeln in der Dunkelheit, der Wind riecht nach Frühling. Kein Stern, kein Mond am Himmel über der Stadt, die flimmert und funkelt in ferner Nähe. Jetzt zieht die Kuppel am Potsdamer Platz ihr blaues Licht zurück, lässt das rote steigen, bis sie voll erglüht ist, still und prächtig, eine Märchensonne dort in der Nacht. Auf dem Kanal herbeigedacht ein kleines illuminiertes Ausflugsschiff, es gleitet dahin, bald in Wirklichkeit, dann kann Vera den Fahrgästen zuwinken. Diese Luft wird die Weiße Flotte in Fahrt bringen, wirklich bald. Sie atmet tief ein. Früher hätte sie in solch einem Augenblick eine Zigarette angezündet.

Als Nichtraucherin hat Paul sie nicht mehr erlebt.

Und wie lange hat er geraucht, bis er kurz nach der Diagnose damit aufhörte?

Mehr als fünfzig Jahre, er war ja schon zwanzig, als er seinem Tagebuch, das Datum hat sie behalten, Gedanken über die Gewohnheit des Rauchens anvertraute, vielmehr über das Anzünden einer Zigarette, das Heranführen des brennenden Streichholzes, das Auslöschten der Flamme. Von beglückender Gelöstheit schrieb er, von einem Gefühl der Großartigkeit, das ihm diese Handlung des Anfangs bescherte, die er abrupt, als läge keine Zigarettenlänge Genuss dazwischen, mit dem letzten Zug konfrontierte, der ihm fade schmeckte und Überdruß zurückließ.

Wenig über Alkohol. Bei Geselligkeiten, an Tanzabenden leistete man sich, wenn das Geld dazu reichte, eine Flasche Wein oder Sekt, zu Hause gab es Bowle. Ein kleiner Schwips brachte Stimmung in die Gesellschaft, nichts lustiger als das Lachen einer angeheiterten Frau, die dabei doch immer wusste, was sie tat! Wie abstoßend, ekelhaft hingegen der

Anblick einer sinnlos Betrunkenen, die bar jeder Würde in den Gängen sang und an der Theke Schnaps kippte! Gewiss, es war Kerb in Bad König, das aber hatte Paul von seiner Amia nicht erwartet: Dass sie sich mit Vorsatz betrank, um einmal lustig sein zu können! Nie würde er es vergessen: stumpf glänzende Augen, ein verzerrter Mund, Taumeln, Stöhnen, vor dem Bett ein grauer Eimer. Paul saß nebenan in seiner möblierten Kammer und schrieb sich in erregten Worten den Abscheu von der Seele, so wie Vera Tagebuch geführt hätte, wäre sie je von der Vorstellung zur Tat übergegangen.

Der Schrank, der sich leicht beiseite schieben ließ, wollte man unmerklich in das andere Zimmer hinüber, blieb an seiner Stelle. Paul saß da und malte aus, was soeben verloren gegangen, mutwillig zerstört worden war: ein ruhender Pol im jagenden Alltagsgetriebe, ein Quell zahlloser Freuden. War nicht die Sonne des Glücks für ihn aufgegangen, hatte ihr Füllhorn nicht unvergleichlich schöne Stunden über ihn geschüttet, als er im April 1948 die Unterkunft in König fand? Seine Nichtversetzung in Mülheim, nach dem missratenen Abitur in Rudolstadt, hatte die Eltern erschüttert, ihn selber kaum, er sah sich auf dem Weg zu Besserem. Er würde noch anderthalb Jahre in Michelstadt zur Schule gehen und so lange in König wohnen bei dieser Schneiderfamilie, die er in sein Herz schloss, besonders die älteste Tochter.

Sie war auf einen Großmutternamen getauft, Amalia oder AnnaMaria, Paul hatte ihn irgendwann mal vor Vera erwähnt, in seinem Tagebuch heißt sie Amia. Er verliebte sich in sie und küsste sie. Mit schlechtem Gewissen. Amia hing ja immer noch an ihrem entschwundenen ersten Geliebten, sie scheute sich vor allem, was keine feste Bindung verhieß. Zwei Wochen später schliefen sie miteinander.

Vera hatte es fast überlesen, unvertraut mit der blumigen Sprache, die Paul aus seinen Lektüren in das Tagebuch überführte, wenn es um Gefühle, wenn es um Liebe ging.

Dank der wiederkehrenden Worte „in dieser Nacht“ begriff sie, dass es sich bei dem träumenden Knaben, dem Jüngling, der vor den Toren eines unbeschreiblich süßen Glückes ahnungsvoll zitterte und das Zittern „in dieser Nacht“ als Mann verlernt, das Tor aufgestoßen und selbiges nicht bereut hatte, um den achtzehnjährigen Paul handelte, der zum ersten Mal mit einer Frau schlief. Und danach der Unwissenheit des Knaben, dem Verlust seiner Wunschbilder und Fantasien doch ein wenig nachtrauerte. Die Wirklichkeit wirkt immer etwas ernüchternd, ein kleiner Stich bleibt zurück, schrieb Paul. Da konnte Vera nur zustimmen. Ihr gefiel auch, wie er unter Anleitung einer Passage aus dem „Steppenwolf“ die Fähigkeiten seiner Geliebten rühmte, einer Frau ohne Bildung und dieser Ersatzwelt auch gar nicht bedürftig, versicherte er, habe er doch gleich beim ersten Tanz mit ihr den Duft einer genialen, hochkultivierten Sinnlichkeit empfunden. Das hörte sich schon besser an als sein Spruch von der glücklichsten Bestimmung der Frau: Kamerad und Weib zugleich zu sein.

Pauls Liebe zu Amia überstand das Besäufnis auf der Kerb und den Herbst, der aus Schwimmbad und freier Flur zurück in die lauernde Hausumgebung zwang, überstand das aufflackernde Misstrauen, ob er nicht Geliebtenersatz darstellte für den fernen anderen, der wieder Briefe schrieb. Mit einer nahen Katastrophe rechnete er die ganze Zeit und überstand doch in Liebe Amias Trennungsbeschlüsse wie auch die eigenen. Dabei hielt er für ausgemacht, dass sie nicht auf immer zusammenbleiben könnten. Vernunft mahnte ihn an später, schrieb er, Vernunft setzte Grenzen zwischen Amia und ihn.

Konfliktstoff, der ein Tagebuch füllte und sicher manch eines der Gedichte hervortrieb, die Paul damals verfasste. Das Schreiben erwähnte er nur am Rande, und sah in ihm doch schon die Mitte seiner Existenz und entwarf sich das Ziel, in seinen Büchern den Menschen dereinst zu geben, „was sie im einfachen Leben zu sehen gewohnt sind: den Alltag, verklärt von Illusionen“. In seinem Schriftstellerprogramm erhielt die Geliebte den altbewährten Platz der Muse, beschrieben in gleichfalls bewährten Sätzen, vielleicht Zitaten aus dem Gedächtnis:

„Amia ist mein guter Geist. Ohne sie fände ich nicht die Kraft, in dem eintönigen König meinem Ziel zuzugehen. Sie hält mich in dauernder Spannung zwischen Schmerz und Freude, nur in dieser Spannung kann ich schreiben“.

Vera löscht das Licht über dem Arbeitstisch. Sie ist müde. Sie hat genug von all diesen Geschichten, von Pauls Lieben vor fünfzig Jahren, Liebesgeschichten, an die Pauls Geliebten, wenn sie noch am Leben sind, sich nicht mehr erinnern können oder sich erinnern müssen, Josefine zum Beispiel, obwohl sie den Mann bestimmt lieber vergessen hätte, ihn und die Abtreibung auf Betreiben entsetzter Eltern: Ihre Tochter ging noch zur Schule. Der Heirat mit einem mittellosen Spätabiturienten, der bei seinem Vater als Porzellandreher arbeitete und vage auf ein Studium hoffte, stimmten sie nicht zu, unter keinen Umständen. Sie engagierten den Arzt, die Tochter fügte sich. Paul brauchte ein Jahr, um aus dem Dunkel aufzutauchen, wieder Sehnsucht und Lebensfreude zu spüren und Dankbarkeit dafür, dass dieses Jahr vorüber war, er schrieb es im September 1954 in sein Tagebuch, der letzte Eintrag. Darunter das Foto eines jungen Mädchens in einer weißen Bluse mit Lochstickerei. Josefine sieht aus, wie Paul sie nach den ersten Begegnungen geschildert hatte: Ihre Augen verraten einen sehr hellen Geist, lebendig, scharf, wie

eine dünne, glitzernde und spröde Decke über etwas Ungedeutetem, Erwartungsvollem. Sie stürzte Paul in dauernde Unruhe: Endlich jemand, „der die Klinge aufnimmt. Ich bitte um Wunden und Schmerzen.“

Zurück nach nebenan, zu dem abgestellten Glas. Vera wird jetzt in Ruhe ihren Wein trinken, Musik hören, wieder einmal die CD hören, die ihr Christian zu Weihnachten geschenkt hat, das Klarinettenkonzert von Mozart.

Die Balkontür lässt sie offen für die Frühlingsluft.

Die Aufnahme mit der Staatskapelle Dresden hatte Christian ausgewählt, er verehrt die Solistin. Auf dem Cover hält sie ihr Instrument schräg vor sich, den Kopf im gleichen Winkel schräg, lächelt, eine blonde junge Frau mit großer Stirn und einem Namen, der Vera nach den familiennamenlosen Amia, Betty Elisabeth, Marika und Josefine angenehm bodenständig erscheint: Sabine Meyer.

Vera hört ihr zu.

Was du so zuhören nennst! Die Gedanken schweifen lassen, im Wachen träumen, dir wer weiß was ausmalen zur Begleitung von Musik!

Wer hatte das gesagt? Einer ihrer Brüder, wahrscheinlich der gestrenge Eckart, der den Bau der Stücke erfasste, einzelne Stimmen behielt, der als Student, wenn er ein Konzert besuchte, sein Notenheft aufschlug und mitschrieb, während Christian eher ein Gedächtnis für Interpretationen besaß, sich über den Familienkreis hinaus einen Ruf als Sachverständiger im Beurteilen und Vergleichen erwarb.

Diese Aufnahme verglich er mit nichts. Hör einfach hin, sagte er am Telefon, versuch es wenigstens.

Sie schließt die Augen, sie gleitet auf den Tönen von Sabine Meyers Klarinette über grasiges Gelände bis an den Rand einer Steilküste, dort mit den Streichern ein paar kleine Schwünge, die Flügel ausgebreitet

und in Schleifen über das Wasser, zur Küste wieder, hin und her schwebend, immer nah am Hirteninstrument, das ihr ins Ohr bläst, murmelnde quellende steigende Töne, einen Jungen sieht sie, allein mit seinem Spiel in einer leeren Landschaft, einen Jungen von reiner, heiterer Gemütsart, kraftvoll elegisch auch, wie seine Musik, die beschwingt und tröstet und freundlich stimmt. Fetzen eines alten Streits mit Frank huschen vorüber, vorüber die kleine Einkaufspassage, bei deren Anblick ihr dieser Streit wieder in den Sinn gekommen war, auf dem Hansaplatz, dreizehn Jahre ist es her, vor ihrem ersten Treffen mit Paul in Berlin. Paul, der an der U-Bahn auf sie wartete, vielleicht auf die Wiederkehr von Gefühlen wartete, die aus dem Warten auf eine Frau, auf den ersten Kuss mit ihr aufsteigen, ihn durchströmen und erwärmen würden einen Augenblick lang, großartig dann in der Erinnerung wie andere Anfänge auch, ein Augenblick, der ihn vom Boden löste und erhob, Beginn einer Geschichte vom Fliegen, da spürte er die Bewegung hinter seinem Rücken, drehte sich um und sah die Frau, mit der er verabredet war, auf ihn zueilen außer Atem, leuchtend vor Freude. Er breitete die Arme aus. In Dunkelheit und Wärme, von Pauls Armen umschlossen, an Paul im offenen Mantel gepresst, ihren Mund auf seinem, die Augen zu, fühlte sie sich in einem neuen, entgrenzten Paul-und-Vera-Körper, den gemeinsame Empfindungen, ein- und dasselbe Erleben erfüllten. Dass Paul vielleicht den Blick schweifen ließ, ob jemand ihnen zusah, dass er vielleicht registrierte: ihre Augen immer noch geschlossen, lange Wimpern, oh ja, dass ihm durch den Kopf ging, zu Amias und Josefines Zeiten hätte er sich nun fest vorgenommen, sich nicht zu verlieben: das seelische Gleichgewicht!, wäre Vera, selbst wenn sie ihn angeschaut hätte, nicht in den Sinn gekommen, konnte sie nicht ahnen. Keine Ahnung in dem Augenblick damals, kein Gespür für Pauls Wunden und Narben, seine Liebesmüdigkeit.

Er ist mit jeder Trennung schwächer geworden, denkt Vera, nur fiel das in seinen jungen Jahren kaum ins Gewicht bei der Kraft, die er besaß und entfaltete, sobald eine neue Liebe lockte, neu und Wiederaufnahme der früheren, der allerersten. Mädchen, die noch zur Schule gingen, Mädchen, die nicht wie die in Königsee älter waren als er. Josefine war siebzehn, als Paul sie, ein Vierteljahr nach dem Abschied von Betty-Elisabeth, auf einer Silvesterparty kennen lernte, und Hanna Winnesberg, die damals Lenzen hieß, war siebzehn, als Paul sie, kurz nach dem Ende seines dunklen Jahres, nach dem letzten Eintrag und dem Einkleben von Josefines Foto in das Tagebuch, bei einer Geburtstagsfeier zum ersten Mal sah, oder war es ein Tanzfest.

Die Klarinette wieder, doch in anderer Umgebung jetzt, Wälder, Täler, Höhen, ein ländlicher Platz, dort spielen sie auf, eine Oboe ist dabei, ein Fagott, auch ein Horn. Mozart immer noch, aber das Klarinettenkonzert kann es nicht mehr sein. Auf dem Cover liest Vera: Sinfonia concertante in Es-dur. Das hätte Eckart auch so erkannt. Und größeren Genuss deshalb? Ohne Bilder? Ohne diese Vorstellung von Frühling, die sie im dritten Satz überkommt, *Andantino con variazioni*, Pauls Worte dazu: Wenn über den grauen Dächern und dem Dunst der Großstadt der Himmel wieder blau ist und der Wind warm über die kahlen Zweige der Bäume weht, werde ich wandern.

Es berührte sie, als sie das las, vorhin irgendwann. Der Paul, den sie kannte, hatte nach einer halben Stunde Spaziergang genug. Und der Paul vor ihrer Zeit, der Zwanzigjährige, der einen Winter lang als Volontär in einer Duisburger Bücherstube diente, „ein Tag so grauenvoll wie alle anderen“, dieser Paul täuschte sich gewiss über seinen Hang zum Wandern, nicht aber in der Hoffnung, die ihm den Wunschgedanken eingab: Seine gefühlvolle Jünglingssprache nannte sie das Ahnen eines wunderbaren Wiederauferstehens.

Vera bleibt sitzen, bis die letzten, raschen Töne der letzten Variation verklungen sind. Dann schließt sie die Balkontür zum nächtlichen Berlin. Der fällige Rückruf bei Astrid Wiedemann fällt ihr ein. Jetzt ist sie zu müde dafür. Es war ein anstrengender Tag seit dem Anruf, der gegen Mittag kam.

Dieser Lektor Vollmar hat wirklich keinen Begriff von seinem Angebot. Seinem Ansinnen! Ein Porträt auf sechs Normseiten. So etwas kann nur ein Außenstehender vorschlagen. Wird sie ihm sagen, falls er sich wieder meldet, beschließt Vera und geht hinüber in den Norden, auf ihr Bett zu.

Nachtgeschichten

DU hast mich Jahre lang betrogen, sagt Vera im Dunkeln. Sie sagt es leise und angestrengt deutlich, als falle ihr im Liegen das Sprechen schwer. Unter ihrer linken Hand fühlt sie den Blätterstapel, das Romanmanuskript, in dem sie vor dem Einschlafen noch etwas lesen wollte. Was sie dann aber las, waren einige zusammengeklammerte Seiten, sie lagen obenauf, eine Vorarbeit zu „Samok“ offenbar. Pauls Sprache, und doch anders. In diesen „Briefen an Tiri“ blieb er nicht der distanzierte Autor, war er nicht verwandelt in eine Figur seines Romans, er rückte näher, bedrängend nah: Paul mit seiner in Hass und Schmerz noch unverwüstlichen Liebe zu Andrea, die ihn verlassen hatte.

- Mich betrogen mit jedem deiner Worte über sie. Alle klangen nach Vergangenheit, die abgeschlossen war, die Trennung überstanden, die Trauerzeit vorbei. Nicht ahnen sollte ich und habe nicht geahnt, wie du nie eins mit dir gewesen bist, sondern immer zu zweit, sie war ja stets dabei, Andrea, die du am Schreibtisch Tiri nennst.

Im Dunkeln eine leichtes Nicken oder Zucken, eine Bewegung ohne Körper, dann eine Stimme, Pauls Stimme, sie hört sich an, als deklamiere er seine eigenen Sätze, als trage er vor, was Vera gerade erst, bevor sie endlich das Licht ausmachte, gelesen hat.

- Sie ist der erste, sie ist mein Endgedanke, ich wache auf und weiß mir nicht zu helfen, ich schlafe ein und bin verloren bis in meine Träume. Sie fragt nicht, sie antwortet nicht, sie redet nicht mehr mit mir, ist bloß da, eingenistet hat sie sich. Ich spreche. Sie hört mir nicht mal zu.

- Die ganze Zeit, auch wenn wir zusammen waren bei dir oder in Berlin oder auf Reisen, hast du diese Schattenehe geführt, unauflöslich wie es die wirkliche nicht gewesen wäre, die du ausgeschlagen hattest. Sie wollte heiraten, du wolltest nicht, angeblich deshalb hat sie dich verlassen nach sechseinhalb Jahren. Voller Einsicht, wenn sie auch schmerzte, hast du den Verlust hingenommen, mit eurer Geschichte abgeschlossen, so sollte ich es wohl verstehen, und mir das kleine Foto von euch beiden gezeigt, einen Schnappschuss auf dem Frankfurter Flughafen. Dich habe ich erkannt, weil ich dich kannte. Sie aber blieb ein Schatten, der etwas Rotes trug.

- Das braune Haar, die enge Stirn, die grünen Augen, die Nase kurz und knapp, die blassen Wangen, der zarte Mund, der schlanke Hals, die runden Schultern und die helle nackte Haut, drei goldene Haare lustig auf der Brust, der weiche Schwung der Hüften abwärts, der stille Nabel, für meinen kleinen Finger noch zu flach, das Reich der Mitte

- Hör auf!

- Wer ihr am Herzen liegt, ruht hart und hört fast nichts, wenn er es sprechen lässt. Sie wird nicht weich, sie hütet sich, und ihren Tränen fehlt das Salz. Seit ich von ihr verlassen bin, hab ich keine gute Stunde mehr. Ich lass mich ein, mit wem ich will, das waren ihr Worte. Sie hat mich ausgetauscht und hinter sich gelassen, ich bin nichts mehr, bin abgeschrieben, als hätte es mich nie gegeben, verbraucht und abgeschafft, bin wie in Stein verwandelt.

- Es reicht. Ein Stein, der leidet! An solche Höhepunkte glaub ich nicht. Aber was das Ganze soll, ist klar. Die Leidenschaft auf deiner Sei-

te, das brennende Herz, die schäumende Wut, die Lust, die dir den Schweiß und Jubel aus allen Poren trieb, sie sind dein Zeugnis gegen sie, die nach deinen Worten kalt und planvoll immer Maß gehalten, sich angepasst, sich durchgeschnorrt hat von einem Liebhaber zum anderen und dir den Liebesdienst so schnöde vergalt. Du warst es ja, der ihr die Stelle am College deines alten Freundes vermittelt hat. Du hast sie nach Amerika geschickt, und wenn es einen Beweis für deine Liebe gab, so soll es der gewesen sein.

- Es war, was man die letzte Chance nennt: für uns, für sie. Sie hat sie auch genutzt: für sich und gegen uns. Es war vorauszusehen. Von Anfang an hatte ich mehr erwartet, als sie hätte geben können. Nichts war ihr teuer, alles billig, immer Schulden angehäuft und hinter Sonderangeboten her. Jeder Wunsch eine Kopie, jedes Jawort ein oft geübter Verrat, kein Gedanke, der nicht ausgeborgt gewesen wäre. Das Glück, das sie sich wünschte, es hätte sie mehr gekostet als alles, was sie hatte.

- Welches Glück denn? Das Glück mit dir? Alles was du wolltest, war im Schoß liegen, Brüste fühlen und einschlafen, wenn du satt warst. Du hast es selber zugegeben, ich erinnere mich genau. An alles erinnere ich mich, was ich vorhin gelesen habe, wahrlich keine Gutenachtlektüre, das habe ich zu spät bemerkt, jetzt liege ich im Dunkeln wach und höre dich weiter reden, reden von Andreas viel zu vielen Worten, doch übrig geblieben ist nur ein einziger Satz: Ich lass mich ein, mit wem ich will?

- Ich hoffe, es geht ihr schlecht. Ich hoffe, niemand glaubt ihr noch ein Wort. Ich hoffe, alle lachen, wenn sie spricht. Ich hoffe, niemand will etwas von ihr wissen, keiner will sie wiedersehen und jeder hat sie satt. Ich hoffe, dass sie spitz in alle Gruben fällt, die sie mir gegraben hat. So soll es sein. Denn ich wünsche, sie könnte doch noch leiden, wie ich selbst nie leiden wollte.

- Du hast es lange hinter dir und vor diesem Leiden eines ums andere noch oder immer das gleiche zu verschiedenen Zeiten und alle Leidenschaften hinter dir von Amia bis Andrea, das weiß ich jetzt. Ich bin danach gekommen, nach der letzten Chance und nach dem letzten Scheitern. Ich habe deine überströmende, schön langsam den Verstand dir raubende Liebe nicht mehr erlebt, zu meinem Glück nur noch das Flackern, das Wetterleuchten und nicht mehr Blitz und Donner deiner Raserei erlebt, deiner trostlosen Tobsucht, deiner hemmungslosen Lust am Verletzen. Sie tut mir von Herzen Leid, Andrea, die du Tiri nennst. Ihr blieben nur das Reden, das Fortgehen. Du hast geschrieben, hast sie von dir fortgeschrieben und sie verwandelt in ein Fantasiegeschöpf.

- Liebe Tiri, ich schreibe dir, damit du vergehst, damit die Erinnerung stirbt, viel eher stirbt als du. Einmal Abschied wäre genug, mir wiederholt er sich Tag für Tag. Ich weiß, dass ich schon lange fort bin und spüre, dass ich nicht ankomme, nirgends, obwohl ich es mir wünsche...

Pauls Körper zeigt sich hartnäckig nicht, seine Stimme wird immer leiser und verstummt. Vera tastet nach dem Schalter ihrer Nachttischlampe. Sie wird noch ein Glas Rotwein trinken, vielleicht kommt dann der Schlaf, und wird noch etwas in „Samok“ lesen, mit Papier rascheln, Wörter durch Wörter und Bilder durch Bilder vertreiben, das muss doch zur Ruhe führen. All diese aufgewirbelten Gedanken seit dem frühen Nachmittag, als sie beherzt und in feierlicher Stimmung Erinnerungstücke ausgebreitet hat, dieser Gefühlslärm seitdem, die schrillen Noten, vorhin schon wieder: Betrogen hast du mich!, die versäumten Fragen, die zum Verzweifeln sinnlosen Ansprachen - aufhören soll es und endlich still werden in ihrem Kopf.

Die Hassbriefe an Tiri nimmt sie aus dem Manuskript, in das sie hineingelegt waren, eine Vorarbeit und Vorbereitung für den Startplatz offenbar.

Auf seinem Stern im All hat Pauls Erzähler sich einer Expedition angeschlossen. Er fliegt mit auch sich zuliebe, um die zurückzulassen, mit der ihn nichts mehr verbinden kann, fort, nur fort von ihr, wohin, das ist ihm gleich, und der er dennoch alle Tage schreiben wird, von den Erlebnissen der Mannschaft im All, über der Erde und auf der Erde erzählen wird in Briefen, die er für sich behält von Anfang an:

Liebe Tiri, als wir uns losgelöst und abgehoben hatten, war es kurz nach Mitternacht. Schon erloschen tief unten die Lichter der Basis und flammten gleich wieder auf, als sei ein letzter Gruß vonnöten, kippten wir in die Krümmung und durchstiegen steigend und steigend die Wolken und flogen, schnell war der Himmel schwarz, es funkelten die Sterne, mitten hinein in den Weltenraum, ein großartiger Augenblick zweifellos, auf und davon. Ich lag ganz still. Der Sichtschirm zeigte, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, vielleicht das Universum in seiner ganzen Tiefe, dazu die Schwärze, das Feuer, eine Natur aus Licht und Finsternis, immer am Ende, immer zu Anfang, dazu die Kälte, die ich nicht spürte, dazu gelegentlich ein kleinerer, gelegentlich ein größerer Haufen Staub und Stein, wie immer es dazu gekommen sein mag. Von den Planeten hielten wir uns erst mal fern.

Das Blatt, das sie Stunden zuvor aus der Klappkarte der Anzeige gezogen und als erstes gelesen hat, kommt ihr in den Sinn. Eine Jahreszahl aus den Siebzigern stand unten rechts. Schon damals ist Paul, in einer Erzählung vielleicht, als Raumfahrer unterwegs gewesen, jedoch von der Erde weg, zu der sich seine Romanfiguren ihrem Auftrag gemäß nun hinbewegen, und war er in dem frühen Text allein, gehört er diesmal einer achtköpfigen Mannschaft an. Vera erinnert sich an Gesprä-

che, in denen Paul ihr seine Figuren vorstellte, als seien sie Abbilder von Bekannten und kenntlich durch Eigenschaften ihrer irdischen Modelle, diese erdfarbenen, dem Genuss alkoholischer Getränke zugeneigten, palaverfreudigen Wurmwesen. Vera amüsierte es, wenn Paul das Vorlesen unterbrach, um zu erklären, der Spezialist für Rasterfahndung sei ihr gemeinsamer Freund Angelo Losa, und Freg, die Expertin für Decodierungen, bekomme immer mehr Ähnlichkeit mit Vera Berend.

- Dein Geheimwissen, sagte Vera, denn nichts dergleichen geht aus dem Text hervor. Im Führungsduo Lora und Jora, sagte sie, würden Gabler und Conradi aus deiner Rundfunkzeit, selbst wenn sie läsen, was du schreibst, sich doch niemals wiedererkennen, nicht einmal in ihrem achtlosen Umgang mit dir, das heißt mit deinem stillen Briefeschreiber.

Oft tut das Doppelhirn, als sei es überrascht, dass es mich sieht, als müsse es sich erst noch fragen, wer ich bin und wo ich mich nützlich machen könnte.

Der einzige, der seinem Vorbild gleicht, ist dieser Juarach: Wie er sich bescheidet mit dem schwach beleuchteten, engen Raum, den man ihm zugestanden hat, er ist ja eher dünn, wie er sich zögernd bewegt, aber mit einem Gefühl für seine Pflichten, pünktlich zur Konferenz erscheint, die jeden Tag stattfindet, wie er liest und manchmal halblaut vor sich hin liest und kurze kleine Gedanken denkt und hofft, sie gehen in der herrschenden Geschwindigkeit nicht verloren. Wach liegt er da und sieht sich liegen wie gelähmt, als könnte er Wünsche nur mit Nicken und Kopfschütteln äußern, zuckt ein bisschen, rollt sich zusammen und schläft wieder ein, gerade so, schreibt er für Tiri, wie du mich kennst. Unwillkürlich nickt Vera. Ich schlafe vor lauter Unglück und Nichtstun viel, um die Wahrheit zu sagen.

Sie durchqueren das All, erreichen ein Spiralsystem von etwa zweihundert Milliarden Fixsternen jenseits von Markab und Sirrah, aus der

Ferne betrachtet ein matt leuchtendes Band von unregelmäßiger Begrenzung, irdisch auch Milchstraße genannt, als könnten sie nur in Kühen und Ziegen zählen, und landen erst mal auf dem Mond, im scharfen Schatten einer Kraterwand.

Vera liest, wie sie seinerzeit dem vorlesenden Paul zugehört hat, fasziniert von seinem Universum, nur wenig interessiert am Mannschaftswissen über Heliosphäre, Sonne und Planeten, Gewicht und Größe der Erde und die dem Lebensursprung zuträglichen Elemente, unempfänglich für den Reiz von Belehrungen aus der Sicht von Außerirdischen, denen neu und fremd ist, was Paul aus seinen Lektüren zusammengetragen hat. Seitenlang beschrieben, die Botschaft der Irdischen auf der goldenen Haut von Pioneer 10, das eingetätzte Menschenpaar in allen Einzelheiten, Finger und Ohren abgezählt, sie hätte weiter geblättert, die Raumsonde vorbeifliegen lassen, wäre sie ihr nicht schon begegnet vor vielen Jahren, und an diesem Nachmittag dann wieder, in einem „Fotoroman für V.“, der den Anfang der langen Passage enthält, ihr Bestes, findet Vera: Als wir aber im Schub einer Galaxis, die irdisch Andromeda heißt und sich mit zweihundert Kilometern in der Sekunde auf die Milchstraße zu bewegt, glücklich eben dort angekommen und langsamer nun, die Sonne im Fixpunkt, damit wir nicht vorbeischossen, zur Erde unterwegs waren, tauchten auf dem Sichtschirm plötzlich die ersten Menschen auf. Es waren zwei, ein Paar, und beide nackt, sie sausten in der Finsternis an uns vorbei und ließen nur ein leises Piepsen hören in voller Fahrt hinaus ins All.

Lesen und blättern und wieder lesen. Die Konferenzgespräche, die Vorträge über Gravitation, Genome, Herkunft und Hirn des Menschen, Sterblichkeit, Geister und Gott liest sie flüchtig, mit einer Neugier, die alsbald verfliegt, so ermüdend geschwätzig, kunstvoll gespreizt, um Gehalte unbekümmert gebärden sich Pauls Experten in ihren Fachberei-

chen und alle in der Diskussion. Sie reden viel, nur Juarach bleibt stumm. In seinen Briefen aber kommt er wunderbar in Schwung, wenn er beschreibt, was sie im Fliegen sehen. Die Erde von oben, aus großer Entfernung, viele Jahreszeiten also, alle scheckigen Farben auf einen Blick und uns als Daten vertraut. Wie bestellt standen wir eine Weile still und drehten uns mit der Erde um die Sonne. Dann, obwohl die Zeit nicht drängte, zuckten wir wieder auf und davon hoch in die Tiefe, Tibet im Sinn, kippten über Hubei, dem Wudang Shan plötzlich aus der Kurve und tauchten überraschend am Roten Meer auf, dann über dem Osten Afrikas, wo die Wiege der Hominiden gewesen sein soll, dann kehr um, als hätten wir was vergessen, noch einmal über die Berge Chinas und zurück über Angkor, Medina wie aus dem Nichts und wider Erwarten, ließen das Kap und den Südpol links liegen, platzten aus heiterem Himmel in das Sausen der Stille über Tenochtitlan, dann Balbec, Tadmur und Persepolis und über alle Osterinseln ab aus dem Tag in die Nacht, aus der Nacht in den Tag, kreuz und quer um die Erde herum, die stumm in der Tiefe lag, als hätten wir uns ihre ungefähren Orte eingebildet, als sei unter der Luft, die sich auftürmt, nichts und das Wetter eine gedachte Erscheinung, ein bisschen Silbergewölk unter dem Mond, sausten so hin und her wie jemand, der notfalls keinen Spaß verstehen wird: Nichts über den Kontinenten, nichts über den Meeren, keine Spur von Samok in irgendeiner Kreisbahn, nur der hominide Flugverkehr und dessen Trümmer um uns.

Vera sieht Paul einen Globus anstoßen, leicht, dann schwungvoll, seine Blicke schweiften über Längen und Breitengrade, was sie an Namen zufällig auffangen, hält er fest, andere nimmt er nach Klang hinzu, spannt ein Namennetz um die Erdkugel, die sich in der Tiefe dreht, während das Raumschiff dahinjagt und Juarach Gegenden vermerkt, die Paul, der Sesshafte, der Antitourist in Gedanken vielleicht gestreift hat, als Rei-

sender nie, ausgenommen den Wudang Shan, denn in China ist Paul im Jahr von Andreas Auszug, das hatte Vera behalten, mit dienstlichem Auftrag tatsächlich gewesen. Falls man es so nennen kann: ein Dortsein in ständiger Abwesenheit, weil er doch immer nur nach Hause gedacht hat in der Ahnung, jetzt tut sich Andrea mit einem anderen zusammen. Mit diesem Gedanken die dreißigtausend Stufen hoch auf den heiligen Berg, fünf Stunden Anstieg, drei Stunden hinab, Andrea. Das alles dann aufgehoben in den Flugbahnen des Raumschiffes, das nach dem Verschollenen fahndet, dem Flüchtigen vielleicht, der über der Erde verschwunden ist oder auf ihr.

Finden sie eine Spur von Samok? Und wo? Wenn Vera so fragte, wiegte Paul den Kopf: Das werde man noch sehen, zunächst suchten sie.

Schrankenlos neugierig, als könne jede Nachricht nützen. Juarach ist nun in seinem Element, er liefert Gutachten über Irdisches und berichtet aus seinen Lektürestunden, wann und wo auf der Erde eine rätselhafte Himmelserscheinung, ein unbekanntes Flugobjekt gesichtet worden sind. Die anderen hören den Geschichten zu und spekulieren und breiten Kenntnisse aus, nichts erscheint überflüssig und nichts führt weiter. Es stört sie nicht. Als hätten sie über der Suche vergessen, was sie finden wollen.

Vera stopft sich ein zweites Kissen in den Rücken, damit sie bequemer sitzt mit diesem dicken Manuskript im Schoß. Sie überfliegt es nur noch, legt Blatt um Blatt beiseite, bis die Kapitel kommen, in denen sich die Mitglieder der Mannschaft, eines nach dem anderen, in menschliche Wirtskörper einnisten, auch dies aufs Geratewohl, neu für sie ist jeder von denen und nichts geschieht, wie sie es von zu Hause kennen. Dass sie auf diesen Wegen Samoks Spur entdecken, glauben sie wohl selber nicht. Sie gönnen sich, denkt Vera, ein bisschen l'art pour l'art oder eine Art Betriebsausflug, jeder auf eigene Faust. Erst als ihr Kappas, der die

Kneipe des Raumschiffes führt, in einem grönländischen Internetcafé auftaucht, scheint sich eine Fährte abzuzeichnen. Da aber, im Eis, auf Seite vierhundertsevenundsiebzig, bricht der Text ab.

Die Spezialistin für Decodierungen, Freg, ist noch nicht auf der Erde gewesen, Juarach auch nicht, und vom geplanten vierten Teil existiert nur die Überschrift: Staltach.

- Wer ist das ? hatte Vera gefragt.

- Ein Dorf, sagte Paul, dort haben wir nach der Heirat gelebt. Die Alpen vor der Nase, eine Stunde Fahrt bis München.

Da also und nicht im Eis oder doch, in einem plötzlich vereisten Bayern, denkt Vera, treffen sie endlich auf Samok. Oder das Zusammentreffen kommt nicht mehr vor, es findet vielleicht statt, aber niemand erzählt davon, denn Juarach steigt aus, er bleibt auf der Erde.

Wer weiß, hätte Paul gesagt.

Und sie: Aber so könnte es doch sein! Der Anruf am Mittag kommt ihr wieder in den Sinn. Mit Begeisterung hatte Georg Vollmar ihr die Pointe seines Projektes offenbart: Die Leser einbeziehen, rief er, sie einladen, Unvollendetes zu vollenden! Er denke da, aber das sei noch Zukunftsmusik, an einen Wettbewerb, an Prämien für die besten Fortsetzungen und Schlüsse. Vera hatte geschwiegen. Der Roman war nicht fertig geworden, war mit Paul gestorben. Sollten andere ihn zuende schreiben? Ihn verfälschen! Es würde sich niemand auf die verstiegenen Ideen, die eigenwillige Sprache des Autors einlassen. Nie im Leben hätte Paul diesem Projekt zugestimmt. Er hatte sich ja nicht einmal um Verlagsverbindungen gekümmert. Eben doch! Die Kopie für den Bruder...

Vera schiebt das Manuskript und ihr zweites Kissen beiseite, sie löscht das Licht und kehrt zurück zu Samok im Eis, zu Juarach auf der Erde.

So könnte die Geschichte weitergehen, denkt sie. Ja. Juarach steigt aus, er trennt sich von der Mannschaft, er bleibt, wo er sich einnisten wird.

Ein Schwenk über alpine Gletscher, grünes Weideland, da und dort blinkt ein See. Dörfer mit weißen Häusern und hölzernen Galerien, von weitem alle ähnlich, Juarach entscheidet sich für eines, das Staltach heißt.

Zwar kein besonderer Ort auf ihrem Festland, so gut wie andere aber auch, schreibt er noch für Tiri. Fünfhundert Seelen, meist Bauern.

Den Wirtskörper zu finden, ist nicht schwierig. Der junge Mann steht vor einem Haus, das klein ist und keine Balkone hat, einen Garten immerhin, stattliche Sonnenblumen am Zaun, und trägt ein weißes Hemd. Er ist sonnengebräunt, aber nicht von Arbeit auf den Feldern, den Wiesen, er sieht aus wie einer aus der Stadt, wie ein Feriengast, der es sich leisten kann, mitten am Vormittag herum zu stehen, die Hände in den Hosentaschen, und dem Briefträger entgegenzusehen, gelassen erwartungsvoll, als könne nur willkommene Post hierher gelangen, an die brandneue Adresse. Ein Namensschild hat er soeben an der Gartentür befestigt, die Maschinenschrift auf dem weißen Papierstreifen im Plastikrahmen wirkt etwas blass und dünn, aber für eine Mitteilung der guten Form halber reicht sie. Es weiß ohnehin bald jeder, wer hier wohnt, und vor allen anderen weiß es der Briefträger, der von jetzt an sicher häufig vorbeikommen wird.

Einen Stapel Briefe und Karten in Händen, ein flaches Päckchen unter den linken Arm geklemmt, kehrt der junge Mann ins Haus zurück. Er legt die Post auf einem Umzugskarton im Flur ab und trägt das Päckchen hinauf in das Dachzimmer, den Arbeitsraum eines Schreibenden, wie ihn Juarach aus seinen Gutachten über Irdisches kennt, von den Bücherregalen über das Stehpult, die Papierstöße, Bleistifte, Kugelschrei-

ber auf dem Tisch bis hin zur elektrischen Schreibmaschine, einem Modell vom Ende der fünfziger Jahre, ganz neu also.

Der junge Mann sitzt an seinem Schreibtisch, vor ihm liegen zwei Bücher, ein gebundenes, das er aus dem Regal geholt hat, und das Taschenbuch, das in dem Päckchen war. Er betrachtet sie mit einer Spur Andacht, sehr aufmerksam, als wolle er die Umschläge miteinander vergleichen, auf denen nicht viel zu erkennen ist, links ein nachtblaues Ornament und schwarz in einem weißen Kreis der Name des Verfassers, groß gesetzt wie der Titel des Buches, rechts ein Block aus zwölf Namen, orangerot, darunter grau der Umriss eines Landes, von einer dünnen Linie in zwei ungleiche Teile zerlegt. Juarach spürt, der junge Autor ist bewegt beim Anblick seines Namens in der Zwölfergruppe. Man hat ihn aufgenommen in den Kreis derer, zu denen er gehören möchte, aufgenommen mit einer Erzählung aus dem nachtfarbenen Buch, das er jetzt aufschlägt.

„Es gibt Zeiten im Leben, in denen das Unheil, das durch die Welt bläst, den Atem anhält und sich versteckt. Ein Gefühl der Sorglosigkeit breitet sich aus, Lasten fallen ab, von deren Gewicht man erst durch ihren Verlust etwas erfährt, Bewegung und Empfindung gewinnen die spielerische Höhe des Wohlbehagens von Flugträumen“, liest Juarach. Er nimmt es für ein gutes Omen, einen Willkommensgruß und richtet sich, so unauffällig wie möglich, in seiner neuen Bleibe ein.

Einen Augenblick lang erscheint es dem jungen Mann, als sehe er seine Sätze mit fremden Augen, als sei er Paul Winnesberg und zugleich ein anderer, doch unbekannt ist dieses Gefühl ihm nicht und auch zu rasch verflogen, um ihm auf den Grund zu gehen. So kehrt er zu dem Gedanken zurück, der ihn nicht in Ruhe lässt, ihn anstarrt wie ein leeres Blatt Papier. Jetzt bin ich Schriftsteller, denkt er, bin das, was ich immer sein wollte, jetzt kann ich es sein und muss dafür sorgen, dass ich es bleibe.

Früher gab es schmale Stücke Zeit zum Schreiben, hier eine lange Nacht, dort ein Wochenende und einmal im Jahr den Luxus der Ferientage, Zeit, die dem Geschriebenen ihr Maß auferlegte, als lägen in Pauls Natur eben Erzählungen von geringem Umfang, doch geräumig genug, die Geschichten aus seinem Kopf aufzunehmen, diejenigen zumindest, die hartnäckig blieben und nicht verschwanden, wenn die Schule oder dann ein Arbeitstag an der Drehscheibe für Porzellan oder schließlich die geschwänzte, genüsslich im Bett verbrachte Stunde einer Frühvorlesung vorüber waren. Die Hartnäckigen schrieb er auf. Er erlebte ihre Verwandlung und seine eigene, wenn unter der Hand ganz Neues entsprang, die reine Erfindung, so schien es ihm, seine und doch die eines anderen, denn als Quelle seiner Einfälle blieb er sich unbekannt und seinem Willen entzogen. Sich diesem Unbekannten überlassen, ihm entgegenkommen mit Neugier und Arbeitsdisziplin, den Lohn einer gelungenen Gestalt, eines haltbaren Satzes empfangen - aus derlei Gründen unter anderem, hätte er sagen können, wäre er gefragt worden: Warum schreiben Sie? Und hätte vielleicht hinzugefügt, inzwischen sei er weit entfernt von dem Vorsatz des Zwanzigjährigen, in einem seiner Tagebücher festgehalten, später, als Schriftsteller, wolle er den Menschen geben, was sie im einfachen Leben zu sehen gewohnt seien: den Alltag, verklärt von Illusionen.

Seit eine seiner Erzählungen in einer Literaturzeitschrift von Rang, seit ein ganzer Erzählungsband im nahen München wohlwollend beachtet erschienen ist, gilt er als ernstzunehmende Stimme der neuen Literatur, nennt man ihn einen Realisten, unbestechlich und genau, dabei in jugendlicher Ungenügsamkeit nicht gewillt, sich mit der Welt abzufinden, wie sie ist. Zuspruch und Erwartungen: Sie haben viel versprochen, Sie haben viel zu tun! Über Partytische hinweg immer wieder mal die Anfrage: Und wann kommt der Roman, Paul?

Er sieht aus seinem Dachzimmer auf die Krone eines Birnbaums, die sich herbstlich färbt. Wenn sie das nächste Grün trägt, soll das Manuskript abgeschlossen sein, Paul hat es dem Verleger versprochen: im Mai.

Er schiebt die beiden Bücher an den Tischrand und nimmt ein leeres Blatt vom Stapel.

Eigentlich ist jetzt alles gut. Hanna und er sind zusammen, nach dem langen Krieg mit Hannas Eltern haben sie endlich Ruhe. Mit dem Vorschuss für Pauls Roman und ein paar Rundfunkaufträgen können sie die nächsten Monate auskommen, so lange, bis das Kind da ist. Nicht mehr nur abgezweigte Tage oder Stunden, sondern viele wache Stunden jeden Tag kann er dem Schreiben widmen, das zu seinem Beruf geworden ist. Die Kommilitonen aus dem Studentenheim arbeiten inzwischen in Büros oder Instituten, er hatte immer gehofft, ihm bliebe das erspart. Er wollte Schriftsteller werden, nichts sonst, und ausreichend Erfolg haben, um von seiner Arbeit zu leben wie andere von ihrer Arbeit auch.

- Sechshundert Deutsche Mark monatlich, mindestens, sonst werde er der Heirat nicht zustimmen!

Paul sieht sich vor dem schräg gestellten Schreibtisch stehen oder auf dem Besucherstuhl sitzen wie strammgestanden und die Bedingung entgegennehmen, während Hannas Vater ohne hochzublicken in Unterlagen blättert, seine Zeit ist kostbar. In den zweiundzwanzig Jahren, die er dem Bittsteller voraus hat, und die an den Krieg verlorene Zeit musste man davon noch abziehen, ist er zum Direktor der Forschungsabteilung in einem rund um die Welt bekannten deutschen Unternehmen aufgestiegen, hat nebenher promoviert und seiner Familie ein Heim geschaffen, das die ansehnlichen Häuser des Viertels in den Schatten stellt. Nun hält ein mittelloser Absolvent um die Hand seiner minderjährigen Tochter an! Als Hannas Freund hatte man ihn geduldet, er stammt

aus bürgerlicher Familie, wenngleich Ostflüchtlinge und verarmt. Immerhin studierte er, legte ein Abschlussexamen ab, konnte auf eine gute Stelle hoffen. Aber er zog es vor, nicht zu arbeiten. Zu schreiben! Also sich künftig von den begüterten Eltern seiner Frau aushalten zu lassen.

Ein garantiertes Mindesteinkommen von sechshundert im Monat, weisen Sie es mir nach, stand in dem Brief, den Paul von Hannas Vater erhielt. Die Szene am Schreibtisch hat er sich dazugedacht. Er kennt das Arbeitszimmer des Direktors, kennt alle Zimmer des Hauses, aus dem man ihn hinausgeworfen hatte, sieht wieder im Spiegel des Vorraums sich selbst hinter den Rauten, die in die Glasfläche geätzt und an den Kreuzpunkten mit glänzenden Messingknöpfen verziert sind. In einer Erzählung hat er es beschrieben, dieses Haus und darin einen Silvesterabend.

Bald darauf bekam er einen Brief, in dem stand: Gift und Geifer! Als Beitrag zur modernen Literatur verspritzt! Wen wundert es, wenn eine literarische Zeitschrift nach der anderen zu Grabe getragen wird, weil die Millionen vorwärts strebenden Menschen etwas anderes lesen wollen als Gift und Geifer?

Auf den Brief von Hannas Mutter antwortete er höflich:

Sehr verehrte, gnädige Frau. Höflich und gelassen, mit fast hochmütiger Sachlichkeit. Hatte sie ihm vorgehalten, das Wirtschaftswunder, dem er, von Ost nach West gewandert, hier gegenüberstand, sei für einen Arbeitsscheuen wie ihn ein Wunder geblieben, stellte er richtig, im Sommer 1947, als er nach Westdeutschland gekommen war, gab es das Wirtschaftswunder noch nicht, also habe er ihm nicht gegenüberstehen können.

Und so weiter, Punkt für Punkt entkräftet oder berichtet, was der konfuse Schmähbrieff ihm unterstellte, und in einem doch gelogen: Seit anderthalb Jahren, versicherte er, bringe ihm seine Schriftstellerei genug

Geld ein, um ohne Sorgen leben zu können. Fügsam sammelte er Belege über Einkünfte, reale und erfundene, und belud zum ersten Mal die Sachen, die er schrieb, mit der Hoffnung, dem Auftrag geradezu, materielle Unabhängigkeit zu sichern.

Auf den Roman kommt es jetzt an.

Das leere Blatt liegt vor ihm. Der Stapel, von dem er es genommen hat, ist fast doppelt so hoch wie der daneben mit den beschriebenen Seiten. Er darf da nicht hinsehen, er stürzt sonst ab aus der Höhe seines flugträumerischen Wohlbehagens, das ihn zur Arbeit trägt, mit einer wunderbaren Idee im Kopf, einer leuchtenden Vorstellung der Geschichte, die er schreiben wird, im Körper schon den Puls der dann langsam, Wort für Wort für Wort entstehenden Erzählung. Das Hochgefühl erlischt beim Anblick von mindestens hundertfünfzig noch zu füllenden Blättern, verfliegt in den öden Weiten des Romans. Deshalb hat Paul sich kurze Strecken abgesteckt, Abschnitte, die er überblicken kann von Anfang bis Ende, Kapitel nennt er sie und vertraut darauf, dass sie ihren Zusammenhang noch offenbaren, dass die Einzelteile sich zu einem Ganzen fügen werden. Ihr Maß verschlingt nicht seine Kraft, es fordert sie heraus und verleiht ihm eine gute Schrittgeschwindigkeit. Denn zügig vorwärts kommen muss er ja, die Zeit bis Mai wird rasch vergangen sein. Gut so, er will ein Ende absehen, dann etwas Neues anfangen. Alle zwei, drei Jahre eine längere Erzählung oder einen kürzeren Roman, diesen Rhythmus wünscht er sich. Und denkt mit Schrecken an das Bild, das ihm, er war gerade erst aufgewacht, sehr deutlich erschienen war. Mit dem Rücken zu ihm stand ein Mann an einem Pult und schrieb und legte von Zeit zu Zeit ein Blatt ab. Paul sah, dass der Mann, während er schrieb, nach und nach seine Haare verlor und ein wenig zusammensackte. Die abgelegten Blätter vergilbten, der Stapel wuchs, niemand kam, ihn abzuholen. Es geht nicht darum, fertig zu werden, sagte der Mann, während er sich

nach dem Kugelschreiber bückte, der ihm aus der Hand gefallen war. Da erkannte Paul sein neues weißes Stehpult, ein Geschenk der Freunde zum Einzug.

Ohne zu lesen, was er zuletzt, vor der Heirat und der Ankunft in Staltach, geschrieben hat, beginnt er ein neues Kapitel. Von einer Italienfahrt soll es handeln, den ersten gemeinsamen Ferientagen eines Liebespaares, das nicht zueinander kommen darf, die Eltern der jungen Frau sind dagegen. Sie machen den Aufenthaltsort der beiden ausfindig und erscheinen dort, wutentbrannt. Das Liebespaar flieht, vergisst aber in der Eile, den Pass der jungen Frau bei der Zeltplatzverwaltung abzuholen. Nach etlichen Verwicklungen endet die Geschichte mit der Nacht, die der junge Mann auf einer deutschen Polizeiwache zubringen muss. Paul will sie ganz kühl und sachlich erzählen, aus dem Abstand von zwei Jahren und im Wissen um ihren guten Ausgang schließlich doch. Er will sich genau erinnern und nichts hinzudichten.

Er schreibt eine halbe Seite: Sein Held liegt im Nachtzug von München nach Mailand, er kann nicht schlafen, aufgewühlt von den Gefühlen, die ihn bewegen. Er fährt, um mit seiner Liebsten zusammenzusein und auch, um sich zu beweisen, dass er aus der Ordnung, in die er seine Tage gezwängt hat, noch ausbrechen kann. Er spürt große Erwartungen, etwas Angst und die verschämte Hoffnung auf Abenteuer.

Verschämt? Paul ist sich nicht sicher. Er wird nachsehen, er hat damals ein Tagebuch geführt. Vom Schreiben im Liegen, das weiß er noch, tat ihm der Arm weh, was musste es für ein herrliches Gefühl sein, auf einem Stuhl zu sitzen! Diese Worte würde er in seinen Aufzeichnungen wahrscheinlich wiederfinden. Aber: verschämt?

Die Tagebücher sind noch in einem der unausgepackten Kartons unten im Flur. Dankbar für die Unterbrechung, verlässt Paul sein Arbeits-

zimmer. Das Buch aus dem Päckchen nimmt er mit, er möchte es Hanna zeigen.

- Gleich, sagt sie, wart einen Augenblick.

Hanna geht in einem Zimmer hin und her, das leer ist bis auf den Schrank, den Paul aus Bücherkisten gebastelt und den sie mit Kleidungsstücken gefüllt hat. Sie streckt abwehrend den Arm, damit Paul stehen bleibt und ein Geschehen nicht stört, das er nicht sehen kann. Längst braucht sie für ihre Spiele keine Requisiten mehr, nicht, wie noch in der Schule, die Figürchen aus Papier oder Knete oder Kastanien und Streichhölzern, es genügen die Bilder im Kopf. Traumartige Einfälle. Manchmal erzählt sie Paul davon.

- Was geschieht eben?, fragt er.

- Etwas aus unserem Leben, sagt sie. So, jetzt fahren sie los. Wir, meine ich. Du am Steuer. Wie du das Auto aufgekriegt hast, konnte ich nicht sehen. Nein, anders. Ich habe die Schlüssel geklaut, es war ein günstiger Augenblick. Mein Vater hatte sein Jackett abgeworfen, er wollte die Tochter ja verprügeln. Weil sie sich zugrunde richtet, statt dem Besten zu folgen, das ihre Eltern stets für sie im Sinn haben. Weil keine zehn Meter vom Zelt der Tochter und deren Freundin entfernt, der Mitgiftjäger sich niedergelassen hat. Da kommen die Eltern aus ihrem Ferienhotel herüber, um nach den Mädchen zu sehen, ob es ihnen auch gut geht auf diesem Campingplatz, ziemlich primitiv, doch malerisch gelegen, großer Blick über den See. Da kommen sie also, wollen ihre Tochter mit ein paar Dingen überraschen, die sie unterwegs eingekauft haben, und vor deren Zelt -

- sitze ich und rühre in einem Topf Ravioli, sagt Paul.

- Du hast dich einfach wegschicken lassen, bist mit hängendem Kopf abgezogen, hast sogar noch gesagt: Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung! Deine schreckliche Höflichkeit. Mir hilft sie nicht. Ich flüchte ins

Zelt. Alles ringsum nimmt lebhaften Anteil an der Szene. Mein Vater prügelt nicht, er brüllt nur, meine Mutter versucht, ihn zu beruhigen. Und wie sie mich dabei ansieht! Sie geben mir fünfzehn Minuten, mein Zeug zu packen, derweil sie sich sammeln wollen, Trost in der Natur suchen oder sich die Beine vertreten, so reden sie ja. Und drehen sich beim Reden hin und her, als könnte von allen Seiten der nichtsnutzige junge Mann anrücken und Schwierigkeiten machen. Und lassen das abgeworfene Jackett außer Acht. Dann stehen sie still, rufen gleichzeitig: Eine Viertelstunde! und gehen zum See hinunter. Ich renne zu dir. Los, schnell! Wir müssen fort! Die lange Hose hast du schon an, du wolltest korrekt bekleidet auftreten, wenn mein Vater dich zur Rede stellt. Nichts da Strafgericht, sage ich, wir hauen ab, beeil dich! Wir sind wirklich schnell, sieben Minuten später sitzen wir im Elternauto und los geht es.

- Ich habe keine Fahrerlaubnis, sagt Paul.

- Du fährst fantastisch! In den Serpentinaen der Uferstraße wiegt uns ein kleiner Abschiedsschmerz, letzte Blicke auf das klare, kreidig grünblaue Wasser des Sees. Ich drehe das Fenster runter. Warmer Wind, Sommergerüche, die Zikaden zirpen, das Land knistert vor Trockenheit. Wenn ich tot bin, sage ich, lasse ich es auf Italien regnen, sofern ich im Himmel Gelegenheit dazu finde. Du gibst Gas. Wir sausen auf geraden Straßen durch den flachen Norden, vorbei an Reisfeldern und Pappelzeilen, lassen die Städte mal links, mal rechts liegen, wir sind ja auf der Flucht. Sie haben die Polizei benachrichtigt, bestimmt, du entführst eine Minderjährige. Nicht schlecht, was? Deine Hoffnung auf Abenteuer geht in Erfüllung, wir haben nämlich vergessen, bei der Zeltplatzverwaltung meinen Pass abzuholen. Da müssen wir uns, in vollem Tempo auf die Berge, auf die Grenze zu, etwas einfallen lassen. Als es so weit ist, machst du es wie die kühnen Fahrer im Kino, du siehst kurz zu mir her-

über und sagst: Halt dich fest. In einem Satz sind wir über die Alpen hinweg. Aber denk nicht, dass der Heimatboden uns freundlich auffängt, er ist heiß, das spüre ich, du spürst es auch. Du fährst jetzt unruhig, wie von Furien gehetzt, sorgst dich um das Benzin. Wenn es uns hier ausgeht, sind wir geliefert. In einer völlig leeren Gegend, einer Landschaft wie auf dem Mond. Aber Zäune überall, Elektrozäune auf ausgestorbenen Weiden. Den ersten nimmst du vorsichtig, mal sehen, wie er reagiert. Funken sprühen, der Draht gibt nach, beim nächsten ebenso, mehr! rufe ich, mehr! Du kommst in Schwung und fährst sie einen nach dem anderen nieder, die zischenden Zäune, wir lachen, wir rollen das abschüssige Gelände hinunter, durch ein Spalier aus Wunderkerzen auf eine Schilfwand zu, jetzt raus! rufst du, wir springen ab und sehen zu, wie sich das Elternauto in den Schlamm gräbt, wie es sein angeberisches Hinterteil in die Höhe reckt und stecken bleibt, hier, an unserem Ostersee. Dann ziehen wir die Taschen aus dem Kofferraum und gehen los, wir suchen uns eine Bleibe und finden schließlich dieses hübsche Haus. Happy end.

- Das freut mich. Besser, als eine Nacht auf der Polizeiwache, sagt Paul.

- Doch morgen, leider in Wirklichkeit, kommen sie, sagt Hanna. Ein Brief meiner Mutter war in der Post. Und sie kommen nicht allein, sie bringen mit, hier steht es: ein Tafelservice Marke Hutschenreuther, Küchengabeln WMF, Sektgläser, einen elektrischen Kocher, eine Backschüssel aus Jenaer Glas, einen Wärmeschirm, frag mich nicht, was das sein soll, und werden durch die Wohnung laufen und Einkaufslisten schreiben und Räume ausmessen für Teppiche, Schränke, eine Schwedenküche, wer weiß was noch. Ihr Geld wird wie ein Unwetter über uns hereinbrechen. Zum Zeichen der Versöhnung. In einem halben Jahr sind sie Großeltern, da spielen die alten Unstimmigkeiten keine Rolle mehr, da wollen sie, wenn sie schon bei der Hochzeit gefehlt haben, weil es dir nicht eingefallen sei, vorher alles gütlich zu regeln, schreibt meine Mut-

ter, uns jetzt die Hand reichen und helfen, die Wohnung standesgemäß einzurichten.

- Um meinen Kistenschrank wird es mir Leid tun, sagt Paul.

- Mehr fällt dir nicht dazu ein? Wenn du wüsstest, wie ich toben möchte. Aber ich werde vor Aufregung Magenschmerzen haben, die Nacht nicht schlafen, morgen Mittag schon den Kaffeetisch decken und das Getändel dann mitmachen, werde lügen, lügen, sie betrügen und beinahe am Platzen sein, so viel hat sich in mir aufgespeichert. Es ist wie früher. Einen auf der Straße anfallen, irgendetwas zertrümmern, jemanden fix und fertig machen, das wünsche ich mir, es würde mich erleichtern. Kann man dir überhaupt so etwas sagen, oder hältst du mich auch für leicht verrückt? Krankhaft unausgeglichen, so hieß es immer. Ich pfeife doch auf dieses Gleichmaß. Lieber gehe ich an meinen Anfällen zugrunde, als dass ich versuche, ein harmonischer Mensch zu sein.

Hanna lässt den gestreckten Arm sinken, sie lächelt, ihr ist etwas eingefallen, das auch Paul gefallen wird.

- Lass die Arbeit liegen, sagt sie, wir fahren nach München. Ich will diesen Rock noch einmal ausführen, bevor er mir endgültig zu eng ist. Wir besuchen deine Freunde, alle zusammen gehen wir ins Kino oder nach Schwabing in den „Käfig“ oder -

- Und wenn wir niemand antreffen? sagt Paul.

- Dann ziehen wir allein herum und genießen schräge Blicke, weil die Männer dich um mich, die Frauen mich um dich beneiden, natürlich tun sie das. Wir amüsieren uns, wir trinken Sekt, und plötzlich sitzen die interessantesten Leute bei uns, wir merken gar nicht, wie die Zeit vergeht, bevor morgen ist und ich schon mittags anfangen, den Kaffeetisch für die Eltern zu decken.

Hand in Hand die beiden, Hanna auf hohen Absätzen, in ihrem bunten wippenden Rock, unterwegs zur Bahnstation in Staltach.

Mit diesem Bild möchte Vera jetzt einschlafen. An dieser Stelle lässt sie ihre Fortsetzung von „Samok“ enden, auch wenn es kein richtiger Schluss ist.

Aber hier soll das Unheil, das durch die Welt bläst, den Atem anhalten.

Wie es mit Paul weitergeht, weiß sie ja. Keine Zukunft, die den trennungsgeschädigten Juarach, den Vera in einen jungen Autor und glücklichen Ehemann eingenistet hat, zum Bleiben verlocken könnte.

Denn bliebe er, müsste er miterleben, wie sein Wirtskörper keine zehn Jahre später Bilanz zieht und in ein schwarzes Heft schreibt:

Ich bin achtunddreißig, mein Name steht auf zwei Büchern, ich war vier Jahre lang verheiratet, bin seit fünf Jahren geschieden, mein Sohn aus dieser Ehe wird bald neun Jahre sein und lebt bei den Eltern seiner Mutter. Ich arbeite als Redakteur beim Rundfunk, davon lebe ich, und wohne in Berlin-Friedenau in fünf großen, teils untervermieteten, alles in allem leeren Zimmern. Wenn ich mich an meine nun zwanzigjährigen Erwartungen, an meinen Ehrgeiz erinnere, muss ich zugeben, dass ich gescheitert bin: gescheitert an meinem Schreibtisch, in der Ehe, mit dem Versuch, meinen Sohn zu erziehen. Meine Erwartungen sind immer größer gewesen als die Fähigkeiten, sie zu erfüllen.

Unter dem Datum November 1967 waren nur wenige Seiten, vier oder fünf, in großer Schrift vollgeschrieben, Vera hatte sie rasch, nach Pauls Kindertagebüchern, gelesen, das schwarze Heft dann von sich geschoben, es gleichsam verbannt.

Pauls Jahre in Berlin waren ihr düster erschienen von jenem ersten Spaziergang an, auf dem er ihr die Häuser gezeigt, die Namen der Freunde aufgezählt hatte, die Schriftsteller geblieben, als Schriftsteller berühmt

geworden, als Schriftsteller gestorben waren und eine Zeit lang im Stadtteil Friedenau gewohnt hatten wie Paul ja auch, in seinem schattigen Parterre mit wechselnden Untermietern.

Türen klappten, durch den Korridor huschten fremde Gestalten, denen Paul ein freundliches Auf Wiedersehen nachrief, wenn er, im Morgenrauen schwankend heimgekehrt, sich seiner Standuhr mit der imponierenden Hallkraft entsann, die unverzüglich aufgezogen werden musste. Sodann ein prüfender Blick schräg nach oben. War der Hängeboden noch genau so verschlossen, wie Paul ihn hinterlassen hatte?

Was das Päckchen enthielt, das dort hinter Schuhkartons und alten Zeitungen lag, wusste er und wusste es zugleich auch nicht, denn bei diesem Inhalt zählte die Menge. Eine ganze Menge, bewahr es gut auf! Wie viel genau, sagte sie nicht. Woher es stammte, konnte Paul sich aus den Nachrichten zusammenreimen. Wofür sie es brauchen würden, ging ihn nichts an. Wenn Gudrun bei ihm auftauchte, um Finanzen zu tanken, sorgte Paul dafür, dass niemand in der Nähe war. Wenn sie mit Baader zusammen auftauchte, wäre Paul selbst lieber nicht in der Nähe gewesen. Die jungen Frauen aber mochte er, die eines Abends mit ihr in seiner Küche saßen und Pläne schmiedeten, dazu Wein tranken, immer ausgelassener anfangen sich zu schminken und ein Stück zu proben, das Befreiungsaktion hieß, denn Baader, durch eine nächtliche Verkehrskontrolle gestoppt, saß in Haft. Hans nannte Gudrun ihn, sich selber Grete.

Es reicht, Hans, geh mal eben ums Eck! So hatte sie ihn, der speichelsprühend den revolutionären Kampf entwickelte, aus Pauls schwarzem Tuchsessel hochgescheucht und rausgeschickt, als wollte sie ungestört ein Erwachsenengespräch führen. Dass sie sich mit ihrem Hintern auf Pauls Schreibtisch niederließ beim Reden, missfiel ihm sehr. Dass sie seiner Redlichkeit vertraute, nahm er dankbar wahr. Wie ganz anders sie sich über diesen oder jenen seiner schreibenden Freunde äußerte, ließ er

vielleicht durchblicken, wenn es in seinen Kneipen um die Gewissensfrage ging: Was tun, wenn die RAF vor der Tür steht? Und er zögerte nicht, Gudrun anderen vor die Tür zu schicken, um ihr für eine Nacht oder länger ein Versteck zu verschaffen.

Mochten andere sich erpresst fühlen, terrorisiert von den hochfahrenden Ansprüchen, den Beschimpfungen durch die Verfolgten, denen sie helfen mussten, wollten sie nicht zu Handlangern der Verfolger werden - für Paul war selbstverständlich, auf wessen Seite er stand: auf der Seite einer blonden Frau mit langen Haaren, die elegante Kleidung mochte und sich die Augen schwarz ummalte, wie er es von Hanna kannte, einer Frau, zu deren Lieblingsbüchern „Moby Dick“ gehörte und die sich bei der Jagd auf den weißen Wal, den Leviathan, das repressive Gesellschaftssystem ihrem Ahab mit dem finsternen Charakter auf Gedeih und Verderb verbunden hatte.

Er hätte mehr erzählen sollen von damals, denkt Vera, von seinen Jahren in Berlin, mehr als die zwei, drei Anekdoten, die er zum besten gab, wenn er betrunken war.

Hatte sie nicht wieder und wieder gefragt? Mit einer neu aufgelegten Neugier nach achtundsechziger Debatten und Aktionen gefragt, einem Stück Geschichte, von dem sie ausgesperrt gewesen war, von dem sie erneut hören wollte.

- Diese grandiose Zeit, sagte sie, alles in Bewegung, und du konntest dabei sein, mitten drin!

Er sei, mit Verlaub, doch schon etwas zu alt gewesen für die Kindereien auf der Straße, die Hüpfdemonstrationen und Laurentia-Kniebeugen, sagte er, die universitären Spektakel, und zum Lesen der Traktate in Soziologenkauerdwelsch fehlte ihm die Geduld, die er Marx gegenüber gern aufgebracht habe und mit Gewinn.

- Ach ja, mit welchem denn?

Keine Antwort, an die Vera sich erinnert. Auf derlei Fragen ging Paul einfach nicht ein, oder er antwortete mit irgendeiner Geschichte, Vera regte es auf: Dieses Reden in Gleichnissen, dieses Ausweichen und Abschweifen, statt klar und deutlich auf eine klare Frage zu antworten! Er verhalte sich wie ein Politiker, nicht wie ein politisch denkender Mensch! Zur RAF falle ihm auch nur sein Hängeboden ein und er selbst natürlich, der redliche Schatzmeister. Davon erzähle er wie von einem Schülerstreich, anscheinend unbekümmert um Verjährungsfristen, immerhin ging es um Unterstützung einer terroristischen Vereinigung!

Paul schüttelte den Kopf: Um Gudrun Ensslin, sagte er.

Das Politische, denkt Vera, hat er seit dem Zusammenbruch eines tausendjährigen Reiches von allem Großen, Gemeinsamen und Allgemeinen gelöst, es privatisiert oder mit Abstand betrachtet, mit schrägem Blick und Eigensinn.

Seine Grüße für die Kaninchen an der Berliner Mauer.

Und als er einmal Willy Brandts SPD unterstützte, saß er im Kontor der dichtenden Wahlhelfer hinter einem Schreibtisch und trug pedantisch Striche in eine Anwesenheitsliste ein, mehr nicht. Nie hätte er einem Politiker eine Rede geschrieben, es sei denn eine unhaltbare.

Doch gut, dass er nicht mehr erzählt hat von damals, denkt Vera, von seiner Zeit nach dem mehrfachen Scheitern, von seinen halbherzigen Absichten, neu zu beginnen, in die Provinz zu ziehen, in Island Fische zu fangen, in Afrika bei der Entwicklung zu helfen oder nach Konstantinopel zu wandern wie weiland sein Urgroßvater - alles Pläne, die schon im Entstehen fallen gelassen wurden -, nicht mehr erzählt hat vom egozentrischen Jammer seiner Berliner Jahre. Was Vera darüber weiß, lässt sich fortschieben wie vorhin das schwarze Heft.

Es war ja nicht das Ende.

Sie dreht sich zur Wand und schließt die Augen. Sie hört noch, wie draußen der warme Wind bläst, hört Dachziegel klappern, ein Fenster klirrend zuschlagen, dann wieder allein das Sausen, den hereinströmenden Frühling, und schläft endlich ein.

Darmstädter Zeiten

I.

An solch einem Tag wären sie auf ihrem Spaziergang durch den Park bis zu den Bänken im Barockgarten gegangen und hätten in der Sonne gegessen. Sie hätten zugesehen, wie der Elektrokarren der Gärtnerei altes Grün davonfährt und vor der Orangerie die Sommerkäfige für den Einzug der Kanarienvögel und Sittiche, die noch hinter Glas hausten, gereinigt werden. Vera hätte versucht, sich an die Frühjahrsbepflanzung der Zierbeete vom letzten Jahr zu erinnern. Paul hätte eine von den Ostzigaretten geraucht, die Vera ihm immer mitbrachte. Sie hätte sich an seine Schulter gelehnt und in der Wärme gedöst. Wenn die dort mit dem Restaurieren eines Tages tatsächlich fertig sind, hätte Paul gesagt und zu dem rosa Gartenschlösschen hinübergeblickt, werde er Vera die herzogliche Porzellansammlung zeigen. Das höre sie nun schon seit Jahren, hätte sie gemurmelt.

Ausgestreckt im Liegestuhl auf ihrem Balkon, an diesem ersten warmen Tag des Jahres, denkt Vera an die beiden auf der Parkbank. Hinter ihnen die weiße, fensterlose Wand, an der wilder Wein emporklimmt, kräftiger als am Quergebäude hier, eine dichte dunkle Maserung, die helle Spitzen treibt, dann diese jungen Blätter, bald glänzendes Grün,

satt wie für die Ewigkeit, in der Herbstsonne Messing, Kupfer und Rost, so lodernde Farben, dass noch ihr Erlöschen einen Widerschein auf die immer kahlere Wand wirft, bis sie winterlich weiß und schwarz hinter den Bänken aufragt.

Das Paar aber sitzt weiter dort, als sei es der Zeit abhanden gekommen, sitzt in trägem Geplauder oder freundlichem Schweigen, aus aller Dramatik entlassen, einträchtig an einem beschaulichen Ort.

Paul jetzt heranzuholen, wie tags zuvor an ihren Küchentisch, gelingt Vera nicht. Auch sie selbst kommt sich nicht näher aus diesem Bild, dieser Zusammenfassung der zwei bis drei Jahre, die sie ihre Darmstädter gute Zeit nennt.

Angefangen hatte sie allmählich, irgendwann im Jahr nach Veras Scheidung und dem Ablauf ihrer Probezeit im Versandbuchhandel, wo man sie nicht übernahm, es war ihr nur recht. Sie besuchte einen Aufbaulehrgang für den Vertrieb von Schulbüchern, mit Praktikum in Stuttgart. Von dort fuhr sie öfter nach Darmstadt, danach, als sie wieder arbeitslos war, von Berlin aus, nicht mehr so oft, dafür blieb sie länger. Damals wurden Pauls Ausbrüche, wenn er betrunken war, selten, seine Angriffslust schwächer. Sie verbrachten mit einander freundlich ruhige Tage. Von deren Gleichmaß erholte sich Vera in Berlin und fuhr bald wieder zu Paul.

In Andreas großem Zimmer, das nach deren Auszug das Gästezimmer, dann Veras Zimmer geworden war, andere Gäste gab es kaum noch, saß sie an einem Arbeitstisch am Fenster und zeichnete oder las, während Paul in seinem Zimmer vormittags schrieb, sich nachmittags mit seinen Briefmarken beschäftigte, bei gutem Wetter im Garten arbeitete. Nach dem Mittagessen gingen sie eine halbe Stunde spazieren, zweimal wöchentlich in den nahen Supermarkt einkaufen, abends hin und wieder ins Kino oder in die Kneipe, wenn sie nicht zu Hause blieben, Scrab-

ble spielten und anschließend, Paul bäuchlings auf dem Teppich, Vera in einem Erbsessel mit steiler Lehne, in eines der drei, vier Programme hineinschauten, die Pauls Fernsehgerät mit Zimmerantenne in flackernden Farben wiedergab. Nach der letzten Zigarette gingen sie schlafen, Vera in ihr Zimmer, Paul in seine Kammer am Ende der Wohnung, jeder auf eine der spartanischen Liegen, die nur ein einziges Mal, bei Veras erstem Besuch, nebeneinander in Pauls engem Schlafgemach gestanden hatten. Wenn Vera im Bett lag, kam Paul ihr Gute Nacht sagen. Dazu ließ er sich auf die Knie hinab und küsste sie, richtete sich langsam, ab irgendwann wirkte es mühselig, wieder auf und löschte im Nebenzimmer das Licht.

In dieser Darmstädter Zeit, denkt Vera, haben wir wochenweise zusammengelebt wie ein altes Ehepaar. Ein Paar, das nicht mehr miteinander schlief.

Vielleicht hat Paul Betrachtungen über das Erlöschen seiner Lust diesem dicken, weiß gebundenen Heft anvertraut, seinem letzten Tagebuch, begonnen im Jahr der Trennung von Andrea, siebenundfünfzig war er damals und gab ihm den Titel „Das Vergnügen des Alters“. Später einmal werde er ihr daraus vorlesen, versprach er. Vera war nicht begierig darauf. Was sie bei heimlichem Blättern erfasst hatte, erschien ihr hoffnungslos trübe.

Nun liegt das Heft in Reichweite auf dem Holzboden ihres Balkons, aber sie streckt den Arm nicht aus. Sie blinzelt in die Sonne und schließt die Augen wieder. Sie will nicht lesen, was sie sich vorstellt, dort lesen zu müssen: Pauls pedantische Beschreibungen des alternden Körpers, ein Protokoll schrumpfender Sexualität. Wie er nur ein kleines Aufwallen, eine Andeutung von Lust spürte, wenn er auf dem Bauch lag abends vorm Fernseher oder morgens nach dem Aufwachen im Bett, wie sein Glied, er schrieb sicher: der Schwanz, auf halber Höhe erschlaffte, einfach schlapp machte und liegen blieb, still vor sich hin welkte. Und Paul,

zu seiner eigenen Überraschung, nicht gleich in die Apotheke lief oder zum Arzt, keine Panik empfand, eher Schadenfreude und Erleichterung. Lange genug hast du im Blut gekitzelt, lange genug im Hinterkopf getickt! Solche Sätze würden da stehen. Wahrscheinlich auch etwas über einen mickrig gewordenen Orgasmus und das Aussetzen der bewährten Wechselwirkung von Alkohol und Lust. Aber wenn er diesen Nachmittag erwähnt hatte, an dem sie gleich nach Veras Ankunft aus Stuttgart ins Bett gegangen waren, Paul mitten in der Umarmung von heftigem Zahnschmerz gepackt wurde, aufstehen musste und sich bei seinem Zahnarzt, den er seit sechs Jahren nicht mehr aufgesucht hatte, telefonisch einen Schmerztermin geben ließ, zwanzig Minuten später im Wartezimmer saß, dann seinem Tagebuch mitteilte, vielleicht sei er bloß aus dem Bett davongelaufen, würde sie es doch lesen wollen, irgendwann mal, weil es ihre Vermutung bestätigt hätte. Weil dieses Erlebnis ihr in Erinnerung geblieben war im hingezogenen Abschied von der Sexualität, in Erinnerung wie ihr Verletztsein durch den immer leichter störbaren Paul, der immer öfter etwas zu beanstanden hatte: Veras Art, an seiner Schulter zu liegen, ihre ausgebreiteten Haare, die ihn kitzelten, ihr Reden oder ihr Schweigen im falschen Augenblick. Wenn er sich aufstützte und sie von oben betrachtete, fühlte sie sich abgeschätzt, stummen Vergleichen und Kommentaren ausgeliefert, also zog sie Pauls Kopf zu sich herunter und wurde, weil sie ihn bei etwas Wichtigem unterbrach, wiederum getadelt.

In Veras Selbstbeichtigungen, in ihre Kränkung durch gefühlten Machtverlust - als läge alles an ihr, die aufgehört hatte, begehrenswert zu sein und rein gar nichts dagegen tun konnte - mischten sich die Gedanken an Enttäuschung schon früher, mischte sich der Schmerz eines Begreifens aus ihrer Anfangszeit. Sie lagen nackt in dem Pensionszimmer am Savignyplatz, rauchten die Zigarette danach, Vera sah aus dem

Bett auf eine blühende Kastanie im Hof, da sagte Paul leise vor sich hin: „Liebste, ach Herzallerliebste, das war wohl wunderschön.“ Das hatte sie noch nie von ihm gehört. Glücksgefühl und zugleich ein flüchtiges Stutzen. Später ging ihr auf, weshalb. Ein Satz wie herbeigesehnt, doch nicht zu ihr gesagt. Zu einer Erinnerung. Oder ausgesprochen, weil Erinnerung ihn in diesem Augenblick herausschleuste. Vera hörte, was Paul früher gesagt hatte, zu den jungen Frauen damals, seinen Liebsten in einer anderen, einer abgelaufenen Zeit. Vera kam zu spät. Als ihr das aufging, sie war schon unterwegs nach Hause, musste sie stehen bleiben, so heftig tat es weh.

Solche nicht vergessenen Momente wären, selbst wenn sie an die Empfindungen, die Pauls Körper in ihrem Körper auslöste, keinerlei Erinnerung mehr hätte, denkt Vera, doch ein Beweis für die Stärke, die Ausdauer ihres Begehrens. Es setzte sich über Verletzungen hinweg oder ließ sich durch sie noch anspornen, als wüchse es mit dem Wunsch, das Störende zu vertreiben, zu vernichten in den Augenblicken des Verschmelzens, die ihr Ende eine Weile noch überdauerten wie Nachbeben unter der Haut, und gab schließlich doch auf. Immerhin eine Kapitulation mit Belohnung. Sie schliefen nicht mehr miteinander, und Vertrautheit, Nähe, Zärtlichkeit gediehen besser als zuvor. Sich zufrieden zu geben, die neu erlangte Harmonie zu genießen, war sicher ein Manöver des Selbstschutzes und auf die Dauer doch zerstörerisch, denkt sie, weil in diesen Zeiten des Gleichmaßes vielleicht schon im Untergrund ihre Bereitschaft heranwuchs, Paul zu verlassen.

Als sie nicht mehr miteinander schliefen, sagte Paul gelegentlich: Früher, so lange sei das noch gar nicht her, habe er nicht von Liebe reden wollen, sie kommt, sie geht, was aber bleibe, sei die Lust. Jetzt sehe er das andersherum, und es gefalle ihm durchaus, das gebe er zu. Immer

lieber sei Vera ihm geworden, eine immer vertrautere Person, er fürchte schon: unentbehrlich. Vera mochte Pauls Anblick, wenn er das Scrabble-Spiel für solche Erklärungen kurz unterbrach in den zwei bis drei Jahren, die sie ihre Darmstädter gute Zeit nannte, zum ersten Mal vor Astrid Wiedemann so genannt hatte.

Der fällige Rückruf fällt Vera wieder ein. Jetzt nicht. Nach der Sonnenstunde auf dem Balkon vielleicht. Noch heute wird sie anrufen.

Sie saßen spätabends in Astrids Laden, tranken Sekt, der von der Feier zum zweijährigen Bestehen übrig geblieben war, redeten über den vergangenen Tag und interessante Kundinnen, Astrid entwickelte Geschäftsideen, dann Reisepläne für die Jahre, in denen sie wieder an Urlaub würde denken können, und fragte plötzlich: Wie geht es dir jetzt so, wenn du im Westen bist, bei deinem Paul?

Vera erzählte, wie es war, wenn sie ihre Wohnung im Friedrichshain abschloss, den Schlüssel in die Handtasche fallen ließ, sich vergewisserte, ob sie das Portemonnaie eingesteckt hatte und den Pass, den sie mit sich führte, als sei noch immer eine Landesgrenze zu überqueren, und dann zum Ostbahnhof fuhr, wo frisch gereinigt, noch fast leer ihr bequemer Zug bereit stand – wie am Beginn einer Ferienreise fühlte sie sich da, von der bedrängenden Stadt bereits entlassen, den Behörden, Anrufen, Briefen, Fristen, Entscheidungen entkommen, vor sich Muße und frei gewählte Beschäftigungen an einer Reihe gemächlich verstreicher Tage mit vertrautem Ablauf und kleinen Abwechslungen.

Davon erzählte sie.

Astrid schüttelte sich: Erfolg auf der ganzen Linie! Sie habe ja Veras Worte noch im Ohr. Das Leben mit Frank, das Abenteuer mit Paul. Beides gewollt, das eine verloren, und statt des anderen jetzt dies! Ein Frührentnerdasein! Schleunigst müsse das ein Ende finden.

- Nein, sagte Vera. Ob du es verstehst oder nicht, es ist eine gute Zeit.

2.

Zu Paul sagte sie einmal: Früher, und auch dieses Früher sei gar nicht mal lange her, habe sie etwas anderes gewollt als solch ein gleichmäßiges Leben bei ihm, aber jetzt gefalle es ihr durchaus. Obwohl nichts Besonderes sich ereigne, oder gerade deshalb.

Wahrscheinlich in diesem Zusammenhang führte Paul sie in sein Arbeitszimmer, zu dem kleinen, bücherbeladenen Tisch neben der Liege für den Nachmittagsschlaf, damit Vera das Ereignis bemerkte: kein neues Buch, auch nicht die Bibel, die lag schon seit einem Monat ganz vorn, nein, sagte Paul, neuerdings sei er bewaffnet.

Vera sah ihn an. Wieder ein Schwindel? Wie im Sommer '90, während ihrer heimlichen Woche hier. An seine Lügengeschichte und ihre Aufregung damals wollte sie jetzt nicht denken. Aber es war tatsächlich eine Pistole da, Vera hatte sie nur nicht gleich bemerkt, weil ihr mattbrauner Farbton sich vom Einband des Buches, auf dem sie lag, kaum abhob. Veras Blicke mussten Paul zu einer raschen Beruhigung veranlassen haben, auch wenn die ihm sicher den Auftritt verdarb. Kein Grund zu Befürchtungen, sagte er, nur in der Literatur erwarte man von einer Pistole, wenn sie einmal aufgetaucht sei, dass sie auch losgehe, und diese da könne überhaupt nicht schießen, ein Imitat, jawohl, aber gut genug, um jemanden zu erschrecken.

Vera nickte.

Weshalb hatte Paul sie sich angeschafft, seit wann besaß er sie? Genau wusste er es nicht mehr. Irgendwann in seiner Berliner Zeit, sagte er, vermutlich nachdem er auf dem Hängeboden das Geld versteckt hatte, das die Gudrun ihm zur Aufbewahrung anvertraute. Als Hüter eines Bankraubs habe er sich sicherer gefühlt, er fürchte auch: wichtiger, mit

so einem Ding in der Nähe, und es dann lange Zeit vergessen, bis zu dem Ereignis vom vergangenen Sonntag. Am Telefon habe er nichts davon gesagt, er wollte sich die Geschichte für Veras Ankunft aufheben. Doch eigentlich sei ja fast nichts geschehen, und das noch sehr schnell, deshalb lasse es sich nur schwer erzählen.

Vera drängte ihn:

- Nun sag schon.

Also, am Sonntag Nachmittag bei schönstem Wetter saß er vor dem Fernseher und sah einen Märchenfilm - in alter Zeit werden zwei Frauen vertauscht, die Königin wacht arm als Schmiedin, die Schmiedfrau als Königin und reich auf - , saß da und guckte, als er durch die offene Tür zum Gästezimmer leise Schritte hörte, Schritte auf dem Balkon. Er dachte, es sei der Untermieter, und dachte gleich darauf, der kann es nicht sein, Willi kommt doch nicht über den Balkon in die Wohnung. Er drehte den Kopf und blickte nach nebenan, dort streckte sich im selben Augenblick ein langer Schatten auf dem Parkettboden. Er sprang aus seinem Sessel auf, war mit wenigen Schritten in der offenen Tür und stand einem Fremden gegenüber. So war es, sagte Paul, aber er erzähle schlecht. Es war ein kurzer Vorfall, höchstens dreißig Sekunden. Er könne so winzige Abläufe, wirklich geschehen, nicht nacherzählen. Beim Versuch werde er das Gefühl nicht los, er laufe hinterher. So ergehe es ihm nicht, wenn er selbst etwas erfunden habe oder während des Schreibens erfinde.

- Was für ein Fremder? fragte Vera. Wie sah er aus?

- Er trug ein tomatenrotes Hemd mit kurzen Ärmeln, es kann auch ein T-Shirt gewesen sein, um den Hals eine breite Kette aus funkelndem Gold, an der ein Plättchen oder so etwas hing.

Als Paul den Mann erblickte, machte der schon kehrt und war, während Paul ihm hinterher auf den Balkon lief, über die Brüstung in den

Garten, vom Garten über den Zaun gesprungen und ging mit großen Schritten aufs Straßentor zu. Paul rief: Dreh dich um, zeig das Gesicht! Er drehte sich nicht um, Paul sah nur sein Profil. Er hatte kurze braune Haare, schien Anfang zwanzig zu sein, war nicht größer als Paul, also etwa einsachtzig, und schlank. Er ging schnell, aber er rannte nicht, damit er nicht auffiel. Er hatte helle Hosen an.

An einem der folgenden Tage zeichnete Vera den Mann aus Pauls Geschichte. Es war eine Übung in schwarzweiß, Malfarben benutzte sie in Darmstadt nicht. Dabei hätte sie die gebraucht, um wiederzugeben, wie der Fremde im Zimmer gestanden hatte, im Gästezimmer, das nun ihres war, wenige Schritte von ihrem Arbeitstisch entfernt, eine schemenhafte Gestalt in Rot und Gold und eben mal eingestiegen, weil parterre eine Balkontür offen stand. Dass Paul so emotionslos darüber sprechen konnte! Nicht das Ereignis - die Art, es zu erzählen, beschäftigte ihn. Wäre Vera Derartiges zugestoßen! Allerdings lag ihre Wohnung im Friedrichshain hoch, zweiter Stock, und einen Balkon gab es nicht. Vera zeichnete ein Gesicht mit starker Kinnpartie, niedriger Stirn, engstehenden Augen unter geraden, über der Nasenwurzel einander zustrebenden Brauen und zeigte Paul das Blatt.

- Wer soll das sein?

- Dein Einbrecher natürlich!

Paul schüttelte den Kopf. Der Mann habe ihn zwar an Zuhälter erinnert, wie man sie aus Fernsehfilmen kenne, er wirkte jedoch nicht unsympathisch, sein Gesicht konnte Paul ja nicht sehen, und hatte die Tat wohl nicht geplant, eher eine Gelegenheit genutzt. Mit rotem Hemd und dicker Goldkette geht niemand einbrechen, sagte Paul. Vera beharrte auf einer Schurkenvisage und der Unverletzlichkeit der Wohnung, einem Grundrecht!, beharrte auf Empörung, wenn schon nicht, wie doch zu erwarten wäre, Erschrecken.

Das, sagte Paul, sei ihm vor längerer Zeit widerfahren. Er habe es aufgeschrieben. Das Blatt, das er ihr damals zu lesen gab, zog er aus einer Mappe mit der Aufschrift „Traumerzählungen“, grauer Karton, weißer Aufkleber.

Vera hat die Mappe beim Ausräumen des Schränkchens gestern gesehen.

Sie stemmt sich aus dem Liegestuhl hoch. Sie wird sich etwas zu trinken holen und die Sonnenbrille. Auf ihrem Arbeitstisch zieht sie unter anderen Mappen die graue hervor, findet das Blatt, schon leicht vergilbtes Papier. Der von Paul wiedergegebene Traum stammte, das weiß sie noch, aus der Zeit des zweiten Golfkriegs, aus dem Januar oder Februar 1991 also. Ganz vergessen hatte sie, dass er geschrieben war, als habe Paul ihn als Friseur geträumt und gleich am nächsten Tag einem Kunden erzählt:

Ich saß allein vor dem Fernseher, es war noch nicht Mitternacht, begann er, und hörte zu, wie Experten ein Gespräch führten, es ging um den Einsatz europäischer Reserven an der Golffront, als es plötzlich an der Tür in meinem Rücken klopfte. Gleichzeitig war mir so, als hätte es schon länger geklopft, nur hatte ich es nicht gehört. Überrascht schien ich mir nicht. Ich drehte mich in meinem Sessel um und rief „Herein“, und nun betraten vier oder fünf Personen mein Zimmer und blieben im Halbkreis vor mir stehen. Ich erinnere mich, dass ich zuerst ihre Schuhe betrachtete, vielleicht deshalb, weil ich ziemlich tief saß. Beschreiben könnte ich sie trotzdem nicht. Als seien die Fremden barfuss hereingekommen, aus Höflichkeit für meinen Teppich. Alle sahen erschöpft, abgerissen und ziemlich unterernährt aus, arme Teufel sozusagen, aber in gewisser Weise schauderhaft stolz. Und gerade das hat mich sehr unangenehm berührt. Sie taten, als sei es selbstverständlich, bei mir einzutreten. „Wir ziehen jetzt bei Ihnen ein“, sagte einer, „nachts ist Platz ge-

nug in Ihrem leeren Laden.“ Ich antwortete: „Bitte, wie viele und welche Personen, im Damensalon stehen fünf, im Herrensalon zwei Bedienungsstühle bereit, einfacher Haarschnitt sechzehn Mark, teuer bin ich nicht“. Und als ich gesprochen hatte, fand ich meine Antwort fabelhaft, so überzeugend, dass mir jeder von ihnen beschämt hätte zunicke müssen. Ich lächelte deshalb, als hätte ich keine Angst. „Wir bleiben und schneiden selbst“, sagte darauf jemand, nicht etwa zu mir. Es hörte sich an wie eine Entscheidung, die ohne mich gefunden worden war. Und erst jetzt, fragen Sie nicht weshalb, fiel mir auf, dass alle bewaffnet waren. Kalaschnikows und etwas wie Mauserpistolen hingen ihnen von den dürren Schultern, als sei es altes Kinderspielzeug. „Wir stehen hier schon viel zu lange rum“, sagten sie, und einer oder alle griffen nach unseren Waffen und zielten auf meine Brust. Tatsächlich spürte ich unter den Rippen plötzlich einen Stich. „Das war aber meine Wohnung“, rief ich, dachte noch daran, den Fernseher auszuschalten, und wachte auf.

Im letzten Augenblick ist mir nichts Besseres eingefallen als zu merken, dass ich träume. Als ich aufgewacht war, hat mich lange beschäftigt, weshalb ich meine Gäste überhaupt verstanden habe. Ich meine, auch im Traum kann ich nicht erwarten, dass jeder, der bei mir anklopft, deutsch spricht. Oder können Sie sich vorstellen, Ausländer lernen unsere Muttersprache, ehe sie in Ihren Träumen auftauchen?

Vera legt das Blatt zurück in die Mappe. Beim Lesen kam ihr in Erinnerung, dass Paul Kunde im Frisiersalon Redel war, dass Herr Redel einem örtlichen Faschingsverein vorstand und der Fasching, hatte Paul ihr berichtet, im Jahr des Golfkrieges ausfiel, das gute Faschingsgeschäft des Salons gleich mit.

In Friseursgestalt erzählte Paul sich seinen Traum und nannte die Hereingekommenen, die ihn umzubringen drohten, schließlich seine Gäste. Das verstehe wer will, denkt Vera. Seinen Schrecken aber hat sie gespürt.

3.

IHM fehle es eben an Sorgfalt und Liebe für die Nachbildung dessen, was tatsächlich geschehen sei, sagte Paul, vermutlich deshalb langweile ihn Proust.

Die Stimme, die ihm antwortete, kannte Vera nicht. Sie war gerade von Besorgungen zurückgekehrt, stand noch im Flur, als sie durch die offene Wohnzimmertür Pauls Worte hörte, einen der ihr vertrauten Aussprüche über das Schreiben, darauf eine Erwiderung, in der vom Erbe des Kahlschlags die Rede war, von Pauls verbiestertem Verharren im Geist der fünfziger, sechziger Jahre und einer Jungmännerarroganz, die einem Ruheständler schlecht zu Gesicht stehe.

- Ja, könntest du auf ein beachtliches Werk verweisen, lieber Bruder, schloss die fremde Stimme.

Viel Ähnlichkeit mit der von Paul hatte sie nicht, hatte auch der Mann nicht, der unter dem Ölporträt der Hofopernsängerin Pauline, einer Winnesberg-Ahnnin aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert, der an der rechten Hand der Daumen fehlte, in einer Ecke des blassroten Samtsofas saß, von der morschen Mitte wegdirigiert wie jeder nichtsahnend Platz nehmend einsinkende Besucher von Paul.

Hermann, der Lektor, war kurz entschlossen aus Frankfurt herübergekommen, weil sich etwas ergeben hatte, das es während der Messe eigentlich nicht gab: eine Lücke in seinem Terminkalender. Und auf den

Stehempfang beim Börsenverein konnte er verzichten, so blieben ein paar Stunden für den Abstecher nach Darmstadt.

Paul hatte Kaffee aus der Maschine serviert, die großen bunten Frühstücksbecher standen auf dem Mahagonitischchen. Er trug ein frisches Hemd. Er wirkte ausgeruht und froh.

Er stellte Vera dem Bruder vor: Deine ehemalige Berufskollegin aus Ostberlin.

Ihr ehemaliger Verlag war Hermann ein Begriff. Er erinnerte sich sogar an den Messestand seinerzeit:

- Reisebücher und Biographien, sorgfältig ausgestattet, ein paar Kunstbände auch, nicht wahr? Am Stand eine dunkelhaarige attraktive Frau, die wunderbar lachen konnte.

- Edith Graupner, unsere Ökonomin.

- Ja, das sei nun alles Schnee von gestern, leider oder zum Glück, sagte Hermann und erkundigte sich nach Veras Tätigkeit jetzt.

- Keine, sagte sie. Zwei Umschulungen, aber weder im Versandbuchhandel noch im Vertrieb von Schulbüchern könne man sie brauchen. Sie habe jedoch Aussicht auf eine ABM-Stelle in der Redaktion einer Literaturzeitung, die der Luisenstädtische Bildungsverein herausgibt, in Berlin Mitte. Nicht weit von der Gegend, in der sie früher einmal gewohnt habe.

- Schön, sagte Hermann und wandte sich wieder Paul zu. Er zählte auf, wem von den alten Bekannten aus Zeiten der Gruppe '47 er diesmal in Frankfurt begegnet war, wer sich nach Paul erkundigt hatte.

- Du siehst, ganz vergessen bist du nicht. Allerdings, wenn sie mich fragen, ob du noch schreibst... Bist du eigentlich mit deiner Science-fiction-Geschichte weiter gekommen? Und meinen Ratschlägen gefolgt? Du hast, wie es deine Art ist, dich nie dazu geäußert, ich weiß auch nicht mehr, was ich dir damals gesagt habe, vor Jahren, als du mir die ersten

Kapitel zum Lesen gegeben hast, sie erschienen mir ziemlich abgedreht, glaube ich.

Paul nickte: Weniger Gerede, mehr Handlung! Die Liebesgeschichte mit Tiri ausbauen. Und lass das Astronautenlatein, besinn dich auf deine Anfänge. So ungefähr.

- Sie müssen wissen, sagte Hermann zu Vera, mein Bruder wurde nach seinem Prosadebüt Ende der fünfziger Jahre als eine der großen Hoffnungen einer neuen gesellschaftskritisch realistischen Literatur in Deutschland gehandelt!

- Ich muss dem Realismus vorhalten, wie er lügt, sagte Paul.

- Mit dem Roman aber, den er jahrelang mühsam fortgeschrieben hat, ist er vor der illustren Gruppe durchgefallen und hat das umfangreiche Manuskript verbrannt. An die tausend Seiten vernichtet!

- Glaub ihm kein Wort, sagte Paul, er übertreibt auch in diesem Fall gewaltig. Ich habe meine gesammelten Blätter ungezählt der städtischen Müllabfuhr anvertraut. Gebrannt hat nichts. Und wenn, hätte Hanna darauf eine Suppe gekocht, die keiner von uns auslöffeln konnte.

Vera, die immer noch hinter Pauls Sessel stand, wie auf dem Sprung nach nebenan, in ihr Zimmer, beugte sich ein wenig vor, plötzlich voller Argwohn, und atmete tief durch die Nase ein. Paul hatte seinen Kaffee mit Whisky versetzt.

Hermann zog einen Vergleich zwischen heutigen Literaturwettbewerben und den Tagungen der Gruppe '47, diesen Tribunalen, sagte er. Die Sitten seien inzwischen milder geworden, die Marktbedingungen freilich härter.

- Schauerhaft war nur die halbe Stunde auf dem Stuhl, sagte Paul. Mein Mund war plötzlich ganz trocken, ich musste die Lippen belecken und den Gaumen, damit ich überhaupt noch ein Wort hervorbringen konnte. Während ich leckte, fiel mir Eichmann ein, den wir uns auf

dem Bildschirm angesehen hatten bei seinen Vernehmungen 1961 und der nach jedem Satz seine Ober- oder Unterlippe ausbeulte. Ich dachte, jetzt siehst du aus wie Eichmann.

- Hattet ihr damals schon einen Fernseher? Hermann sah auf seine Uhr: Was er jetzt sehr zu schätzen wüsste, wäre ein Abendessen in dem sardischen Restaurant um die Ecke. Ihr seid eingeladen.

Vera saß neben Paul, schräg gegenüber von Hermann, der schnell aß und schnell sprach, die Geschichte des Familienbetriebes in Königsee rekapitulierte, den Dieter, der jüngste Bruder, von der Treuhand zurück-erworben hatte. Mit achtzehn Mitarbeitern produzierte er wieder Porzellan für Kinder in der nunmehr ältesten Kinderporzellanfabrik in Europa, sagte Hermann.

- Du hast ausgelassen, dass unser Urgroßvater, der als junger Goldschmied bis nach Konstantinopel gewandert ist, zunächst Mokkaheber hergestellt hat, sagte Paul. Noch vor dem Ersten Weltkrieg brach aber der Export in den Orient zusammen. Zugleich war das die Geburtsstunde des Spielservice für Kinder. Der Urahn saß inmitten seiner kleinen blanken Becher, die keiner kaufen wollte, und grübelte vor sich hin, bis ihm der Henkel einfiel, so kann es gewesen sein.

Pauls Beiträge zum Gespräch nahm Hermann mit leichter Ungeduld entgegen. Vom großen Bruder ließ er sich seit langem nichts mehr sagen. Dessen Überlegenheit war Geschichte, jetzt konnte man nur hoffen, dass er sich nicht betrank.

Die Kellner hatten erfasst, wer am Tisch das Oberhaupt gab: der grau-melierte Herr im dunklen Anzug und schwarzen Rollkragenpullover. Hermann stellte sachkundige Fragen nach der Zubereitung der Gerichte, er kannte sich mit Weinen aus, italienische Namen sprach er so, dass es italienisch klang.

Paul mit aufgerollten Hemdsärmeln studierte bedächtig, gelegentlich stirnrunzelnd die Speisekarte. Seinen Standardwunsch nach einer Karaffe Hauswein, weiß, hatte Hermann zugunsten einer besseren Wahl abgebogen.

Wenn die beiden über ihre Halbbrillen hinweg Blicke wechselten oder eine Seite umschlugen, entdeckte Vera doch Ähnlichkeiten.

Auf Anhieb sehe man ihnen die Verwandtschaft nicht an, Paul komme nach dem Vater, er hingegen ganz nach der Mutter, erklärte Hermann und strich sich über das leicht gewellte, drahtig dichte Haar.

- 1950, sagte Paul, warst du Tischtennismeister der Jugend in Mittelfranken. Kannst du uns heutzutage nichts erzählen, nichts von deinen Autoren, von ihren Büchern?

Hermann winkte ab. Er sei froh, wenn er den Betrieb und diesen Haufen Persönlichkeiten mal vergessen könne.

- Sie alle, wenn ich mich auf die Männer beschränke, trinken zu viel, haben meistens kein Glück mit den Frauen, werden zu wenig verehrt, schlecht bezahlt und in der wahren Bedeutung verkannt. Den Kollegen neben sich werden sie erst ertragen können, wenn er tot ist, sagte er und im gleichen Atemzug: Weißt du noch, wie wir mit Rucksäcken in unser Haus geschlichen sind, als die Amerikaner drin waren, wie wir im Obstkeller Weckgläser eingepackt haben? Eines war plötzlich offen, ich habe auf dem Steinboden gesessen und Erdbeeren aus dem Glas gefischt, dir habe ich auch welche angeboten. Und du? Du hast mit deinem Taschentuch meinen Mund abgewischt gerade in dem Augenblick, als meine Hände mit dem Rucksack beschäftigt waren und ich mich deshalb nicht wehren konnte!

Die Geschichte kannte Vera, genau so hatte Paul sie erzählt.

Er lächelte und nickte.

Vera erwartete, dass jetzt das Mädchen aus dem Nachbardorf auftauchen würde, von dem es hieß, der Werwolf habe ihm den Kopf gescho- ren, und die Sache mit der verschütteten Milch. Wie sich Hermann auf dem Rückweg von der Molkerei mit einem Klassenkameraden geprü- gelt, wie er gerufen hatte, auch mit einer ganzen Kuh auf dem Buckel werde er mit Heinz Gunkel fertig, wie sie dann den Rest der Magermilch mit Wasser verlängert hatten, die Mutter merkte es natürlich. Sie schlug sich mit der Hand gegen die Stirn, dass es klatschte: Unsere Milch!

Ich weiß nicht, wie wir morgen satt werden, ich weiß nicht, was ich euch auf den Tisch stellen soll, ich weiß es nicht, und du verschüttetest unsere Milch! So hatte Vera es behalten und dass Paul weiter erzählte, wie Hermann sich verteidigte: Es sei doch nur ein kleiner Schluck aus der Kanne geschwappt. Ein kleiner Schluck! rief die Mutter. Und weshalb? Was geht es dich überhaupt an, wenn dir jemand Nazi nachruft? Dein Vater ist gemeint, ich bin gemeint, du bist noch viel zu klein. Du bist ja zu klein für eine jämmerliche Kanne Milch!

Hatte Paul erzählt und würde es jetzt wiederholen, erwartete Vera...

Er aber saß in sich gekehrt da, kaute gründlich, trank nur wenig von dem Wein, den Hermann ausgewählt hatte, Rotwein bekomme ihm nicht, sagte er, versuchte irgendwann noch einmal, das Gespräch auf die Literatur zu bringen, gab es auf und schwieg standhaft zu Hermanns Ermunterungen, sich am Bericht familiärer Begebenheiten zu beteiligen.

Kurz nach dem Essen, das Hermann mit gedämpfter Stimme beur- teilte: Gut gemeint sei leider auch in der Gastronomie das Gegenteil von gut, brachen sie auf. Hermanns Auto stand in der Nähe. Paul und Vera winkten, als er hupend losfuhr. Sie warteten, bis die Rücklichter zwei rote Punkte in der Dunkelheit, dann nicht mehr zu erkennen waren auf der schnurgeraden Wiesenstraße, die aus der Stadt hinaus zur Au- tobahn führte. Sehr schnell war Hermann entschwunden, vielleicht aus

Gewohnheit ein Raser. Eilig hatte er es, zurückzukehren zum Messebetrieb mit den lästigen Autoren und ihren Büchern.

- Dein Lieblingsbruder! Vera wandte sich zum Gehen.

- Würdest du mir jetzt einen Gefallen tun? fragte Paul.

- Jeden!

- Dann komm mit. Einträchtig wanderten sie zur nächsten Tankstelle und kauften zwei Flaschen Weißwein aus dem Kühlregal.

Auf dem Weg nach Hause sagte Vera zu Paul: Glaub mir, du wärst der bessere Lektor geworden.

- Vermutlich, sagte Paul. Oder war es umgekehrt?

Wahrscheinlich, denkt Vera, hatte Paul gesagt, er wäre wohl der bessere Lektor geworden, und sie hatte geantwortet, das glaube sie ihm aufs Wort.

4.

IN dem Stilleben aus Papier gerät etwas in Bewegung, als sie die Mappe mit den „Traumerzählungen“ wieder ablegt, es rollt davon und leuchtet auf in der Sonne und ist unter allen Gegenständen auf ihrem Arbeitstisch der erstaunlichste, von einem Fensterbrett in Pauls Wohnung hierher gelangt wie auf eigene Faust. Nicht im leisesten kann Vera sich erinnern, dass sie die Kugel mitgenommen, sie im Schrank mit den tiefen Fächern eingeschlossen hat. Aber an welcher Stelle der Straße, die zum U-Bahnhof führt, sie die Murmel aufgehoben hatte, weiß sie genau, und wie es dazu kam, ist ihr gegenwärtig, als geschehe es eben erst.

Ein Schatten plötzlich, als sei am blanken Himmel eine Wolke erschienen, im gleichen Augenblick abgestürzt, im Fallen dichter und schwerer, ein dunkler Sack geworden, der sich entfaltet, ausbreitet, mit ausgebreiteten Armen herabsegelt, gleich aufschlagen wird, zwei, drei Meter vor ihren Füßen. Stocksteif, mit geschlossenen Augen steht sie da. In der nächsten Sekunde wird sie hören, was sie noch nie gehört hat. Die Sekunde dehnt sich, sie hört ein Auto vorüberfahren, hört Hundegebell, hört, wie der Wind durch Laubkronen streicht und Kastanien auf das Pflaster prasseln, nichts sonst. Sie öffnet die Augen. Schräg vor ihr liegt ein großes dunkelbraunes Jackett und streckt einen Ärmel an den Rand des Gehwegs. Sie sieht hoch. Auf dem Sims eines Fensters, auf der Brüstung eines Balkons muss der Mann hocken, der seiner Jacke folgen wird. Den sollte sie auf der Stelle anschreien, damit er zurückschreckt. Oder ganz falsch? Würde ihr Schreien ihn erschrecken, und er ließe los? Woher hat sie noch Zeit zum Überlegen? Wieso entdeckt sie ihn nirgends? Gelbe Hauswand, da und dort ein offenes Fenster, leere Balkone vom ersten bis zum vierten Stock. Sie hebt das Jackett auf, vorsichtig, der ausgreifende Ärmel reicht dicht an einen Hundehaufen, und sieht etwas Kleines, Glänzendes aus dem Inneren des Stoffes sich lösen, über das Pflaster rollen. Gern würde sie hingehen, es aufheben, aber das Jackett hindert sie, das sie hoch hält, als müsse sie es feilbieten. Wenn schon der Eigentümer es nicht zu vermissen scheint, es womöglich in einem Anfall von Wut oder Überdross oder Spaßvogellaune schwungvoll entsorgt hat, könnte doch zufällig ein Interessent auftreten und ihr das Ding abnehmen, bevor sie zum Kleiderständer erstarrt, zur Menschenattrappe, deren brauner Behang im Wind schaukelt, während wenige Kilometer südwestlich unter schrillen Pieptönen die Automatiktüren des Zuges sich schließen, für den sie mit der Fahrkarte eine Platzreservierung erworben hat. Niemand wird es haben wollen, ein abgenutztes Kleidungs-

stück, das muffig riecht. Wohin damit. Vera steht hilfeschuchend still mit ausgestrecktem Arm, da öffnet sich in der gelben Hauswand das Tor. Heraustritt eine junge Frau mit Kopftuch, sieht kurz um sich, kommt, ein steifes Bein energisch vorschwenkend, auf Vera zu, nimmt wortlos die Jacke entgegen, dann kehrt sie in eilig gemeintem Tempo zurück und ist hinter dem Holztor verschwunden, das mit leisem Nachdruck ins Schloss fällt. Der Laut setzt die Zeit wieder in Bewegung. Vera lässt die leere Rechte sinken. Sie besinnt sich auf den kleinen glänzenden Gegenstand, versenkt ihn in der Manteltasche und hastet, fast rennt sie, mit ratterndem Koffer die Straße hinab. Jetzt darf nichts mehr sie aufhalten. Nur vorwärts, schnell. Auf der Rolltreppe im U-Bahn-Schacht spürt sie den Wind, hört sie das Geräusch eines einfahrenden Zuges. Sie reißt den Koffer hoch, läuft die hohen Metallstufen runter und wagt erst, als sie sitzt, ihr Atem sich beruhigt, das Zittern in den Beinen nachgelassen hat, auf die Uhr zu sehen. Sie wäre auch mit der nächsten Bahn noch rechtzeitig am Ziel. Du hast einfach kein Zeitgefühl, sagte Frank immer, es war sein häufigster Satz während ihrer Ehe. Für eine Zeit, die sich verhalte wie ihre, hatte Vera erwidert, könne man kein Gefühl entwickeln. Oft ein Nachteil. Auch vorhin. In ihrer Hast hat sie versäumt, am Schau- fenster der kleinen, düsteren Galerie stehen zu bleiben, vor deren eisig blauem Hintergrund verwegene und abartige Plastikgeschöpfe aus der Hölle, vom Blocksberg oder dem Meeresgrund zu sitzen pflegen, meist paarweise, wie zu einer Plauderei dort eingetroffen oder zum Austausch der rätselhaften Dinge, die sie in ihren Klauen, Schößen, Schlünden und Fangarmen mitgeführt haben. Entschlossen hätte sie in der Konstellation dieses Morgens erblickt, unter welchem Vorzeichen ihre Reise steht, wäre die Zeit nicht dazwischengefahren mit diesem braunen Jackett und einer marmorierten Glaskugel, die zum Omen nicht taugt.

Zwischen Daumen und Zeigefinger hält Vera die Kugel hoch gegen das Licht, das der kompakte kleine Glaskörper schluckt und schluckt, seine Honigfarben sättigt er, undurchsichtig wie zuvor. Was hatte sie aus den Schlieren, dem winzigen Loch in seiner Haut herauslesen wollen, wozu überhaupt ein Vorzeichen gesucht, damals? Wo sie doch einem Vorsatz folgte, alles ablaufen ließ wie eine Handlung mit klarem Ziel. Den Entschluss fassen, unverzüglich die Fahrkarte kaufen, packen und am nächsten Morgen los. Kein Anruf vorher, damit keine Frage, kein Wort von Paul sie aus der Bahn brachten. Hinfahren und Schluss machen. Sie sagte es sich vor, während sie Kleidung zusammensuchte und wie gewohnt ein Geschenk für Paul verstaute, etwas, das sie ihm jedes Mal mitbrachte. Sie sagte sich den Vorsatz vor, bis er jede Vorstellung vom Geschehen, jedes mitschwingende Gefühl verdrängte. Ein unaufdringlicher Begleiter wurde er. Seinetwegen behielt sie Einzelheiten aus den fünf Stunden einer wie oft schon und jetzt, so wollte sie es, zum letzten Mal unternommenen Reise, die, bis Frankfurt wenigstens, ungestört von Abschiedsgedanken verlief.

Der Zug ruckelte und schaukelte nicht, seine Geschwindigkeit war kaum zu spüren, langsam zog die Felderlandschaft vorbei, langsam glitten Wolkenschatten über braungrüne Flächen, langsam kam und ging die Sonne. Im Wagen war es still. Leicht nach hinten geneigt, die Füße auf der verstellbaren Stütze, genoss Vera die Bequemlichkeit des Sitzens wie eine ihr persönlich zugeordnete Fürsorge. Waren es Holzbänke damals? Gegen Ende der fünfziger Jahre, als sie in einem Interzonenzug zum ersten Mal in den Westen fuhr. Im Sommer, das Fenster war heruntergezogen, ein hellbrauner Vorhang flatterte im warmen Wind, der manchmal nach Ruß roch. Da sind ihre Knie, die baumelnden Beine, weiße Söckchen und dunkelbraune Sandalen. Sie hatte die Hände

auf den Sitz gestützt, den Oberkörper vorgereckt, unentwegt aus dem Fenster gesehen. Auf dem Platz gegenüber ein älterer Mann in Reichsbahnuniform, dessen Obhut die Mutter sie anvertraut hatte, damit er ihr sagte, wann Göttingen kam, wo sie aussteigen musste. Keine Erinnerung an ein Gespräch mit ihm, an ihr Gepäck, die Dauer der Fahrt, an Aufregung oder Angst bei der Kontrolle an der Zonengrenze: Zu wem sie fahre und weshalb? Beklommenheit vor der Ankunft, ja. Ob die zur Cousine erklärte Brieffreundin auch da sein würde, sie abzuholen. Sie wusste nicht, wie Ulrike aussah, erblickte auf dem Bahnsteig eine Frau, die weiße Handschuhe trug, neben ihr ein Mädchen in einem rosa gestreiften Kleid, das sie sofort bewunderte. Die Arzttochter Ulrike und ihre Mutter, natürlich, das passte. Aber die beiden erwarteten nicht sie, die Frau winkte mit hochgereckten Armen irgendwem hinter Vera zu, ließ die Hände flattern wie Täubchen aus dem Zauberzylinder. Ulrike stand an der Treppe, hob lässig die Rechte. Wieder etwas Weißes. Ein Verband um das Handgelenk. Prima, da bist du ja! Kein Zögern, keine Vergewisserung. War sie gleich zu erkennen, weil man ihr ansah, wo sie herkam?

Sie fand, dass Ulrike überhaupt nicht westlich wirkte, auch das Haus der Familie und Ulrikes Schwestern nicht, die Mutter schon gar nicht, die nie auf die Idee gekommen wäre, ihre selbständige Tochter zum Bahnhof zu begleiten, um ein fremdes Mädchen abzuholen und sich deshalb mit einem eleganten Kostüm und Handschuhen auszustaffieren, wo sie höchstens welche aus Gummi benutzte bei der Hausarbeit oder wenn sie ihrem Mann in der Praxis half. Vera war im Westen und bekam ihn nicht zu sehen. Nicht in Göttingen oder während der Busfahrt in den Schwarzwald oder im evangelischen Jugendheim dort. Nur einmal, bei einem Ausflug an den Titisee, als sie in einem Café auf der Terrasse saßen. Blauweiße Sonnenschirme, auf den Eisbechern Berge von Schlag-

sahne, ringsum Pastellfarben, Lederschuhe mit Kreppsohlen, die Röcke und Hosen aus einem Stoff, den man nicht zu bügeln brauchte, und am Nachbartisch Zwillinge, die aussahen wie das doppelte Lottchen. Kein Kinobesuch, kein Kaufhaus in den langen zwei Wochen, Lieder und Bibelgeschichten, die sie von zu Hause kannte. Sie hatte Heimweh und ein schlechtes Gewissen deshalb. Sie sollte es gut haben mit guten Menschen, sich erholen bei gesunder Kost, in reiner Luft. Der Schwarzwald war schon etwas Besonderes, sie wusste es aus dem Märchenfilm „Das kalte Herz“: hohe Tannen, geheimnisvolle Täler, Häuser voller Schnitzwerk und Kuckucksuhren. Ihre Unterkunft aber – ein schmuckloser Flachbau, der völlig aus ihrem Gedächtnis verschwunden wäre, besäße sie nicht das kleinformatige Bild mit gezacktem Rand. Es zeigt eine helle Hauswand, den Windfang der Eingangstür, daneben auf einer Bank ein mageres Mädchen mit zerzausten Haaren, das eine junge Katze an sich drückte. Unter der Lupe erkannte Vera eine unkindlich lange Nase und Augen, die vor Überraschung weit geöffnet waren, während der Mund sich schon zum Lächeln verzog. Sie hatte in Kästen und Alben nach weiteren Fotos gesucht, sich gewünscht, die wundergläubige Betreuerin Sigrun wiederzusehen, Ulrike und die anderen aus der Gruppe, das nahe Gehöft, von dem Milch und Butter und unverständliche Sätze in Alemannisch herkamen, aber nichts fand sie außer dem Schnappschuss, der eine Grimasse festhielt. Ob man sie allein oder jede von ihnen mit dem Kätzchen fotografiert hatte? Vera erinnerte sich an das Tier so wenig wie an den Augenblick der Aufnahme oder an Sigrun mit Fotoapparat und zugekniffenem Auge. Alles wie nie gewesen, aufbewahrt nur der Anblick einer sattgrünen Wiese zwischen bewaldeten Hängen, schwarz im Abendlicht, ein Sichelmond, das Empfinden von aufsteigender Kühle und himmelhoher Stille nach dem Verklingen der Herdenglocken fern unten, andächtiges Alleinsein.

Sommer für Sommer, in den ersten Jahren nach der Wende, verschob Vera eine Fahrt in den Schwarzwald. Alles Mögliche kam dazwischen und immer die Ahnung, dass man an Orte zurückkehren kann, nicht an deren Inbild.

Auch darüber hatte sie mit Paul geredet, der jahrzehntelang die Reise in seine Thüringer Heimat standhaft angstvoll vermieden hatte und schließlich doch unternahm.

Über Erinnerungen war sie irgendwann eingeschlafen, Göttingen verschlief sie und Kassel auch. In Fulda war es mit der Stille vorbei. Eine Männergruppe stieg ein, bepackt und stimmstark, entschlossen zur Verbreitung guter Laune. Vera hörte Lachen, später Volkslieder, mehrstimmig, die zahlreichen Strophen textsicher vorgetragen. Niemand protestierte, auch Vera ließ sich einnehmen vom Gesang und summete bisweilen mit. So verging die Fahrt bis Frankfurt. Dort stieg Vera um, dort stiegen die Sänger aus. In Wetterjacken, Schirmkappen und karierten Hüten standen sie auf dem Bahnsteig, sie bildeten einen Kreis um ihr Gepäck, sie bereiteten sich auf ein Ständchen zur Begrüßung der Stadt vor. Als Vera dann im Tunnel der Stimmen und Geräusche, der alles übertönenden Lautsprecheransagen, der Bahnhofsmusik nur schwach und doch den gewöhnlichen Lärm durchquerend den Männerchorgesang vernahm, am Melodiefetzen sogleich das Lied erkannte, blieb sie stehen und drehte sich um, als habe ihr jemand etwas hinterher gerufen. Sie konnte ihren Ohren schon trauen, in der Ferne sangen sie „Das Lieben bringt groß Freud“.

Bei dieser Ankunft erwartete sie niemand. Für andere das Entgegenlaufen, die Umarmungen. In der Menge der Täglichfahrer und Berufsreisenden stieg Vera eine Holzterasse hoch, die nach Wald roch. Sie sah, dass die ersten Bahnsteige ihre neuen Aufgänge und Aufzüge schon be-

kommen hatten. Weiter hinten, wo sie niemals abgefahren oder angekommen war, schien noch alles beim alten zu sein. Wenn sie nach diesem Besuch nicht mehr hierher käme, nie mehr, würde der Bahnhof für sie auf immer eine Baustelle bleiben. Denkmalgeschützter Jugendstil. Darunter hatte sie sich ursprünglich etwas anderes vorgestellt als diese wuchtige Biederkeit. Überspannte Maße, Blickfang, Verspieltes. Doch immerhin, etwas hatte sie verblüfft, beim ersten Mal fast erschreckt. Auf dem Weg vom Querbahnsteig zum Hauptausgang klangen ihre unauffälligen Schritte plötzlich hämmernd laut und hohl, gleich darauf wieder normal. Es war wie ein Spuk. Sie hatte Pauls Hand losgelassen und ging zurück, marschierte unter einer kleinen Kuppel hallend auf und ab. Jetzt überquerte sie die Stelle zügig in der Menge eiliger Heimkehrer, vorwärts, dem Ausgang zu.

Einmal in einem Bahnhof die Tür aufstoßen und hinschauen über eine sonnige Ebene mit Häusern im Grünen, einem Fluss und prächtigen Alleen! Ausgebreitete Schönheit begrüßen von der Anhöhe eines Bahnhofs, dessen Tür stabförmige Griffe hat, kurzer Druck mit beiden Händen, die Flügel schwingen auseinander, eine Stadt tut sich auf!

Die Türen hier hatten solche Griffe, waren aber schwer zu bewegen, ein denkmalgeschütztes Hindernis. Vera ging dicht hinter einem kräftigen Vordermann, schlüpfte mit dem Koffer durch und wandte sich nach links, wo die Taxis standen. Wenigstens das sollte sein, als habe Paul sie abgeholt, der sich als Nichtautofahrer doch jedes Mal, obwohl man mit Bus oder Straßenbahn bequem ans Ziel gekommen wäre, für das Taxi entschied. Es gehörte wie Wein und Whisky, Sammlerbriefmarken und die teuren Markenschuhe zu den Ausgaben, die er sich trotz seiner fundamentalen Sparsamkeit leistete, weil sie Gewohntes fortsetzten, das einen Schimmer von Luxus nicht verlor.

Den Augenblick mochte Vera besonders, wenn sie und Paul hinten im Wagen Platz nahmen, wenn Paul seine Adresse sagte, meistens mit dem Zusatz: Von der Wiesenstraße links ab, bitte, und die Fahrt ging los durch langweilige Stadt, dann hinein in Pauls gediegenes Viertel mit den alten Häusern nahe vom Park, in dem sie morgens laufen würde. Gute Zeit lag vor ihr, die ersten Tage bei Paul waren immer voll Freude und Genuss, so kannte sie es, und die Taxifahrt, während der sie wenig sprachen, Hand in Hand eng bei einander saßen, machte den Beginn.

Sie sagte dem Fahrer ihr Ziel. Sie fuhr vorbei an Häusern, die sie schon oft gesehen hatte, zu denen ihr in der ersten Zeit ein alter Ausdruck eingefallen war: null acht fünfzehn. Was immer das ursprünglich hieß, so hatte man hier gebaut, nachdem die frühere Stadt zerbombt war und viel Neues hermusste, schnell, zweckmäßig und kostengünstig. Es sah immer noch besser aus als die damaligen Bauten im Osten, unbestreitbar. Aber was sollte nun das ewige Vergleichen? Sie für die etwas soliden ausgefallenen Notlösungen einnehmen, wenn mehr nicht zu haben war? Wenn die kleinen Märchenschlösser dieser jugendlichen Architekten von einst und die bunte Russenkirche, der Hochzeitsturm, der Rosengarten und das hochgelegene Bauernfeld, zu denen Christian und Irma sie bei ihrem ersten Besuch geführt hatten, eben die Sehenswürdigkeiten waren, die man Fremden hier zeigte, und nicht, wie in Veras Vorstellung, nur Teil einer weit und vielfältig sich fortsetzenden Schönheit, die den Reisenden umfängt, sowie er aus dem Bahnhofsportall tritt. Wo gibt es das denn. Als habe die Wirklichkeit sie gekränkt, kannte sich Vera noch nach zehn Jahren in der Stadt nicht aus. Sie kannte, was Paul kannte, der sich für den Ort, an dem er nur vorübergehend bleiben wollte, nie interessiert hatte. Es genügte das Viertel. Und das Viertel hatte ihr gefallen von Anfang an.

Jetzt spürte sie beim Anblick der grauen neugotischen Kirche, der alten Stadtvillen hinter verwildertem Gesträuch und rostigem Schmiedeeisen, der tapferen Eckläden, der gemächlichen Radler und Roller im Sonnenschein, während sie schon durch die Wiesenstraße fuhren, vorbei an Pauls Stammkneipe, und sie „an der nächsten Ecke links ab, bitte“, sagte, doch ihre Aufregung und Beklommenheit, dann, als sie die offene Balkontür erblickte, ein jähes Gefühl von Heimkehr, von Erwartetsein.

Aus dem Hausflur links drei Stufen hoch. Das hölzerne Klingelbrett, an dem Pauls Name und darunter, für alle Ewigkeit, der Name von Andrea stand. Es war still im Haus. Aus Pauls Küche hörte Vera das Röcheln der Kaffeemaschine. Die Klingel am Brett war längst außer Betrieb. Knapp daneben zwei weiße, völlig gleich aussehende Schalter, einer davon für das Treppenlicht. Veras Druck auf die untere Fläche weckte einen schnarrenden Ton. Durch das Mattglas der Wohnungstür sah sie, wie am Ende des Korridors Paul erschien, einen Augenblick seitlich gedreht, mit geneigtem Kopf an der Schwelle vor seinem Arbeitszimmer anhielt, um in die Pantoffeln zu fahren, dann näher kam mit Schritten, denen sie nicht anmerkte, ob er ihre Silhouette erkannt hatte. Paul öffnete und blieb an der offenen Tür stehen, Vera auf der Fußmatte, sie standen da und lächelten, Paul auf die Art, die Vera einmal thüringisch erfreut genannt hatte, und sie vielleicht verlegen, das Lächeln dauerte. Schließlich sagte Paul: Da bist du ja, als sei sie soeben aus einem Versteck hervorgekommen. Dann war sie in der Wohnung, die Tür fiel zu. Paul hielt Vera an sich gedrückt, er streichelte ihren Rücken, ein bisschen schluchzen musste sie jetzt doch, wollte aber etwas Leichtes sagen und erinnerte sich an das Geschenk in ihrem Koffer.

- Ich habe gedacht, sagte sie, du könntest wieder Ostzigaretten brauchen.

5.

MIT ihrer Sonnenbrille und dem Glas Wasser, das sie beim Lesen der Traumerzählung am Tischrand abgestellt hat, geht Vera zurück auf den Balkon, hebt dort das dicke, weiß gebundene Heft, Pauls Alterstagebuch, vom Boden auf und beginnt zu blättern.

Jener Fahrt im Oktober, die nach ihrem Vorsatz die letzte hatte sein sollen, war ein Jahr vorausgegangen, das Vera als Zeit der Zermürbung und Auflösung in Erinnerung geblieben ist, ein Jahr, in dem Paul sich in Selbstbeobachtungen verschloss, seinen Körper verdächtigte und von Ärzten prüfen ließ, von nichts anderem mehr reden konnte, genau dies nicht wollte und daher immer weniger sprach. Fragen nach seinem Zustand wich er aus, aber nur dieser Zustand beschäftigte ihn noch. Gelang es einmal, ihn abzulenken, ihn für andere und anderes zu interessieren, kehrte er doch bald zu sich und den Folgen eines Geschehens zurück, das er den plötzlichen Absturz oder schlicht, als ginge es um ein allgemein bekanntes Geschichtsdatum, den zwölften August nannte.

Was da eigentlich geschehen war, blieb unklar. Seither fühle er sich anders, hatte Paul gesagt, etwa so, als wisse er noch, was ein Brot und was ein Messer ist, sei aber unfähig, mit dem Messer eine Scheibe abzuschneiden. Am zwölften August, es war ein Mittwoch, das wisse er noch, weil er vormittags Susannes Tochter im Park ausgefahren habe, während Susanne, wie an diesem Wochentag üblich, in seiner Wohnung beim Putzen war, habe er am späten Nachmittag eine kleine Flasche Doppelkorn und eine Flasche trockenen Weißwein gekauft, sich zum Einordnen von Briefmarken an den Schreibtisch gesetzt, dann gegen neun Willi, den

Untermieter, überredet, aus der Tankstelle eine Flasche Whisky zu holen.

Paul erzählte davon beim Essen, zu dem er Vera, wie es zwischen ihnen Brauch war, am Abend ihrer Ankunft eingeladen hatte.

Sie blättert, konzentriert auf die Daten, in dem dicken Tagebuch, gleichsam ohne nach links oder rechts zu blicken, um sich nicht unterwegs irgendwo fest zu lesen, und findet den Eintrag, an dem Paul mehrere Tage geschrieben hat, eine ausführliche Schilderung, die ihr den Abend im sardischen Restaurant aufruft, alles an dem Abend: Pauls Bericht, dazu sein Gesicht, die Schatten unter den Augen, das Gelbliche der Augäpfel, die Höhlung der Wangen. Und ihre ungeduldigen Zwischenfragen, ihren Unwillen: Nach Pauls Treppensturz vor sieben, der Leistenoperation vor drei Jahren nun wieder eine alles überlagernde Kranken oder Leidensgeschichte! Wieder Paul als Hypochonder.

- Das meiste von dem Whisky, den Willi aus der Tankstelle mitbrachte, trank ich vermutlich mit Milch, sagte Paul. Gegen Morgen wachte ich mit Kopfschmerzen auf, plötzlich spürte ich den Magen. Gerade konnte ich noch das Badezimmer erreichen und kotzte, auf die Wanne gestützt. Das Erbrochene war weiß wie geronnene Milch. Ich legte mich wieder ins Bett und schlief ein. Etwa gegen vierzehn Uhr kotzte ich das zweite Mal. Danach lag ich abwesend, im Halbschlaf, fast ohnmächtig bis etwa siebzehn Uhr im Bett. Dann stand ich auf und frühstückte mühsam. Fast schwebte ich über mir. Kurz nach neunzehn Uhr klingelte Bettina an der Tür. Ich tat so, als sei ich heftig erkältet, das war ich ja auch. Ich schließe nicht aus, dass ich stank. Als Bettina gegangen war, sah ich fern, ich weiß nicht was, und zog mich dann ins Bett zurück. Nachts Schmerzen im Kopf, viel Schlaf, auch an den nächsten Tagen. Manchmal dachte ich, ich bereite mich auf den Abgang vor.

- Bist du nicht zum Arzt gegangen?

- Am fünften Tag. Zu Dr. Herold. Langes Warten, kurze Behandlung. Leberentzündung, wie mein Verdacht gewesen ist, schloss er aus und schickte mich zum Neurologen. Drei Tag später war mein Termin dort.

- Und?

- Mehr als eine Stunde Warten mit zwölf anderen Patienten. Dann befestigte in einem sehr kleinen Zimmer eine Frau unter Aufsicht einer zweiten Frau um meinen Kopf eine Art Hirnhaube. Ich saß aufrecht in einem Liegestuhl, die Finger der Frau tasteten den Kopf ab und drückten Horchplättchen an bestimmten Stellen fest. Sehen konnte ich sie nicht, auch die Drähtchen nicht, die seitwärts vom Kopf in ein Messgerät hingen. Fachbegriffe fehlen mir. Endlich summte elektrischer Strom. Auf Zuruf musste ich die Augen schließen und öffnen und schließen, etwa zwanzig Minuten lang. Danach saß ich wieder im Wartezimmer.

- Was herausgekommen ist, meine ich, die Diagnose, sagte Vera.

- Spitze Hirnkurven auf einem langen Blatt Papier. Ziemlich normal, keine Spur von Schmerz, ein Blutgerinnsel links im Kopf nicht ganz ausgeschlossen, deutlich erkennbar aber erst in einer Computertomographie. Deshalb verwies mich der Neurologe an eine Fachärztin für Radiologie.

- Hoffentlich bist du hingegangen. Ich erinnere mich, wie du damals...

- Gleich anschließend. Zehn Minuten Fußweg. Etwa fünfzehn Patienten in einem großen Wartezimmer, kurz nach eins. Hinter der Theke zwei auffällig hübsche Frauen Mitte zwanzig, die Haare blond und weißblond und kurz geschnitten.

- Kannst du nicht einfach sagen, was Sache ist?

- Ich füllte einen Fragebogen aus, sagte Paul. Ich las im „Stern“, ich hatte Kopfschmerzen, ich war hungrig. Ich ging im Korridor auf und ab. Dort fragte ich einen Mann mit Armbanduhr, der auf einem Wartestuhl saß, wie spät es war. Dreiviertelzwei. Ich dachte nicht mehr nach, ich trat

vor die Theke und sagte laut: Ich kann nicht länger warten, meine Geduld ist erschöpft. Geben Sie mir einen anderen Termin oder streichen Sie mich ganz. Die blonde Frau erschrak, sie telefonierte und schickte mich in Zimmer zwei, dort würde mich jemand abholen.

- Na Gott sei dank. Sonst wüsstest du noch heute nicht Bescheid, ich kenn dich doch! Vera schenkte sich Wein nach. Es würde dauern, bis Paul mit seiner Erzählung zu einem Ergebnis kam.

- Das Zimmer war eng und klein. Seine vierte Wand schien eine zweite Tür zu sein: Radiologie – Zutritt verboten. Nach einiger Zeit öffnete sich diese Tür nach innen, ein Mann um die dreißig betrachtete mich und sagte: Ziehen Sie bitte Ihre Schuhe aus. Ich folgte ihm auf Strümpfen in einen großen Untersuchungsraum. Ich tat, was verlangt wurde. Auf einer Liege auf Rädern legte ich mich lang, ich ordnete die Hände flach auf dem Bauch, die Augen musste ich nicht schließen. Dann schob mich die Liege mit dem Kopf voran in den Apparat, der aussah wie ein eckiger Eingang ins Nichts. Über meiner Stirn strahlte ein rotes rundes Stück Kristall. Es summte, es knarzte, es knatterte. Ruckweise, ich spürte es an den Ellbogen, drückte mich die Liege tiefer in die Höhle des Apparats. Im kleinen Zimmer vor der Radiologie zog ich meine Turnschuhe wieder an. Die blonde Frau an der Theke schlug mir vor, gegen siebzehn Uhr einen Dr. Boltz anzurufen und schrieb mir dessen Nummer auf einen Zettel. Halb drei war ich in der Kneipe, an unserem Tisch am schiefen Fenster. Ich aß Strammer Max und trank zwei Glas Wein. Zuhause schlief ich für kurze Zeit. Später rief ich Dr. Boltz an: Auch diese Untersuchung zeigte mein Hirn normal, kein Blutgerinnsel links, keine Spur von Schmerz. Ich kaufte bei Plus zwei Flaschen Wein, den teuersten, den es gab, ich ging in den Garten und pflegte das Beet am Zaun, bis ich über die Hacke stolperte und anfang zu wackeln. Acht Tage mit Schmerzen im Kopf war ich nüchtern gewesen.

- Weißt du, sagte Vera, woran ich die ganze Zeit denken muss?

An meine erste Woche bei dir, im Sommer 1990. Ich glaube, wir waren keinen einzigen Abend nüchtern. Und du hast getrunken, um endlich, endlich betrunken zu sein. Erinnerst du dich? An die Nacht mit der Beinahschlägerei?

Paul nickte unsicher.

Es war klar, er erinnerte sich nicht. Veras dritter Abend in Darmstadt. Sie hörte, als sie Pauls Wohnungstür aufschloss, die Standuhr im Korridor zwei schlagen, kurz darauf das Haustor hinter Angelo Losa zufallen, der ihr zum Abschied versichert hatte, Paul werde gleich kommen, keine Sorge. Mit Angelo, einem seltenen und immer spät erst einkehrenden Gast in Pauls Stammlokal, ein Glas noch auf das unerwartete Wiedersehen, dann wollte Vera wirklich gehen. Jedoch, nach einer Eröffnungsfrage an sie als Augenzeugin der friedlichen Revolution – wohl gemerkt, Revolution in Anführungszeichen von Anfang an, sagte Angelo – unverzüglich seine Geschichtsprognose, durchweg düster. Diese Wiedervereinigung: ein unaufhaltsames Verhängnis, die Ostnation womöglich noch verklemmter als die westliche, er fragte sich, wie lange er es in Großdeutschland werde aushalten können. Vera hörte flüchtig zu, unruhig, weil Paul ihr, falls sie denn nach Hause wollte, den Wohnungsschlüssel zugesteckt hatte und irgendwo an einem fremden Tisch verschwunden war. Sie zahlte mit einem druckfrischen Zehner aus ihrem Vorrat großer Scheine, schwerer Münzen der funkelneuen Währung, die auch Frank und Gregor mit sich führten auf ihrer Tour durch die Dolomiten. Da kletterten sie ohne die bergscheue Vera, die, als es um den ersten Urlaub mit D-Mark ging, reichlich vage Frankfurt und Umfeld zu ihrem Ferienziel erklärt hatte. Doch nicht klammheimlich alleine nach Paris? Sie konnte Frank nicht ansehen, als sie wahrheitsgemäß sagte, nein, das ganz bestimmt nicht. Am Ende der zehn Tage ein

Kurzbesuch bei Christian und Irma, davor aber heimlich nach Darmstadt, wo niemand sie vermutete, auftauchen bei Paul Winnesberg, der sie unternehmungslustig durch sein Viertel führte. Durch Dunkelheit und Stille, für die das alte Wort traut wie geschaffen schien, Vera sprach es nicht aus, Paul würde sie für sentimental halten, er kannte ja nicht ihr zugiges, weitläufiges, lückenhaftes, lethargisches Berlin, das plötzlich seine Mauer losgeworden war und wie betäubt und entfesselt, verschreckt, begeistert, ahnungslos und entschlossen Geschichte stattfinden ließ, dazu außer Fassung immer wieder „Wahnsinn!“ rief. Das hatte auch Paul gehört in seinem Provinzfrieden, den er gar nicht zu schätzen wusste.

Da und dort die Butzenscheiben der Stubb und Stübl, die gläsernen Fronten der Cafés, der italienischen, spanischen, portugiesischen Lokale warm hervorleuchtend aus dem Nachtdunkel. Vera an Pauls Hand im wiedergekehrten Zauber der Laternenfeste ihrer Kindheit. Am dritten Abend führte Paul sie in seine Lieblingskneipe, das Haus mit den schrägen Fenstern. Dort trafen sie gegen Mitternacht ein. Alle Tische waren besetzt, Gäste standen mitten im Raum unter einem trägen Ventilator und um die Theke herum. Vera bestieg den einzigen noch freien Barhocker, routiniert wirkte es nicht gerade, aber wen kümmerte es. Man war mit Trinken, Rauchen, Reden ganz beschäftigt, jüngere und junge Leute von dieser westlich lässigen Art, die ihr imponierte, die Frauen langhaarig, schlank, Männer mit üppiger Mähne, schwarzes Leder alenthalben. Und aus dem Gedränge ragend, mal ferner, mal in ihrer Nähe, der braungebrannte Schädel von Paul Winnesberg, der hier, das Glas Whisky in der Hand, den Alphagast gab, das bemerkte sie schnell. Später irgendwann geriet er mit einem unscheinbaren Biertrinker, den Angelo Losa im Vorbeigehen als hessischen Kleinbürger identifizierte, in Streit. Vera rief Paul zu, er möge doch mitkommen, nach Hause, gleich. Er sah zu ihr hin, als kenne er sie nicht. Sie zahlte und ließ sich von Angelo be-

gleiten, auch wenn es nur um die Ecke war, ließ sich von ihm beruhigen: Noch scheint es, als würden sie einander gleich umbringen, aber in fünf Minuten umarmen sie sich, du wirst sehen, sagte Angelo zum Abschied. Sie blieb unruhig. Sie stellte sich vor, dass Paul blutüberströmt auf der Straße lag. Gerade wollte sie wieder hinaus, da erschien er, in bester Laune. Er holte unter seiner Jacke eine Flasche Weißwein hervor.

- Und wie du an dem Abend damals nach wer weiß wie viel Whisky einen Liter Wein getrunken hast, erinnerst du dich daran noch? Na ja, ein bisschen habe ich dir abgenommen, sagte Vera, schließlich wollte ich mit dir anstoßen auf deine Unversehrtheit. Unsere Gläser und die Flasche standen auf deinem Schreibtisch. Du hast dir irgendwann eine Zigarette gedreht, sie am Pultrand abgelegt, die Hand ausgestreckt und sie angesehen wie einen Gegner, der einfach nicht aufgeben will. Zittern sollte sie. Ich sehe noch dein Gesicht. Erbittert. Scheiße, hast du gesagt, ich werde nicht betrunken. Das hatte ich noch nicht erlebt. Dass jemand so viel vertrug und immer mehr brauchte, um endlich die Mauer zu durchstoßen sozusagen, auf die andere Seite zu kommen. Betrunken, wie ich es kenne, warst du längst. Und hast mir die Sache mit dem Revolver erzählt, oder war es eine Pistole? Mich standhaft angelogen, dabei ging es wahrlich um keine Kleinigkeit!

- Geschichten, Geschichten, sagte Paul versöhnlich.

Die Hand, die nicht zittern wollte, hielt plötzlich eine unsichtbare Pistole. Paul war wieder fünfzehn, es war Winter und immer noch Krieg. Sein Arbeitseinsatz begann im Februar 1945 und sollte einen Monat dauern. Für seine Sachen hatte die Mutter ihm einen Koffer gegeben. Der Weg vom Bahnhof Kahla zum Lager der Hitlerjugend in Bibra war weit, der Koffer schwer, sein Griff schnitt ein, der Jungzugführer wickelte sich ein Taschentuch um die Hand und heulte vor sich hin. An seine Mutter schrieb er: Morgen habt ihr nun einen schönen Sonntag, wir dage-

gen stehen um sechs Uhr auf und stampfen durch den Wald und ein Stück durch die Stollen im Berg und dann auf das Rollfeld hinauf und schippen den ganzen Tag. Einige Tage später wurde der erste Turbinenjäger aus der Fabrik im Berg hinauf auf das Rollfeld geschafft. Gauleiter Saukel, teilte Paul der Mutter mit, hielt eine kurze Rede, dann startete die Maschine mit deutscher Präzision. Unsere Arbeit ist bestimmt sehr wichtig. Mit Hacke und Schaufel tragen wir zur Entscheidung bei. Wir müssen siegen. Zehn Tage danach schrieb er, bei Fliegeralarm, in einem Stollen im Berg: Ich friere, es gibt kein Papier, meine Turnhose stinkt. Nach dem Austreten im Wald wische ich mich mit Schnee ab, das Moos ist noch gefroren. Pauls Dienststellung war erkennbar an einer grünen Schnur, die von der linken Achselklappe zur linken Brusttasche des braunen Hemdes schwang. Im Luftschutzkeller traf ich Lehrer Enders, schrieb Pauls Mutter. Er wollte wissen, wie es dir geht. Er sagte, er wünschte, er hätte seinen Arm nicht schon im ersten Krieg verloren. Er ist stolz darauf, dass nun seine ganze Klasse in Bibra im Kriegseinsatz steht. Ich bin ja auch stolz auf dich, obwohl es mir lieber wäre, du wärest schon wieder zu Hause.

Der Fünfzehnjährige führte Dreizehn- und Vierzehnjährige, Hunger hatten sie alle. Das Brot, das er aufschnitt und verteilte, war immer zu wenig, die Kohlrübensuppe kaum genießbar. Die Leitung des Hitlerjugendlagers Bann in Bibra saß in einer warmen Baracke und hatte satt zu essen. An einem Abend, es war schon finster, sei er dann, sagte Paul zu Vera, während sie im Licht der Schreibtischlampe an Pauls Stehpult lehnten und tranken, übergegangen zu der Führungsbaracke. Er wollte den Lagerleiter sprechen. Der kam tatsächlich heraus, ein junger Kerl, er roch nach Bier. Auf dem Tisch drinnen türmte sich Brot und Wurst, Paul konnte es durch die offene Tür sehen. Das alles solle an seinen Jungzug verteilt werden, sagte er, nach zehn Stunden Schippeinsatz stehe ih-

nen vernünftige Verpflegung zu. Der Bannführer lachte ihn aus. Er befahl ihm, unverzüglich auf seine Stube zurückzukehren. Da, sagte Paul und streckte zielend seinen rechten Arm vor, habe ich abgedrückt. So. Mehrere Male. Ruhige Hand, scharfer Blick, Paul der Schütze. Aber woher die Pistole? Ihr hattet doch höchstens Fahrtenmesser! Das wusste Vera aus Filmen oder Büchern über diese Zeit knapp nach ihrer Geburt, die dennoch graue Vorzeit war wie all die nichterlebten Jahrhunderte davor, da konnte Paul ihr viel erzählen. Er ließ den Arm sinken und starrte in die Februarnacht, sah im Licht aus der geöffneten Barackentür, die kleinen Fenster waren kriegsgemäß verdunkelt, die am Boden liegende Gestalt. Vera las aus seinem Blick auch den Schnee, die schwarzen Äste, das menschenleere Lagergelände. Hast du diesen Bannführer tatsächlich erschossen? Was haben sie dann mit dir gemacht? Oder ging schon alles drunter und drüber und du konntest fliehen? Ich musste doch für die Kinder sorgen, sagte Paul und machte Vera vor, wie er das Brot an seine Brust gehalten und dünne Scheiben abgeschnitten hatte. Paul! Das ist jetzt ganz wichtig, sieh mich an. Hast du diesen Mann wirklich erschossen? Ja, sagte er und nickte dazu. Dann sprach er von anderem, war für die Frau neben ihm unerreichbar und endlich doch betrunken. Halb ausgezogen fiel er ins Bett und schlief bis zum nächsten Mittag.

- Alles habe ich dir übel genommen, sagte Vera, diese Mordstory, meine schlaflose Nacht deswegen und dass du dich am nächsten Tag an nichts erinnern konntest, also nicht mal ein schlechtes Gewissen gehabt hast.

- Seit wann bist du gegen Erfindungen? Ich muss ja gut erzählt haben, sonst hättest du mir nicht geglaubt. Er wirkte müde und abwesend. Veras Entsetzen im Juli vor acht Jahren, seine Geschichte damals lagen so fern, sie hatten nichts mit dem zu tun, was ihm am zwölften August geschehen war.

6.

DIESES Datum markierte das Ende, vielmehr den Anfang vom Ende ihrer guten Darmstädter Zeit, denkt Vera, es war ja wie ein Ausbluten, ein allmähliches Erschlaffen, Erstarren, Erlöschen über ein Jahr hin. Paul war da, sie war da, die gemeinsamen Tage verliefen wie gewohnt, doch Paul steckte fern in seiner Dauerbeschäftigung mit sich selbst, und sie blickte weg, ganz eingenommen von ihrem Berliner Leben, das sie mit Neuem in Atem hielt: den Zwillingssenkeln, dem Umzug in die schöne Wohnung am Ufer. Mit einander hatten sie immer weniger zu tun. Sie konnten es sich unter dem stabilen Muster der Tagesabläufe eine Zeit lang verbergen, bis Veras Unlust und Langeweile stark genug waren, sie aus dem Trott zu bringen.

- So kann es nicht weiter gehen, sagte sie zu Paul, wir müssen unser Leben ändern, irgendetwas unternehmen gegen diese fortgesetzten Wiederholungen, die Leere!

Sie schlug eine Reise nach Weimar oder Erfurt vor, in das neutrale Thüringen, sagte sie, nicht das deiner Kindheit. Paul war einverstanden und überließ ihr die Vorbereitungen.

Zwei Tage vor der Abreise, es war ein Sonntagabend, nahm Paul sein übliches Wannenbad. Vera lehnte an der Tür und erzählte von ihrem neuen Wohnviertel. Ob Paul in seiner Berliner Zeit jemals in den Norden der Stadt gekommen sei, zum Leopoldplatz, an den Plötzensee oder auf die Rehberge? Er sagte weder ja noch nein. Er habe sich entschlossen, sagte er. Er fahre nicht mit nach Weimar. Dabei sah er sie groß an. In seinem Blick, verschleiert oder glasig in der feuchten Wärme, lag etwas Lauerndes, ein aufglühender Triumph. Wäre Vera auf ihn losgegan-

gen wie später in ihren Fantasien, er hätte es genossen.

Am nächsten Morgen reiste sie ab und ließ nichts mehr von sich hören. Paul rief an, sie sagte: Lass mich in Ruhe. Er meldete sich nicht wieder.

Ruhe hatte sie deshalb nicht. Für kurze Zeit Besänftigung, wenn sie Paul voller Wucht unter Wasser stieß, mit ganzer Kraft auf seine Schultern drückte, dass sie an der Wand der Badewanne abrutschten, sein Kopf unterging und laue Seifenlauge über den Rand schwappte, Vera durchnässte, die vor Zorn und Anstrengung schwitzte, dabei spürte, dass Paul sich nicht wehrte, von Mal zu Mal leichter wurde, die Haut in seinem Nacken fühlte sich mürbe an, seine hageren Arme mit den kräftigen Händen lagen lang im aufgebracht Wasser, in dem das Glied nachgiebig schwankte wie ein Pflanzenstengel.

Der September verging, Mitte Oktober fasste Vera ihren Vorsatz. Unangekündigt fuhr sie zu Paul, um ihm zu sagen, dass es zum letzten Mal sei.

Wie es ihm inzwischen ergangen war, wollte sie damals nicht wissen.

Jetzt sieht sie nach in seinem dicken Tagebuch.

Von ihrer Abreise, vom letzten Anruf kein Wort.

Aber seitenlang, mit immer neuen Anläufen, berichtet und ergänzt, Berichte von den morgendlichen Verrichtungen. Grimmig genau, als habe Paul die Gleichförmigkeit seiner Schritte und Handgriffe gehasst, die starre Beharrlichkeit einer Selbstpflege, die ihm weder Sinn noch Genuss bescherte, schreibend angreifen wollen, scheint es Vera zunächst. Dann liest sie, das Ganze sei ein Pflichtversuch: Ich beschreibe, wie ich morgens bin und was ich kann. Mein Text wimmelt von Stichworten, auf die ich mich stützen könnte, wenn ich mehr über mich schreiben wollte. Ich will nicht. Mein Körper lockt mir pausenlos Geschichten

ab. Ihr Nachteil ist, sie handeln meistens nur von mir, als sei ich einzigartig. Das bin ich nicht. Ich bin vergleichbar, und je mehr ich von mir selbst erzähle, umso überflüssiger wird jeder Satz. Ja, wenn du in tödlicher Ausführlichkeit beschreibst, welche Beinübungen du im Bett machst, nachdem du wo und in welcher Reihenfolge die Fenster geöffnet, im Badezimmer wie gepinkelt und in der Küche was zum Frühstück vorbereitet hast! Das zu lesen ist eine Strafe. Und so geht es weiter mit dem Frühstück, du nimmst es stehend vor der Anrichte zu dir: Kaffee und Milch, eine dünne Scheibe Graubrot mit Margarine und Leberwurst, dazu das weich gekochte Ei, eine dünne Scheibe Graubrot mit Magerquark und Pflaumenmus, ein Stückchen lässt du auf dem Holzbrett liegen, in zwei oder drei Stunden könnte dir der Magen knurren. Wenn ich mir vorstelle, dies gehöre zu den Stichpunkten für einen längeren Text über dich! Oder auch nur für ein Porträt von sechs Normseiten, das ich dem Lektor Vollmar in Rudolstadt schicken könnte! Nach dem Frühstück dein Klogang mit Zigarette, sodann die Reihenfolge im Bad, das Kernstück: Zähne putzen, es dauert etwa vier Minuten oder sechs, gurgeln, anschließend die Wäsche von Kopf und Hals, mit warmem Wasser über dem Waschbecken, eiskalt aus dem Duschkopf über der Wanne, abtrocknen, das Gesicht mit Nivea salben, mit dem Handtuch das Waschbecken blank reiben und aus einem Fläschchen, nein, das kam schon vorher, gleich nach dem Gurgeln, das Haarwuchsmittel K5 ohne Fett auf dem kahlen Schädel verteilen, beim Einmassieren gehst du auf und ab, dann bürstest du, was von deinen Haaren übrig geblieben ist. Dies in Kurzfassung. Du füllst ja Seiten damit, und kommst immer wieder darauf zurück, Ergänzungsmöglichkeiten notierst du, oder: Falsch. Ich eile nicht aus der Küche, ich tapse in mein Arbeitszimmer und drehe mir am Stehpult eine Zigarette. Auch ein Vorgang dieser Art könnte Seiten füllen: Wie ich mit den Fingern drehe, wann und wo, für

wen – meine Mutter, die sich Kippen aufgehoben hat – ich einst begann, was für Tabak ich mir kaufe, und die Schachtel ist aus Blech, gelb und grün. Mit einer selbstgedrehten Zigarette gehe ich seit Frühjahr 48 einmal täglich auf das Klo. Du hast in der Zeit nach dem 12. August für dein Tagebuch fast kein anderes Thema mehr als die Handlungen am Morgen! Und für dein Thema keine andere Form als diese pedantische, monotone, vielleicht auf ihre Eignung als Textmaterial noch bauende Bestandsaufnahme! Keine Nebentöne mehr, nicht die Spur von Ironie. Früher hast du deine Gewohnheiten ja auch beobachtet, aber anders. Du hast mir zum Beispiel erzählt, bevor du anfängst zu schreiben, drehst du dir die zweite Zigarette. Eine pro Stunde, das sei die Regel. Um an den Tabak zu kommen, musst du das Fenster öffnen. Weil im Winter die Warmluft, die vom Heizkörper aufsteigt, den Tabak austrocknet, stellst du die Blechschachtel auf das Fensterbrett draußen, seit einem Jahrzehnt schon. Anfangs hast du es als neue Angewohnheit eines alternden Mannes betrachtet, inzwischen fängst du bereits im Herbst damit an und wartest auf den Tag, hast du gesagt, an dem du auch das Zigarettenpapier und das Feuerzeug vors Fenster stellst, vorausgesetzt, es fällt dir ein Motiv dazu ein.

Deine Beobachtungen waren auch früher genau, aber diese Genauigkeit stand nicht allein. Ich weiß noch, wie du beim Blick aus deinem Arbeitszimmer Frau Falkes schwarze Katze betrachtet hast. Sie saß auf dem Teerpappendach des Schuppens im Hof und rührte sich nicht, nur ihre Ohren bewegten sich leicht. Sie saß und starrte hinüber zur Bretterwand, hinter der dein Nachbar, der Bildhauer Friedemann, arbeitete. Ihm gehörten zwei Katzen aus Siam. Der Hof war Mohrchens Revier, trotzdem kletterten die Siamkatzen immer wieder über die Wand und wagten sich bis an den Komposthaufen, der vor dem Schuppen lag, auf dem Mohrchen saß. Häufig in der Dämmerung, manchmal auch nachts

konntest du die Katzen fauchen und schreien hören. Es fiel dir wieder ein, als du zugesehen hast, wie Mohrchen auf ihrem Hochsitz wartete. Vermutlich hasste sie diese Siamesen, hast du gesagt, und hasste am meisten, dass sie oft genug vergeblich warten musste. Du hast an die Fensterscheibe geklopft, ihr zugnickt, sie sah dich nicht an, sie bewegte nur ein Ohr, sie kannte dich ja. Sie saß da und starrte zur Bretterwand und hoffte. Sie erinnerte dich an dich selbst, hast du gesagt.

Warum fällt mir das jetzt wieder ein? Warum halte ich es dir vor, als wärest du hier? Als solltest du dein Tagebuch neu schreiben, damit ich es gern lese.

Dafür ist es nun mal nicht bestimmt, könnte Paul antworten, bliebe er nicht für ihre Ansprachen unerreichbar.

7.

VERA lässt das Heft im Schoß liegen und sieht hoch in den blauen Himmel.

An dem sonnigen Oktobertag, an dem sie unangekündigt, ihrem Vorsatz nach zum letzten Mal, zu Paul gefahren war, hatte er, wie sie jetzt, auf dem Balkon gesessen und gelesen. Sie kennt ja seine Gewohnheiten, seine Tagesabläufe: Nach zwei oder drei Stunden am Schreibtisch musste er sich auf der Liege im Arbeitszimmer ausstrecken, oder er ging bei schönem Wetter auf den Balkon.

Sie kann es sich gut vorstellen. Er setzt sich auf einen der weißen Stapelstühle aus Plastik, die Willi, der Untermieter, von einem Schnäppchenmarkt mitgebracht hatte, rollt die Ärmel bis zum Ellbogen auf und öffnet die beiden oberen Hemdknöpfe. Es ist angenehm warm, das Mittaglicht so hell, dass er auf die Lesebrille verzichten kann. Von Zeit zu

Zeit schiebt sich eine bauschige Wolke vor die Sonne, gibt sie langsam wieder frei. Wenn ein Wolkenschatten beharrlich bleibt, sieht er vom Buch hoch, über den Vorgarten hinweg auf die Straße. Sie ist um diese Zeit eine Straße der hohen Stimmen. Schulschluss, Mittagspause im Kindergarten.

Bei den hohen Stimmen auf der Straße ist plötzlich eine, die er kennt, die mit ihrem namenlosen Hallo, ausgestoßen wie ein Jodelruf im Gebirge, doch ihn meint, ein zum Gruß erhobener Arm, Paul winkt zurück, zu langsam und aus einem Winkel, den der Fahrradspiegel nicht erfassen kann, vorbeigesaust ist schon Frau Falke, die niemals Ruhe hat und tausend Dinge zu erledigen, bis ihre Schicht im Bahnpostamt beginnt. Wenn Frau Falke zu ihm spricht, muss er das meiste erraten, sie redet hastig, Silben schluckend und in hessischer Mundart, die er kaum versteht, so wenig wie er sie vor vierundzwanzig Jahren verstanden hat, als er, um nicht in Frankfurt, dem Ort seiner gescheiterten Ehe, zu wohnen, aus Berlin zunächst mal hierher zog, in der entschlossenen Überzeugung, es sei vorübergehend. Wer seine Unruhe, seine Neugier nicht dämpfen kann, hatte er selbstgewiss verkündet, lässt Ortschaften wie diese bald hinter sich; wer hier festsitzt, hat Hoffnungen begraben.

Paul liest eine Weile, dann klappt er das Buch zu, er hat entdeckt, was er für die Arbeit am nächsten Kapitel braucht. Er verschränkt die Arme im Nacken und blinzelt in die Sonne. Zum Mittagessen begibt er sich in die Küche, nimmt den Topf hoch, der auf seinem Küchenfensterbrett steht, und wärmt sich die auf Vorrat gekochte Gemüsesuppe.

Die Selbstgedrehte zwischen den Lippen, verlässt er nach dem Essen seine Wohnung. Im Hausflur, den er der Nutzung vor hundert Jahren zuliebe die Kutscheinfahrt nennt, wendet er sich zunächst dem Tor zum Hinterhof zu, das wieder jemand offen gelassen hat für hereinwehendes Laub und Papier, schließt es, kehrt um und tritt durch das Straßen-

tor hinaus ins Freie, bückt sich nach einem vor der Schwelle abgelegten, der Selbstverteilung überantworteten Packen Baumarktwerbung, stopft ihn in die erste der linkerhand aufgereihten Abfalltonnen, eine blaue, das alles mit einem Ausdruck von Ingrim, Gewohnheit und Befriedigung. Auf dem Bürgersteig vor seinem Vorgarten zündet er sich die Zigarette an und bleibt am Gitter stehen wie ein Zaungast in der Hoffnung auf Gedankenaustausch mit dem Inhaber dieses Gartens. Es hatte Beschwerden bei der Hausverwaltung gegeben und die Anregung, das der Mietpartei im Erdgeschoss üblicherweise zugestandene Recht, den Garten zu nutzen, dem derzeitigen Mieter zu entziehen, der die Pflichten der Pflege fortwährend vernachlässige. Eine verwilderte Tanne, ungemähtes Gras, ein Viertel der Fläche von Efeu überwuchert wie eine Grabstätte, aber im sonnigen Teil Tomaten, Bohnen, Zucchini und Erdbeeren! Sehe so ein städtischer Vorgarten aus? Ignoranten. Ohne Sinn für Pflanzungen im Licht und im Schatten, für die Schönheit des Nützlichen. Ungenau außerdem. Es fehlt dem Garten an Blüte ja nicht. Am Straßenzaun die kleinen violetten Herbstastern, späte Erscheinung der für dieses Jahr angelegten, leider frühzeitig versiegten blauen Welle. Und am Mäuerchen zum Nachbargrundstück die samtigen, tiefroten Rosen. Paul lässt den Blick über Gras und Kraut schweifen bis in die Ecke mit dem Komposthaufen, plant die Arbeiten für den Nachmittag, nach der Ruhestunde, die auf den Mittagsspaziergang folgt.

Heute die Runde rechts herum, die Karolinenstraße bis ans Ende, dann in den Park. Er geht zügig, kontrolliert aufrecht, bewegt die Arme wenig, den rechten hin und wieder zum Mund, solange die Zigarette brennt. Die Kippe wirft er an manchen Tagen in den Rinnstein, manchmal sich vor die Füße und tritt sie aus. Im Frühling, im Herbst und an kalten Sommertagen trägt er seine Jacke aus schwarzem genarbtem Leder und das ganze Jahr über eine laufgerechte Fußbekleidung, seine teu-

ren Markenpaare schon er.

Unterwegs grüßen ihn Leute, die, wie er, die Karolinenstraße schon kannten, als man sie noch nicht verkehrsberuhigend umgebaut, rötlich gepflastert, in Rondellen bepflanzt hatte. Ihn grüßen junge Leute, die er aus den Kneipen kennt und andere, von denen er annimmt, dass sie ihn aus der Kneipe kennen. Ihn kennt wahrscheinlich manch einer, der nicht grüßt. Auf seinen regelmäßigen, in der Route kaum abgewandelten, nie länger als halbstündigen Gängen ist er eine markant vertraute Erscheinung im Viertel, namenlos oder der Herr Winnesberg oder Paul. Dass jemand stehen bleibt und mit ihm redet, dass er stehen bleibt, um mit jemandem zu reden, kommt selten vor. Lächelnd nicken, von ferne winken, grüß dich und hallo.

Schön sind die Vorgärten in der Karolinenstraße, schön die restaurierten Bürgerhäuser und ihre großzügigen Etagen, auf denen allein oder mit kleiner Familie die Mitglieder der Wohngemeinschaften von einst leben, mitunter weiß Paul noch, wer wo. Über Büsche und Stauden hinweg blickt er im Vorbeigehen in das Arbeitszimmer von Ulli Metzlar, jetzt Professor an der Technischen Hochschule, als Student ein Studentenführer und im Sozialistenkeller Stammgast wie Paul in den ersten Jahren nach dem Umzug, als sich zu seinem Leben hier allmählich das Gefühl einstellte, er sei so eingesperrt wie ausgesperrt und müsse seinen Eigensinn täglich neu erfinden. Ein Erfindungshelfer war der Alkohol, doch jedes Glas zu viel ein Absturz, der immer wieder untaugliche Versuch, Verluste zu vergessen, jetzt wie damals im verrauchten Keller der Linken oder bei Geselligkeiten, zu denen er noch eingeladen wurde und hinging, obwohl er wusste, was ihn erwartete. Je besser die Laune, die ganze herzliche, in ihrer Biederkeit ihn so lähmende Übereinstimmung, umso unruhiger wurde er. Er dachte dann, jetzt muss aber was passie-

ren und ließ, wie Metzlar es nannte, die Sicherung durchbrennen. Er trank auf das Durchbrennen hin, hatte seine nächtlichen Auftritte, am nächsten Tag das miserable Gefühl, es sei wieder etwas verspielt, und war trotzdem erleichtert, schwankte zwischen Zerknirschung und Trotz und fühlte sich für kurze Zeit weniger verletztlich.

Vorbei, gestorben die Bewegungen, Zellen und Gemeinschaften von damals, übrig geblieben sind Individualisten, sind Familien und die Freundeskreise, übrig ist Paul. Er gehöre nirgends dazu, wirklich nicht? Vera hatte gefragt, als könnten ihm doch noch Verbindungen einfallen, die diesem Bild von Selbstgenügsamkeit und Isolation widersprachen, das sie nicht gelten lassen wollte, gerade nicht nach seinem Abschied vom Rundfunk. Es hatte ihn verblüfft, wie rasch und umfassend er vergessen wurde, ihn sehr gekränkt, Vera entging es nicht. Und außerhalb der Arbeit? Sie weigere sich zu glauben, sagte sie, dass aus den alten Gemeinsamkeiten mit all diesen Ulli Metzlar, Jo Redlich, Benita und Anita, Wölfchen Zingst, Hanna Ritter-El Amari, Angelo Losa, Martin und Sybille Gerhauser, die sie aus seinen Erzählungen und zum Teil sogar persönlich kannte, sich so gar nichts erhalten habe, keine Freundschaft, kein Bedürfnis nach Austausch und Nähe, das verstehe sie nun überhaupt nicht. Also erklärte er: Die Älteren sind erschlaft und voller Erinnerungen an die Studentenbewegung, die es einst auch hier gab, die Jüngeren ratlos und fast verbissen in ein Studium verstrickt, das dauernd enttäuscht, in einen Job, der längst Selbstzweck ist. Alle aber haben sich mehr oder weniger bequem eingerichtet und pflegen ein Einverständnis, dem Höhepunkte nicht fehlen, zum Beispiel das kurze bittere, gemeinsame Auflachen vor dem Fernseher während der Tagesschau. Überhaupt genügen hier Stichworte zur Verständigung; damit ist das Gespräch meistens erschöpft, sagte er und gab wahrscheinlich wieder, was er schon vor zehn Jahren ausgesprochen hatte.

Manchmal wiederholte er seine Sätze wie die Handgriffe morgens im Bad, denkt Vera.

Am Ende der Karolinenstraße, gleich hinter Ulli Metzlers Haus, biegt Paul links ab, überquert die verkehrsreiche Wiesbadener und tritt durch das Haupttor in den Park. Auf der großen Wiese haben im Baumschatten türkische Familien zum Picknick ihre Decken ausgebreitet, liegen Hartgesottene halbnackt in der Sonne, schmusen Pärchen, jagen sich die Hunde. Vom mattblauen Himmel segeln goldene Blättchen herunter ins grüne Gras, sachter Wind weht Wasserstaub aus der Fontäne, die heute vielleicht ihre Abschiedsvorstellung gibt, höher hinauf, mächtiger rauschend und prasselnd als sonst, das Wasser ringsum kraus. Die Enten paddeln am ruhigen Rand oder lagern auf dem Erdstreifen, der in einen grasbewachsenen Hang übergeht, ansteigend zu den beliebtesten Bankplätzen mit Blick auf den Teich, die Teichvögel und die Fütterungen vor den Schildern „Tierfreunde füttern nicht“.

Paul geht vorbei an Liegewiesen, Rhododendronhecken, dem Fixertreffpunkt, vorbei an den Schachspielern und ihren kniehohen Figuren und sachverständigen Zuschauern auf die Eisenpforte zu, die in den barocken Herzogsgarten führt. Dort setzt er sich auf eine warme Bank vor der Orangerie, den Sommerkäfigen der Sittiche und Kanarienvögel gegenüber und hört dem sirrenden, zirpenden Gezwitscher zu, bis er es nicht mehr wahrnimmt. Aus der Innentasche seiner Jacke zieht er das Feuerzeug und die für diesen Augenblick mitgeführte blauweiße Schachtel einer durch Wende und Einheit nicht vom Markt gefegten Ostmarke mit Werbezuversicht: „Das Gute wird es immer geben“. Hier in keinem Geschäft, nirgends. Für Paul aber war es da. Wenn Vera kam, brachte sie ihm Vorrat, der eingestreut in die Serien der Selbstgedrehten zwar nicht von einem Besuch zum anderen, doch ziemlich lange reichte. Paul zündet sich die Letzte aus der letzten Schachtel an. Wie einfach

wäre es, anzurufen und zu sagen, Vera müsse dringend herkommen, die Zigaretten seien alle. Er könnte sie auch zu seinem Geburtstag in drei Wochen einladen, dem siebzigsten. Er wird es sich überlegen bis heute Abend. Was aber, wenn er sie anruft und sie erklärt ihm, sie werde nicht kommen, jetzt nicht und nie mehr? Dann ist es schon besser, das Telefon nicht anzurühren.

So, denkt sie, kann Pauls Tag gewesen sein, bevor sie überraschend eintraf, an einem Mittwoch im letzten Oktober des vorigen Jahrhunderts.

8.

SIE war angekommen. Paul ging in den Garten, eine halbe Stunde nur, für das Allernötigste. Vera sollte sich indessen von der Fahrt erholen, sich einrichten, ihm vom Balkon aus Gesellschaft leisten. Sie stand am Geländer, zündete eine Zigarette für sich und eine für Paul an, der ihrem hinunterlangenden Arm die erdige Rechte entgegenstreckte. Auf die Harke gestützt, sah er rauchend umher, belohnte sich mit Blicken auf das Vollbrachte. Immer ähnlich, wie viele Male schon.

Es wurde kühl. Sie kehrte zurück in die Wohnung, sich Maschinenkaffee aus der Küche holen, die sie kahl und dunkel fand, ungemütlich vom ersten Tag an. Die Tür ausgehängt, der Bodenbelag stahlblau, an den Längswänden pastellfarbene Reststücke der Einrichtung eines jungen Paares vor vierzig Jahren, Strandgut aus Pauls ehelicher Wohnung wie auch der bauchige Siemenskühlschrank Baujahr neunzehnhundertachtundfünfzig. Auf dem runden Tisch lag diesmal nicht die weiß und gelb karierte Decke, sondern die ältere, mit Windmühlen, Segelschiffen, Haubenmädchen blau bedruckte, in der Mitte der quadratische Kor-

kuntersetzer und einander gegenüber, als säßen hier immer zwei Personen, die Sets aus weißem Kunststoff. Dicht herangeschoben die Eichenholzstühle mit den hohen Lehnen. Pauls Platz war dem Fenster gegenüber, dessen untere Hälfte grobmaschige Scheibengardinen verdeckten. Das Fenster musste man kräftig andrücken, damit es sich öffnen ließ. Am Griff hingen Gummiringe und das farblose, enthaarte Spielzeugbärchen der im vorletzten Jahr verschwundenen Leila mit den weißen Pfoten, dem weißen Fleck ums rechte Auge. Vera sah hinaus. Leer der kleine Hof, leer das Teerpappendach des Schuppens, Herbstblätter auf dem Pflaster, im Sandkasten eine eingestürzte Burg. An den fernen Rauchfahnen über der Müllverbrennungsanlage konnte sie erkennen, woher der Wind wehte, den man hier unten kaum spürte. Aus Südwesten kam er und roch nach Laubfeuern. Der Himmel war schon blass in der Dämmerung.

Gleich würde Paul aus dem Garten zurück sein, dann gingen sie aus.

Vera würde ihm die in Gedanken immer wieder mal gehaltene Ansprache zum Thema Reise nach Weimar vortragen, sich anhören, was er vorzubringen hätte: eine Entschuldigung gewiss, die Versicherung, das Ganze habe wenig mit ihr und viel zu viel mit ihm selbst zu tun, und wie er als Kind fasziniert gelauscht habe, wenn seine Mutter murmelnd die Anklagerede gegen den ahnungslos heimkehrenden Vater vorbereitete, ach, könnte Paul im Ton andächtiger Begeisterung sagen, ihr Frauen seid wunderbar. So oder ähnlich, ein freundlicher Abend, bis sie erklären würde, warum sie gekommen war.

Sie schloss das Fenster und drehte sich um. Der Raum erschien ihr noch größer und kahler, der Fußboden noch dunkler jetzt, das alte Mobiliar wie unbenutzt. Eine verlassene Küche, eine Verlassenenküche, so sah es aus.

Im Hausflur Pauls Schritte. Sie hörte, wie er sich gründlich die Füße abtrat, die Wohnungstür öffnete. Er stand vor ihr, die Hände hinter dem Rücken. Den Kopf hielt er schräg wie manchmal beim Zuhören oder Nachdenken. Er sei froh, dass sie da sei, sagte er, sehr froh sogar, und zog die Rechte hinter dem Rücken vor. Er überreichte ihr eine von den samtigen, tiefroten Rosen aus seinem Garten, die schönste, sagte er.

An dem Abend strahlte das Restaurant eine überraschende Anmut und Heiterkeit aus, als hätten die Sarden dafür sorgen wollen, dass Abschiedsworte, wenn sie schon fallen sollten, versöhnlich ausfielen und diejenige, die nicht mehr wiederkommen würde, den Ort in angenehmer Erinnerung behielt. Aus dem Aquarium am Eingang leuchtete es rotgoldener denn je, an jedem Platz eine cremefarbene Stoffpyramide, überall in kleinen Vasen Weinlaub und Herbstastern, der Raum durchströmt von frischer Luft. Der Kellner, der sie an ihren Platz führte, und der, der ihnen die Speisekarten brachte, der junge Chef, der zur Begrüßung vorbeikam, sie alle sagten, wie immer, buona sera, zio Paul, und: Wie geht's, Signora, aber sagten es diesmal beschwingter, wie zum Auftakt einer Feier.

Unbeirrt durch Seezunge, Fasan und Trüffelpastete im Abendangebot, bestellten sie ihre Lieblingsgerichte, saltimbocca alla romana für Vera, venezianische Leber für Paul, dazu eine Karaffe Hauswein, weiß, und kamen von der Erinnerung an ihren Abend mit Hermann vor zwei Jahren auf neue Bücher, alte Autoren, natürlich auf „Samok“, sie unterhielten sich so leicht, dass Veras Sorge, wie sie aus diesem Gleiten und Fliesen zu den vorgenommenen Sätzen finden sollte, selber davon trieb.

Nebenher bestellte Paul neuen Wein. Er füllte die Gläser und hob seines an wie zu einem Toast.

- Ich muss dir etwas sagen, sagte er. Aber lass uns erst auf morgen anstoßen. Den Tag der Urteilsverkündung.

- Aha, klingt aufregend. Hast du wieder jemand erschossen? Oder einen Bankraub in Obhut genommen?

- Das nicht, aber aufregend ist es vermutlich schon. Ein Verdacht, sagte Paul, vielmehr eine Gewissheit und ein Verdacht.

Er erzählte von seinen Arztbesuchen in den vergangenen Wochen: Wie sein Hausarzt ihn gedrängt hatte, zum Urologen zu gehen, wie Paul die Überweisung diesmal nicht verfallen, sondern sich untersuchen ließ, die Einzelheiten lasse er jetzt aus. Ein kleines Karzinom wurde festgestellt, nicht lebensbedrohlich, wenn man es rasch behandelte. Eine Operation wurde erwogen, vor der noch Gewebe zu entnehmen war im Krankenhaus. Paul packte sein Köfferchen und bezog ein Einzelzimmer, kam aber nicht unters Messer, er schluckte ja seit Jahrzehnten regelmäßig dieses blutverdünnende Aspirin, das erst abgesetzt werden musste. Dazu blieb er auf der Station, wo man ihn, weil er nun mal da war, sagte er, gründlich untersuchte. Dem leitenden Internisten kam der Gewichtsverlust nicht geheuer vor, den Paul allmorgendlich auf der Waage registriert hatte, zufrieden mit dem Eingehen seines Körpers auf eine bewusst sparsame Fettzufuhr. Dass man sich in dem Zusammenhang sehr genau mit seiner Lunge beschäftigte, verblüffte ihn. Ob da etwas nicht in Ordnung sei, fragte er. Noch ist es ein Verdacht, warten wir die Ergebnisse ab, sagte der Chefarzt, schickte Paul nach Hause und gab ihm einen Termin in seiner Sprechstunde. Von der Gewebsentnahme und einer raschen Bekämpfung des kleinen Karzinoms war keine Rede mehr.

- Ich kann mir schon vorstellen, was das heißt, sagte Paul. Und froh bin ich, sehr froh, dass du gekommen bist, genau zur rechten Zeit. Morgen Mittag erfahre ich das Urteil.

- Dieser fällt aus, den einundsiebzigsten feiern wir dann.

So verabschiedete Ende Oktober Paul seine abendlichen Gratulanten. Bettina und Anton, Angelo, Willi und seine Freundin sollten gemeinsam mit Vera auf Pauls Wohl anstoßen, er komme nicht mit zum Portugiesen, er fühle sich nicht gut. Der Tag hatte ihn angestrengt. Besuche am Vormittag, ein Stapel Geburtstagspost, zahlreiche Anrufe. Vera hörte, wie Paul am Telefon sagte, es werde nun gefährlich für ihn, ja, ein kleinzelliges Bronchialkarzinom, ein anderes Mal sagte er, man solle sich keine Sorgen machen, die Therapie habe begonnen, und meistens war von Krankheit nicht die Rede.

Daran erinnert sie sich und an die Mandarinentorte von Frau Falke und die roten Schleifen an den beiden Thonetstühlen, die mit neuem Korbgeflecht nun mindestens so viele Jahre halten würden, erklärten Bettina und Anton, wie sie in Pauls Haushalt seit der Berliner Zeit schon auf dem Buckel hätten.

Als sie nach der Verabschiedung durch Paul das Zimmer verließen, Vera zuletzt, drehte sie sich um und sah ihn in unveränderter Haltung in seinem Erbsessel, die Unterarme auf den Lehnen, den Blick zur Tür, als wäre da niemand mehr.

9.

Aus dem Flockenwirbel trat Paul hervor, kam die Karolinenstraße herauf, das Köfferchen in der Rechten, den Mantel offen, als sei ihm zu warm an diesem Novembertag, an dem plötzlich dichter Schnee fiel. Vera setzte die Einkaufsstützen ab und lief ihm entgegen, sie breitete die Arme aus wie früher. Paul ließ sich um-

armen, den Koffer ließ er nicht los. Ja, da sei er nun wieder, nach der Morgenvisite habe man ihn nach Hause geschickt.

- Aber gestern Abend war davon noch keine Rede! Wird in diesem Klinikum nach Lust und Laune entschieden, von einer Minute auf die andere, oder halten sie die Planung vor den Patienten geheim?

Paul erblickte die Einkaufsstüben. Ihm fehle jeglicher Appetit, sagte er, außer auf Kaffee vielleicht.

Beim Besuch tags zuvor hatte Vera ihm etwas von seinem Patientenabendbrot abgenommen, er drängte sie dazu, es wäre schade, alles zurückgehen zu lassen. Blasse Wurst, fader Käse, Rohkost in Essigsauce und Brot aus dem Kühlschrank. Die Mittagsgerichte schmeckten ähnlich, sagte Paul, sie trügen jedoch wunderbare Namen, die man auf einer Menüliste ankreuzen könne. Das wusste Vera. Einmal hatte sie ihn bei der Auswahl beraten, froh über die Ablenkung, während sie im Aufenthaltsraum der Station darauf warteten, dass ein Zimmer für Paul frei wurde.

Paul im Krankenhaus, Paul zu Hause, Chemotherapie in der Tagesklinik, Pausen, Vera in Darmstadt, Vera in Berlin: damals schon und in der Erinnerung erst recht verlorener Zeitüberblick.

Der Schneemorgen im November, als Paul überraschend heim kam, zu Fuß, ist ein Anhaltspunkt.

Zu der Zeit konnten sie noch gemeinsam spazieren gehen. Paul trug seinen Wintermantel, den langen, hellen Ledermantel mit Lammfellkragen, den sie seit ihrem ersten Treffen in Berlin kannte.

Sie gingen eine Runde durch den Park, dann durch den kahlen Barockgarten, hin und wieder blieben sie stehen. Dass unter dem Mantel, unter der Kleidung, unter der Haut von Paul die tödliche Zerstörung stattfand, war für Vera unvorstellbar. Seine Hand fühlte sich warm

an. Schlecht ging es ihm wegen der Infusionen, also würde er sich nach deren Ende wieder besser fühlen. An Krebs musste man nicht sterben, nicht sofort. Die Therapie schenkte Aufschub, manchen sogar eine Phase des Wiederauflebens, die sie für eine schöne Reise nutzten.

Vera ging neben Paul und wehrte seine Krankheit ab, zurückziehen sollte die sich, wenigstens sich zurückhalten. Pauls Beschäftigung nur noch damit war auf die Dauer nicht zu ertragen, sein ständiges Klagen über schwere Waden, die schnelle Erschöpfung beim Gehen, seine plötzlichen Entdeckungen von Knoten da und dort, seine Selbstdiagnosen: mal zu allem Überfluss noch Thrombose, dann wiederum diese Schmerzen im Brustraum: Rippenfellentzündung!

Immer noch der gute alte Hypochonder, da war sich Vera mit Bettina und Anton ganz einig.

Was die Ärzte sagten, verstand Paul nicht oder behielt er nicht oder behandelte er als Wissen, das mit ihm, dem Schauplatz seiner Krankheit, nur entfernt zu tun hatte. Sein medizinisches Informationsbedürfnis war mit dem Abtippen von Lexikonartikeln befriedigt, die er in sein Tagebuch „Das Vergnügen des Alters“ einklebte. Er selbst wusste, beim Rasieren eines Morgens las er es im Spiegel von sich ab, die Krankheit war ein Selbstangriff. So erklärte er dann vor Vera und den Freunden im portugiesischen Lokal: Niemand habe ihn angesteckt, kein Virus oder sonst was sei ihm zugeflogen, nichts von außen mache ihn krank.

- In meinen Zellen bin ich selbst, sagte er. Ich bin es, der sich angreift.

- Was ist ein Selbstangriff? fragte dann jemand.

- Zum Beispiel eine Flasche Wein am Tag und fünfzehn Zigaretten.

Und zu Vera, die ihm vorhielt, durch diese Theorie vom Selbstangriff befreunde er sich mit seiner Krankheit, statt sich gegen sie zu wehren, sagte er:

- Meine Zellen täuschen mir nichts vor. Alle greifen auf der Stelle an. Die Zerstörung wächst auf eine klare Weise, zweifellos ein Fortschritt, andererseits mein Untergang.

Vielleicht redete er so auch mit seinem Onkologen, einer Kapazität von internationalem Rang.

Ein müder, milder Zyniker, fand Vera. Einer, der sich kurz erholte, wenn er mit einem Patienten Sätze über Gottfried Benn wechseln konnte. Und Paul lebte förmlich auf vor dem Schreibtisch des Professors beim Beratungsgespräch, zu dem sie ihn begleitet hatte, aufgeregt wie er war und angewiesen auf Beistand; außerstande fühlte er sich zu behalten, was man ihm erklären würde, in seiner Mappe die verlangten Papiere zu finden, Termine und Telefonnummern zu notieren.

- Aber dann, mit diesem wildfremden Menschen, der Benn verehrte, auf einmal vertraulich wie uns gegenüber am Kneipentisch!, sagte Vera zu Bettina.

Von „Samok“ hat er erzählt und dem Professor mitgeteilt, der Mannschaftsarzt seiner Außerirdischen heiße Porwick und sei ein eitler Schwätzer, wobei er in seinen Vorträgen über das menschliche Wesen mitunter den Nagel auf den Kopf treffe, zum Beispiel wenn er sage, die Intelligenz des Hominiden entspreche der Entwicklungsstufe seines Planeten vom Typ Z/3-Hi-B12, genannt Erde, voll sei diese von irrhäuslerischer Selbstgerechtigkeit.

Bettina strahlte auf, als sie das hörte. So gefiel ihr Paul! Der sich um die herrschende Ordnung nicht scherte, eine Konsultation verspielte, ganz bei sich und unter seinem Schutz blieb, der kindliche Anarchist!

Peinlich sei ihr die Situation gewesen, sagte Vera, peinlich die angestrengte Geduld des Arztes, der Paul, wie sicher den meisten seiner Pa-

tienten, mildernde Umstände zubilligte und ihn reden ließ, auch wenn jedes Wort ihm die Mittagspause kürzte.

Im Grunde aber, sagte sie später, sei sie wütend gewesen und eifersüchtig.

Zu ihr sprach Paul ja nur noch von seinem Befinden und unterbrach sich selbst dabei, weil er lieber nichts sagen wollte als immerzu das gleiche. Keine Rede mehr vom Schreiben, von beobachteten Begebenheiten, aus denen sich Geschichten entwickeln ließen, von Lektüren und Gedanken beim Lesen oder Fernsehen, nichts mehr, nichts! Scrabble spielte er noch, ihr zuliebe, doch ohne diese Fantasiewörter zu legen, um deren Gültigkeit sie ausdauernd streiten konnten, lustlos spielte er und würde es bald ganz aufgeben.

In seinem einzigen Brief an sie, vor zehn Jahren, hatte er geschrieben: Ich erzähle dir wenig, aber alles.

Jetzt machte er dicht.

Es gab nicht einmal mehr die kleinen Einblicke. Im Wartezimmer der onkologischen Tagesklinik, hatte er zu Beginn der Chemotherapie noch erzählt, könne man einen weiteren Geschlechterunterschied beobachten. Die Frauen, sie seien dort in der Mehrzahl, plauderten, als wären sie beim Friseur, einige strickten, alle bedienten sich ausgiebig an den bereitstehenden Getränken und schienen diesen Aufenthalt unter Leidensgenossinnen durchaus zu genießen, für den sie sich sorgfältig zu-recht gemacht hatten, kurz, sie verbreiteten eine unbeschwerte, nahezu familiäre Stimmung, während die Männer in sich gekehrt oder hinter einer Zeitung verschanzt da saßen in erbittert stummem Protest gegen das ihnen zugefügte Unrecht, die ihnen zugemutete Degradierung zu Krebspatienten.

Genau so nahm Vera es dann wahr, als sie eines Morgens mitkam. Leise bekundete sie Paul die Übereinstimmung, er aber reagierte nicht. Ihn

beschäftigte, warum man hier niemals, auch bei pünktlichstem Erscheinen nicht, zum vereinbarten Termin an die Reihe kam. Andere mochten willig warten, er würde sich gleich beschweren. Wie er stets in aller Entschiedenheit protestiert hatte, wenn ihm etwas nicht passte oder zu lange dauerte, wenn es ihm nun aber zu bunt wurde, ihm endgültig reichte. Vera schwankte zwischen Tadel und Bewunderung für Paul, den ungnädigen Kunden, den aufsässigen Patienten. Hätte er hier, in dem täuschend gemütlichen Wartezimmer, seinen Worten die Tat folgen lassen, wäre es ihr wieder einmal unangenehm gewesen und zugleich eine Erleichterung, weil der frühere Paul sich regte. Er blieb still, bis man ihn aufrief und ihn fragte, ob er die Infusion sitzend oder liegend bekommen wollte.

Sie sah, wie er auf seiner Liege zum Tropf hoch blickte, in den Anblick gleichmäßig langsamen Verrinnens so vertieft, dass ihm der junge Mann nicht auffiel, der vom Behandlungsstuhl aufstand, leichenblass wurde und am Arm der Schwester kurz einknickte.

- Versuch doch, ein wenig zu schlafen, in einer Stunde bin ich zurück, sagte Vera und ging verschiedene Dinge besorgen. Eine kleine Bratpfanne war dabei, das weiß sie noch.

IO.

DIE Geschäfte rüsteten für Weihnachten, nicht mehr nur, wie seit September, mit Dominosteinen und Marzipankartoffeln, nun an allen Fronten. Vera ging umher, unschlüssig, was sie Paul schenken sollte. Hätte es etwas gegeben, das er sich noch wünschte, etwas, das gar nicht erst den Gedanken aufkommen ließ, wie lange er es denn würde tragen oder benutzen können, etwas, das er un-

bedingt haben sollte, hätte sie die Tannenbäume, die Kinderchöre, den Watteschnee und das Gedränge voll Ausdauer ertragen, eine hartnäckige, zielstrebige Einkäuferin, die sich mit Finderfreude belohnte. Aber es gab da nichts außer dem roten Taschenkalender, dem Paul seit zwanzig Jahren die Treue hielt, und den wollte Bettina schenken, Glück war sein Thema für 2000.

Vera ging in die gewohnten Geschäfte, stand herum und dachte an Dinge, die sie gemeinsam mit Paul dort ausgesucht hatte, war wieder bei seinem Herrenausstatter, in seinem Schuhgeschäft, seinem Buchladen, ließ das Postamt nicht aus, bei dem er, ebenfalls treu seit Jahrzehnten, Bankkunde war, und nicht den Tabakladen, in dem sie nur noch für sich einkaufte, plötzlich erschrocken, wie ihre Gänge, ihr Herumstehen einem Nachruf glichen.

Aus dem Froheweihnachtsbetrieb kehrte sie in die stille Wohnung zurück, wo Paul sich in seinem Arbeitszimmer auf der Liege ausgestreckt hatte, bei Lampenlicht schlief oder zu lesen versuchte. Immer öfter musste er sich hinlegen, fast den ganzen Tag lag er dort.

Fortschreitend verlassen und außer Kraft die übliche Zeiteinteilung, die gleichmäßigen Abläufe, die festen Gewohnheiten.

Nach einundfünfzigeinhalb Jahren jetzt nicht mehr die Zigarette zum morgendlichen Gang aufs Klo, überhaupt keine mehr, Tabak hatte aufgehört zu schmecken. In Bruchstücken hielt sich das frühere Leben noch. Gelegentlich kehrte er ein, mittags im Lokal mit den schrägen Fenstern oder abends beim Portugiesen, und trank dann ein Glas Wein, gelegentlich setzte er sich zum Ordnen von Briefmarken an den Küchentisch. Wie in jedem Spätherbst wollte er das Gewebe der Spinnen aus den hohen Zimmerecken entfernen. Der Staubsauger wurde ihm zu schwer. Lass mich doch machen, sagte Vera. Und die Briketts für den Kachel-

ofen im Wohnzimmer, warum sollte Paul ausgerechnet jetzt auf diese zusätzliche und schöne Wärme verzichten, hole fortan an sie aus dem Keller, aber selbstverständlich. Wenn es weiter nichts ist, dachte sie.

Noch ließ sich alles regeln. Gegen die Schmerzen bekam Paul ein Membranpflaster auf den Rücken geklebt, alle zwei Tage ein neues. Das Auswechseln würde Frau Falke von nebenan übernehmen, überhaupt täglich nach Paul sehen, wenn Vera in Berlin war.

Welche Hilfe er brauchte und von wem, war ein Thema, über das sie reden konnten, sogar streiten. Veras Bestreben, zu organisieren und zu planen, wies Paul zurück.

- Ihre zupackende Fürsorge diene im Grunde der eigenen Beruhigung, sagte er, wenigstens zu Hause wolle sie die Gedanken an ihn los sein, sich nicht mehr mit diesem Kranken beschäftigen, der zur Last falle wie alle Kranken. Von ihm aus könne sie getrost abreisen, er komme schon zu recht. Appetit habe er selten und brauche fast nichts, so seien die Tüten leicht, die er auf kurzem Weg vom Supermarkt in seine Wohnung trage. Ja, noch könne er selbst für sich sorgen!

Mehr schlecht als recht, hätte Vera gern erwidert, und dass es sie in der Tat beruhigen würde, Vorsorge zu treffen für den Fall, dass sein Zustand sich verschlimmerte. Nur vernünftig seien ihre Überlegungen, sagte sie, er möge einmal wenigstens versuchen, das auch so zu sehen, ganz sachlich, anstatt ihr selbstsüchtige Hintergedanken zu unterstellen, schließlich könne sie nichts für ihre Gesundheit und sei all die Jahre hergekommen und wieder fort gefahren, daran habe er sich weiß Gott doch gewöhnt.

Er hindere sie nicht, noch an diesem Tag abzureisen, erklärte dann Paul.

Gut, sagte Vera, das werde sie tun, zuvor jedoch regeln, wer die Kohlen raufbringt und wer die Wohnung putzt, wenn Susanne ihren Lehr-

gang in Mainz besucht. Und ausdrücklich frage sie ihn, ob er, falls sie denn jetzt fahre, möchte, dass sie wiederkommt.

Das, sagte Paul, müsse sie entscheiden.

Immerhin, bemerkte dann Vera, gebe es noch etwas, worüber sie reden könnten, mehrere Minuten hin und her, denn meistens bekomme sie nur Ächzen und Stöhnen zu hören, wenn sie sich nach seinem Befinden erkundige, und andere Fragen fielen ihr schon nicht mehr ein, so weit entrückt seien die Gesprächsthemen von einst.

Nicht einmal „Samok“ schien ihn noch zu beschäftigen.

Oder doch, nur sagte er nichts davon?

Heimlich schlug sie sein dickes weißes Tagebuch auf. Vielleicht erfuhr sie dort, was er vor ihr und anderen verschloss. Tatsächlich gab es einen Eintrag aus der letzten Zeit, wenige Zeilen von Anfang November. Sie lasen sich, als habe Paul aufgeschrieben, wie Vera ihn erlebte.

„Mein Zustand, die innere Entzündung des ganzen Körpers und die Metastasen in der Leber klammern die Gedanken ein, als gäbe es nur mich. Erst das macht mich richtig krank. Eindeutig verblödet der Kopf. Ich beschäftige mich ausschließlich mit mir selbst. Falsch: Ich beschäftige mich ausschließlich mit der Krankheit, die mich beherrschen will.“

Vera stand neben Paul am Fenster und sah zu, wie er in den Garten sah. Der Himmel war weiß, die nasse Erde schwarz, das Geäst des Pflaumenbaums grau. An einem Zweig hingen drei gelbe Blätter. Eines löste sich und segelte abwärts. Paul hatte seinen melancholischen Blick, der die Augen noch größer erscheinen ließ, dabei etwas verschleiert wie unter einer Spur von Tränen.

Er würde, bis das nächste Blatt fiel und das letzte dann, am Fenster stehen bleiben, eingesponnen in das Schauspiel von Vergänglichkeit. Wie sie als Kind dem Verlöschen der Kerzen am Weihnachtsbaum zugesehen

und später sich dabei vorgestellt hatte, so blicke Gott auf seine Welt, an deren Geschehen er nichts ändern konnte, dachte Vera und scheute sich, Paul zu fragen, woran er denn dachte.

Am Tag vor Weihnachten holte Frau Falke in ihrem Auto Paul und Vera ab. Sie fuhren in eine Gegend der Stadt, in der Vera noch nie gewesen war, Paul vor langer Zeit einmal. Die Andrea habe ja anfangs dort gewohnt, sagte er, als müssten die beiden Frauen sich daran noch erinnern können. Vera ohne Ortssinn zweifelte an Pauls Orientierungsvermögen in diesem Straße um Straße ähnliche Häuser in ähnlichen Gärten darbietenden Vorortviertel unter dünnem Schnee, durch das Frau Falke munter redend auf ihr Ziel zusteuerte. Auch wenn Paul und Vera nicht jedes ihrer Worte verstanden, klar war, dass sie der Hoffnung entgegenfuhren, verkörpert in einer Heilpraktikerin, die in Frau Falkes Bekanntenkreis Wunder bewirkt hatte. Paul fuhr mit, weil er ihr, seiner beständigen Hilfe, dankbar war und bereit zu einem Versuch. Schaden würde es vermutlich nichts, hatte er zu Vera gesagt. Vielleicht auch flößte ihm das Wort Heilung, in Frau Falkes Rede deutlich vernehmbar, mehr Vertrauen ein als „Behandlung“ oder „Therapie“, vielleicht beschwor das Wort Naturmedizin den Thüringer Wald samt Heilpflanzen und Kräuterweiblein herauf, etwas Gutes aus der Kindheit also.

Durch einen schmalen Vorgarten gingen sie auf eine Haustür zu, an der ein Kranz aus Strohlumen hing. Eine blonde Frau in den Vierzigern öffnete und bat sie herein. Im Flur stand eine Reihe Schuhe, aus der Vera auf fünf Familienmitglieder schloss. Im wohnzimmerähnlichen Warteraum nahmen sie in Korbsesseln Platz. Die blonde Frau sagte, bevor sie mit Paul nach nebenan ging, das Gespräch werde eine Dreiviertelstunde dauern. Sie sei pünktlich zurück, versprach Frau Falke und verschwand. Vera griff sich eine Zeitschrift, las aber nicht. Im oberen Stock übte jemand auf dem Klavier „Oh du fröhliche“, dann herrschte Stille.

Aus dem Zimmer der Heilpraktikerin drangen Stimmen herüber, keine Worte. Wäre sie mit Paul verheiratet, dachte Vera, würde sie wahrscheinlich da drinnen sitzen und mithören. Sie lehnte sich zurück. Sie wäre gern eingekickt. Wie viel von der anberaumten Zeit vergangen war, wusste sie nicht. Ihre Uhr hatte sie beim Pulloverwaschen abgenommen und in Pauls Badezimmer liegen lassen. Draußen dämmerte es schon, oder dunklere Wolken waren aufgezogen und gleich fiel wieder Schnee. Eigentlich fühlte sie sich ganz wohl, es passierte ja nichts in diesem pastellfarbenen Zimmer, nur die Zeit verging. Die Frauenstimme nebenan klang nun, als zählte sie etwas auf, eine Stimme passend zu Blond. Die Haarfarbe hatte Vera wahrgenommen, das Gesicht nur verschwommen, hell und rund, jedoch mit einer Deutlichkeit, die sie von Traumbildern kannte, das Muster der Strickweste erfasst, schmale Streifen in beige und dunkelblau, vom Bund aus schräg zu den Schultern hoch, ungestüm hinauf, Hinterlassenschaft einer früheren, einer leidenschaftlichen Mode.

Das Muster blieb ihr in Erinnerung und eine Zahl.

Vierhundertachtzehn. Ein mit Arzneinamen beschriebenes Blatt der Heilpraktikerin in Händen, betrat Vera die zentrale Apotheke, in der sie eine ungewöhnliche Stimmung empfing, ein betretenes Raunen wie kurz nach einem Unfall. Verhaltene Fragen, Kopfnicken, Antworten in gedämpftem Ton. Das Schreckensereignis hatte sich um die Mittagszeit abgespielt, hier, in diesem Raum. Vera begriff, das musste die Geschichte gewesen sein, die ihnen Frau Falke während der Autofahrt erzählt hatte. Mit einem starken Messer bewaffnet, war der junge Mann hereingestürzt, hatte seine Freundin, die gerade das Rezept eines Kunden durchlas, am Unterarm gepackt und versucht, ihr die Hand abzuschneiden.

Vera sah, während sie in der Schlange wartete, dass die eine oder andere der Frauen im weißen Kittel die hackende Bewegung vorführte:

So tief war das Messer eingedrungen! Immer wieder sagte jemand kopfschüttelnd: Und das am helllichten Tage! Vor Heilig Abend!

Als sie an der Reihe war, hielt sie das handbeschriebene Blatt hin, wie sie als kleines Mädchen den Einkaufszettel ihrer Mutter hingehalten hatte, und hoffte wie früher, dass die Frau hinterm Ladentisch nicht fragen würde, was dies oder das wohl heißen sollte, sondern alles selber entziffern konnte.

Zu zahlreichen Packungen bekam Vera zwei kleine Engelfiguren aus Plastik und eine Rechnung über vierhundertachtzehn DM.

Auf dem Heimweg ging sie ein Stück durch den schwarzweißen Park. Alles war frisch, die Luft, der Schnee, die Spuren auf den Wegen. Ihre Schritte knirschten, sie ging schnell und atmete in vollen Zügen, die Wangen brannten im leichten Frost, warm hatte sie es und vollkommen gut, solange sie hier ging, allein, in der Stille, unter einem rötlichen Stadthimmel, der Flockenstaub verstreute. Am rechten Handgelenk pendelte die Tüte mit den Wundermitteln. Schlucken und gesund werden, so hatte es in der Kindheit funktioniert. Wenigstens könnte Paul sich ein wenig erholen, wenn die Medikamente anschlügen, ein wenig Zeit bekommen, Zeit um den Roman zu beenden, Vera sähe ihm von ferne zu. Dass die blonde Frau im Gespräch mit Paul sich ein Bild gemacht, dann ein Blatt genommen und das Passende aufgeschrieben hatte wie man ein Kochrezept weitergibt, dass sie also direkt und praktisch vorgegangen war, nahm Vera für die Präparate ein, deren Gläschen und Schachteln leise klapperten, wenn sie beim Gehen an die Tüte stieß, und die teuer genug waren um zu helfen.

Vierhundertachtzehn – eine Glückszahl vielleicht!

Die Apothekentüte schwenkend, trat sie an Pauls Liege im hell erleuchteten Arbeitszimmer. Das größte Weihnachtsgeschenk mache er sich selbst, wollte sie sagen, sodann verkünden, was es gekostet hatte. Paul aber lag mit geschlossenen Augen da und beschwerte sich bitter, dass sie ihn mitten im Einschlafen störte. Warum tat sie das bloß!

Später betrachtete er ausführlich die Schachteln, las die Namen laut, murmelte den Preis vor sich hin wie eine Beschwörungsformel. Er mühte sich, den Beipackzetteln zu entnehmen, welche guten Kräfte den Tropfen, Dragees und Tabletten innewohnen sollten, versuchte sich zu erinnern, wie ihm die Heilpraktikerin diese eigens für ihn getroffene Zusammenstellung erläutert hatte, und ließ es erschöpft bald sein. Die Medikamente reichte er auf dem Regal im Badezimmer auf.

Es sei ihm einfach zu blöd, erklärte er, von jedem einzelnen sich zu merken, wie viel davon zu welcher Tageszeit vor oder nach dem Essen zu schlucken sei. Eine absolut überflüssige Geldausgabe!

In der Apotheke an der Ecke erwarb Vera eine Plastikschachtel mit kleinen Abteilen und ordnete von jeder Tablettenart eine Wochenration in die Tageskästchen morgens, mittags, abends. Wann die Tropfen an der Reihe waren, musste Paul schon selber wissen.

Zwei Sorten! So viel werde er wohl behalten können. Es schade nichts, sich für die eigene Gesundheit etwas anzustrengen, denn bestimmt käme die nicht im Schlaf! Sein Schlafen Tag und Nacht mache ihn erst recht krank, ja, sie glaube, dass er sich in seine Krankheit geradezu flüchte, aus purer Bequemlichkeit. Damit er sich um nichts sonst zu kümmern brauche. Sich auf andere einzulassen, das sei ihm schon immer zu anstrengend gewesen!

II.

Zu Heilig Abend stand er am späten Nachmittag auf, schob im Wohnzimmer die beiden Sessel zurecht und schaltete den Fernseher an. Er und Vera saßen nebeneinander, sie sahen über dicht gefüllte Bankreihen hinweg einen Altar mit hohen flackernden Kerzen, davor den Pfarrer, der aus dem Weihnachtsevangelium vorlas, nicht lange, dann flackerte das ganze Bild und Paul schaltete um. Auf dem anderen Kanal trug eine Sopranistin Weihnachtslieder vor, auch eines, das Vera zu Hause allein singen durfte, der Mutter war es zu hoch, den Brüdern zu kitschig, der Vater beschränkte sich ohnehin aufs Zuhören, so stand Vera vor dem Weihnachtsbaum und legte alle Inbrunst in die ziehend süßen Töne, „Still, still, still, weil's Kindlein schlafen will“, und fühlte sich umspinnen von weltweitem Weihnachtszauber, den sie mit eigener Stimme weckte. Im Sessel neben Paul brach sie in Tränen aus. Das Weinen überfiel sie, sie krümmte sich und konnte nicht aufhören, nicht genug bekommen von der Ausschwemmung, dem Sog der Auflösung, der Sehnsucht nach dem Wegsein ganz und gar. Irgendwann spürte sie, dass Paul ihren Arm streichelte. Sie hörte, wie er sagte, er könne doch nichts dafür, seine Erfindung sei Weihnachten nun wahrlich nicht. Auch werde bald Anton erscheinen, Vera zum Essen bei Bettina abholen. Dann könne sie aufatmen, und er käme endlich wieder auf seine Liege.

Ein Abend zu acht am großen Tisch in Bettinas Küche. Vera sollte auf andere Gedanken kommen, wenn schon Paul in leidendem Herumliegen verharrte, sagte Bettina. Ging es ihm wirklich derart schlecht? Oder gab er wieder den unleidlichen Kranken, diesmal mit triftigerem

Grund als früher, zugegeben, doch auf die typische Paulart, fordernd und unerreichbar? Keinesfalls dürfe Vera sich aussaugen lassen, bis sie nur noch ein huschender Krankenschwesternschatten wäre. Unbedingt müsse sie bei ihrem Plan bleiben und vor Silvester nach Berlin zurückkehren. Zum Milleniumsspektakel? Sich selbst zuliebe sollte sie fahren, hier werde man sich schon um Paul kümmern, ohne aber der Krankheit eine Herrschaft zuzugestehen, die sie nicht ausüben dürfe, im eigenen Leben so wenig wie in dem von Paul. Weshalb denn der ganze lange mühevollte Weg der menschlichen Gattung aus umfassender Abhängigkeit zur möglich gewordenen Selbstbestimmung des Individuums, wenn dieses seine Freiheit ausschlägt? Sich immer wieder unterwirft, besonders willig den körperlichen Gebrechen?

Sie schätzen die Machtverhältnisse falsch ein, dachte Vera, und Pauls Krankheit auch. Trotzdem, sie reden zu hören, als wären sie noch dreißig, tat wohl. Alles tat ihr wohl an dem Abend, die Muscheln auf niederrheinische Art, der Vernaccia in reichlicher Menge, die unbeirrt rauchende Runde und die schnellen Gespräche, das Lachen.

Einen Ausspruch, über den sie gelacht hatten, echt Nestroy, behauptete Bettina, behielt Vera sogar: Wenn alle Stricke reißen, häng ich mich auf.

Gegen drei Uhr morgens war sie zurück. In Pauls Arbeitszimmer brannte Licht, er lag wach. Vera setzte sich an das Fußende der Liege und bestellte siebenfache Grüße, die wärmsten von Bettina. Ob Paul hören wollte, wie der Abend war? Er schüttelte den Kopf. Er fühle sich ausgeruht wie lange nicht mehr, als sei über Nacht ein Wandel geschehen, sagte er, und müsse ihr etwas erzählen:

- Eine Geschichte, die auch ein alter amerikanischer Film sein könnte. Sie handelt von einem Paar, das sich auseinander gelebt hat, aber aus

Gewohnheit und der Familie und gemeinsamer Besitztümer wegen zusammenbleibt. Auf einem Kongress verliebt sich der Mann in eine junge Kollegin. Er beschließt, sich scheiden zu lassen. Da erkrankt seine Frau an Leukämie. Er besorgt ihr die besten Ärzte, die beste Pflege. Ihre Genesung würde ihm die Freiheit schenken. Die Krankheit schreitet jedoch voran, der Mann erlebt über Monate hin aus nächster Nähe das Leiden, den körperlichen Verfall seiner Frau. Was anfangs ein Bleiben aus Pflichtgefühl war, wandelt sich während dieser Zeit -

- in wahre Liebe, die zu guter Letzt den Tod besiegt, damit wir veröhnt aus dem Kino gehen, sagte Vera erheitert und begriff, als Paul seinen Blick aus der Ferne zurückholte und sie ansah, dass es ihm bitterernst war. Dass er mit dieser Geschichte sein Urteil über die Wirklichkeit abgab, über sie selbst, die sich bei Freunden amüsierte und verschwand, so oft sich die Gelegenheit bot, ob irgendeine Verpflichtung in Berlin oder ein dämliches Großfeuerwerk für das neue Jahrtausend, sagte er. Aussichtslos, dass eine Person wie sie pflichtbewussten Beistand in Liebe umwandeln könnte. Also, machen wir Schluss!

- Jedenfalls für heute, sagte Vera. Gute Nacht.

Verärgert ging sie in ihr Zimmer. Was fiel ihm ein! Er war doch stocknüchtern. Hatte er erwartet, sie würde ihm widersprechen, ihre Liebe beteuern, ihn um Verständnis bitten? Ihm zustimmen? Recht hatte er ja, nur war er selber Schuld daran. Und konnte froh sein, dass sie ihn nicht behandelte wie er sie! Dass sie ihm nicht sagte, schon im Oktober habe sie Schluss machen wollen, extra dafür sei sie hergekommen, denn was gab es noch zwischen ihnen? Wollte er ihre Vorwürfe hören, sollte sie Enttäuschung und Überdruß, den ganzen aufgespeicherten Groll herauslassen, damit er ihr in gleicher Münze heimzahlen konnte? Eine Stunde der Wahrheit, ging es ihm darum? Oder hatte er sich für seine Kitschgeschichte bereits Dialoge ausgedacht und vorgehabt, sie mit ih-

rem Streit zu vergleichen? Wusste er mit seiner plötzlichen Ausgeruhtheit nichts Besseres anzufangen, als einen Krach vorzubereiten? Das war doch krank!

Gut, dass sie sich auf nichts eingelassen hatte. So blieb ihr eine unruhige Nacht erspart. Und er würde, wie früher als Betrunkener, am nächsten Tag von nichts mehr wissen oder wissen wollen.

Nichts von dem, was er nachts gesagt hatte, nahm er zurück.

Also fuhr sie zum Bahnhof und tauschte ihre Reservierung um. Ja, sie müsse am nächsten Morgen schon nach Berlin, etwas Unerwartetes sei dazwischen gekommen, sagte sie dem jungen Mann am Schalter, als könnte ihn das interessieren. Wunderlich kam sie sich vor. Nachdem Paul sich mit dem ausdrücklichen Wunsch, nicht gestört zu werden, in sein Zimmer verzogen hatte, war sie nicht unverzüglich aufgebrochen, sondern bereitete mit Umsicht die Abreise vor. Sie rief Bettina an und benachrichtigte Frau Falke, sie dachte an die Platzkarte, sie besorgte sich in der Bahnhofsapotheke ein leichtes Schlafmittel für ihre letzte Nacht in Pauls Wohnung, holte Briketts aus dem Keller und stapelte in der Ofenecke einen Vorrat, auf dem Küchentisch hinterließ sie einen Einkaufszettel. Sie suchte ihre Sachen zusammen, wählte sorgfältig aus, was sie unbedingt brauchte, das Übrige konnte Anton im Auto mitnehmen, wenn er irgendwann wieder nach Berlin musste. Zum Abendessen ging sie in das Lokal mit den schrägen Fenstern. Dort traf sie keine Bekannten, am Tresen hantierte eine Feiertagsaushilfe, niemand fragte nach Paul. Bald kehrte sie zurück. In der Wohnung war es still. Das Kofferpacken verschob sie auf den Morgen, stellte den Wecker, schluckte ihr Mittel und schlief ein.

Während sie packte, hörte sie Paul im Bad. Die Woche vor Weihnachten war ohne Übelkeit vergangen, jetzt kotzte er in die Wanne, schon zum zweiten Mal, und es klang wütend.

Aus dem Bad ging er in die Küche, an den Kühlschrank. Sicher holte er sich, wie immer am Morgen, ein Glas Milch. Wieso die Kaffeemaschine in Betrieb sei, hörte Vera ihn sagen. Dann stand er in der offenen Tür zu ihrem Zimmer. Er trug seinen leichten, rot weiß gestreiften Schlafanzug, der ihm viel zu weit geworden war.

Er blickte verständnislos: Du reist ab?

Vera sah ihn an und sah in dem Augenblick wieder, wie bei einem ihrer letzten Spaziergänge durch den Park Sybille Gerhauser, die Pfarrersfrau, auf sie zukam, von weitem schon winkend, dann plötzlich, wenige Schritte vor ihnen, stehen blieb und bei Pauls Anblick die Tränen nicht zurückhalten konnte. Vera zog am Reißverschluss des Koffers.

- Ja, antwortete sie, gleich kommt mein Taxi.

Paul drehte sich um. Er lege sich wieder hin, sagte er und: Mach die Tür leise zu.

12.

SIE streckt sich im Liegestuhl. Etwas rutscht und fällt zu Boden. Pauls Tagebuch. Sie hatte ganz vergessen, dass es immer noch in ihrem Schoß lag. Sie hebt es nicht auf, es gibt da nichts mehr zu lesen, der letzte Eintrag vom November, danach nur leere Seiten.

Keine Hilfe von dort. Sie will sich an ein Datum erinnern. Aber wozu? Muss sie denn wissen, genau an welchem Tag sie wieder nach Darmstadt gefahren ist? Zwei oder drei Wochen nach dem Millenniumssilvester, von dem sie nichts behalten hat bis auf ihre Anstrengung, das Fei-

ern zu genießen, nur nicht an Paul zu denken, nicht in Gedanken seine Wohnung noch zu vergrößern, fern an deren Ende eine zusammengerollte Gestalt bei Lampenlicht vor sich hin dämmerte, um Mitternacht aufgeschreckt vom Lärm der Kirchenglocken und der Böller.

Eines Mittags im Januar rief er an. Sie verstand ihn schwer, er konnte vor Weinen kaum sprechen.

- Entweder machst du ein dickes schwarzes Kreuz, sagte er. Oder du kommst her. Zum ersten Mal zeigte sich Paul ihr mit einer Bitte. Überwältigt von Unglück: Als habe die Krankheit an ihm nicht genug, überfiel sie nun auch den Bruder, den Jüngsten. Er hatte versprochen, am Sonntag aus Königsee herüberzukommen, um Paul beim Testament zu beraten, schließlich war er der praktisch Veranlagte, der Geschäftsmann unter den dreien, und musste absagen. Soforteinweisung ins Krankenhaus, die Bauchspeicheldrüse.

Vera öffnete Pauls Wohnung mit dem Schlüssel, den sie bei ihrer Abreise Ende Dezember mitgenommen hatte, als sei ihr klar gewesen, dass sie bald wiederkommen würde.

Den Schlüssel hat sie noch. Er liegt auf ihrem Arbeitstisch zwischen den Papierhaufen. Als sie ihn gestern beim Ausräumen des Schränkchens entdeckte, wusste sie wieder, noch bevor sie ihn anfasste, wie der Anhänger, ein kleiner grauer Stein aus Lanzarote, sich anfühlt, der gebuckelte stumpfe Oberrand, die glatt geschliffene Unterseite mit der rauhen Kuhle, zu eng, um eine Fingerspitze hineinzustecken, sie hatte es, den Schlüssel in der Manteltasche, auf ihren Gängen durch Darmstadt manches Mal probiert.

Vera öffnete und hörte Stimmen aus Pauls Arbeitszimmer, Frau Falke hörte sie und Männerstimmen. Gesellschaft für Paul in seinem Un-

glück. Und sie war Hals über Kopf losgefahren, natürlich komme ich, hatte sie gesagt, gib mir einen Tag Zeit.

Wen hatte Paul noch angerufen?

Die Tür am Ende des Korridors ging auf, Frau Falke kam heraus, in den Händen zwei Krückstöcke. Die brauche Herr Winnesberg nun nicht mehr, erklärte sie und hieß Vera herzlich willkommen. Schön, dass sie da sei, dazu dieser Besuch heute, da gehe alles gleich viel besser.

Paul an Krücken? Vera fragte nicht. Sie konnte sich den Ablauf schon vorstellen, sicher ähnlich wie Anfang Dezember, als er behauptete, Thrombose zu haben und Vera den Notarzt rief, der absolut nichts feststellen konnte. Die Schmerzen blieben. Man sollte, schlug Frau Falke damals vor, es mal mit den Gehhilfen versuchen, die sie nach ihrer Knieoperation bekommen hatte. Ein, zwei Tage schwang Paul sich an Stöcken durch die Wohnung, dann stellte er sie in einem Winkel ab. Die Schmerzen ließen nach, oder er beachtete sie nicht mehr.

- Gerade wollte ich aufstehen, sagte er, als Vera in das Zimmer trat.

Er wirkte munter. Hermann war da, Robert war da, sie saßen auf den restaurierten Thonetstühlen vor Pauls Liege. Am Schreibtisch neben dem Fenster lehnte ein junger Mann und blätterte in einem Buch, das er sich nah an die Augen hielt.

Vera erschien das Zimmer überfüllt. Die Luft war abgestanden und verraucht. Trotz der Dämmerung brannte kein Licht. Auf dem Schreibtisch lagen aufgeschlagene Aktenordner und, erst jetzt erinnert sie sich daran, vorne rechts zwei akkurat geschichtete, gleich hohe Papierstapel.

Paul wies auf den Lesenden: Einer von Hermanns Autoren, der sich für meine frühen Erzählungen interessiert.

Hermann stand auf: Es werde allmählich Zeit, das Wichtigste hätten sie ja geregelt. Und zu Vera gewandt: Immer noch beim Luisenstädtischen Bildungsverein?

Dass er das noch wußte. Ein Jahr Verlängerung habe man ihr in Aussicht gestellt, antwortete sie, doch vorerst sei sie arbeitslos.

Am Abend war Paul erschöpft.

- Als wäre heute mein Geburtstag, sagte er. Die Besucher, dazu all die Anrufe.

So hat die Nachricht von seiner Krankheit sich herumgesprochen, dachte Vera.

Am Telefon erkundigte Paul sich eingehend nach den anderen, von sich wollte er nicht reden. Ihm gehe es leidlich, doch ein schwerer Schlag sei die Sache mit seinem Bruder, und er erzählte ein ums andere Mal vom bösen Befund.

Vera saß in dem verrauchten, dunklen Zimmer. Sie versuchte, ihre Berliner Wohnung heranzuholen und um sich zu stellen, dort wollte sie jetzt sein. Dort hätte sie bleiben sollen. Hier war sie überflüssig, Paul brauchte sie nicht. Nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Es gab auch andere, die für ihn sorgten, die ihn unterhielten

- offensichtlich viel besser, als sie es vermochte. So angeregt wie an diesem Nachmittag hatte sie ihn seit einer Ewigkeit nicht erlebt.

Zum Portugiesen kam er jedoch nicht mit, dazu fühlte er sich zu schwach. Er hatte sich wieder auf seiner Liege ausgestreckt, in Reichweite ein Stück Apfeltorte von Frau Falke, das genügte ihm als Abendbrot. Vera und Robert aber lud er ein, auf sein Wohl zu essen und zu trinken, sie würden ihm eine Freude machen.

- Was Paul bestellen würde? Einen Kichererbsensalat, danach ein Omelett mit Krabben, dazu einen halben Liter vinho verde, sagte Vera.

Da wollte Robert doch nach eigenem Geschmack auswählen. Er las lange in der Speisekarte, unschlüssig. Die italienische Küche sei ihm schon lieber, sagte er.

Während des Essens erzählte er von seiner Regiearbeit in München, von einem fertigen Drehbuch für einen Fernsehfilm, einem Theater-

stück, an dem er gerade schrieb, und seinem Langzeitprojekt, einem Familienroman, für den er hundert Seiten Entwürfe habe, doch keine Ruhe, sie auszuarbeiten. Später einmal. Es sei ja eine reichlich lethargische Angelegenheit, dieses Basteln am Schreibtisch. Vorläufig beschränke er sich darauf, Stoff zu sammeln, Anekdoten über seinen Vater zum Beispiel, teilweise recht komisch. Gerade vorhin sei ihm, unpassender ging es kaum, beim Anblick der Krückstöcke, die er sich von der Nachbarin ausgeliehen hatte, das Auto eingefallen, das Paul, ohne Fahrerlaubnis versteht sich, seinem Schwiegervater entwendet und über eine Viehweide mit Elektrozäunen direkt in den Ostersee gesteuert hatte. Die Italien-story aus den fünfziger Jahren, sagte Robert, sei ihr sicher bekannt, die legendäre Entführung einer Minderjährigen. Hanna und Paul beim Zelten am Gardasee, plötzlich erscheinen die Eltern, Flucht ohne Hannas Pass.

- und Paul schließlich festgenommen. Eine Nacht auf der Polizeiwache - in Erlangen, ja. Übrigens könnte man das gut als Stoff für eine Filmkomödie verwenden, sagte Robert .

- Auch dein Vater denkt sich gern Filmgeschichten aus, aber er schreibt sie nicht auf. Er schreibt und schreibt an „Samok“. Hat er dir davon erzählt?

- Schon möglich.

Genaueres wusste Robert nicht. Der Kontakt zu Paul sei ja nicht besonders eng gewesen, für einige Jahre völlig abgerissen und nicht wegen dieser Geldstreitigkeiten, wie Paul wahrscheinlich glaube, die waren nur der Anlass. Worum es eigentlich ging, war seine, Roberts, Befreiung. Eine lange, harte Arbeit in der Therapie. Aber allmählich könne er sich eine Beziehung zu seinem Vater wieder vorstellen.

- Der Onkologe, sagte Vera, hat mir im Dezember erklärt, dass Paul nun familiäre Obhut braucht, ein Zuhause, in dem er nicht allein ist.

In Roberts Augen erblickte sie, was der Arzt sicher auch ihr angesehen hatte: Panik. Rasch setzte sie hinzu: Deshalb versuche sie ja, so oft wie möglich hier zu sein. Paul nach Berlin umzusiedeln, komme nicht in Frage, er würde es auch gar nicht wollen.

Robert nickte: Das sehe er genauso. Ein Zusammenleben mit seinem Vater, ausgerechnet jetzt, wäre für beide die Hölle.

Welche beiden meinte er, sie und Paul, Paul und sich selbst? Gleich viel, dachte Vera, Paul bekäme nicht, was er brauchte, nicht von ihr, von Robert schon gar nicht, von niemandem auf dieser Welt. Zuhause, dachte sie, war nur noch ein Ort in Pauls Kopf, ein Ort für die Mutter, den Vater, den Jungen und seine Brüder. Wenn Paul es dorthin zurück schaffte, war er in Sicherheit, dann konnte er auch in seiner großen, dunklen Wohnung bleiben und ertragen, dass Leute hereinkamen nach Belieben, dass sie ihm ihre Fürsorge zuteilten, dass er von ihnen nie das Richtige bekam und sich dennoch bedankte oder sie mit Undank kränkte, dass er auf ihre Nähe angewiesen war, die ihn doch mutterseelenallein ließ. Diesen unausweichlichen Mangel, dachte Vera, hatte der Onkologe nicht im Blick gehabt. Ihm kam es auf die Betreuung an, die der Kranke umfassend brauchen und die kein bezahlter Dienst gewährleisten würde, die nur Angehörige in Liebe leisten könnten. So hatte ihn Vera verstanden, panisch erschrocken, krampfhaft bemüht, dies vor Paul zu verbergen und vor anderen auch.

Sie sei müde, sagte sie, und würde gern bald gehen.

Robert war es nur recht. Er bezahlte die Rechnung mit Pauls Geld, dann kehrten sie zurück in die Wohnung und suchten nach einer Matratze für Roberts Nachtlager im Wohnzimmer, nahe am Ofen. Er werde sich noch ein wenig zu Paul setzen, sagte Robert. Am nächsten Morgen, versprach er, hole er die Brötchen. Frühstück zwischen acht und neun?

Vera schlief unruhig. So oft sie erwachte, sah sie durch den Türspalt Licht von nebenan. Sie war gerade wieder eingnickt, schien ihr, als die Tür aufging. Robert kam herein, um sich zu verabschieden. War es denn schon so spät? Halb sechs, sagte er. Er sei zeitig wach geworden und habe sich entschlossen, statt hier herumzuliegen, mit dem nächsten Zug nach Berlin zu fahren, Paul wisse Bescheid.

Ob Robert ihn mit seinem fluchtartigen Aufbruch geweckt hatte, erkundigte sich Vera, als sie Paul, der vormittags zum Aufstehen oft zu schwach war, das Frühstück brachte. Paul setzte sich auf, sah sie groß an:

- Von Flucht könne keine Rede sein. Robert sei immer mit wenig Schlaf ausgekommen, wie seine Mutter, und habe jetzt ja auch reichlich zu tun.

Die Arbeit trieb ihn an, das kannte Paul aus seiner eigenen Vergangenheit, sehr erleichtert war er, dass Robert sich nun gefangen hatte, dass er seinen Weg ging, erfolgreicher als es ihm, Paul, je gelungen war, und stolz war er, richtig stolz auf diesen Sohn, der bei all seinen Aufträgen und Projekten doch die Zeit gefunden hatte herzukommen und dies aus vollem Herzen. Kein Erscheinen aus Pflichtgefühl, nein, ein Besuch aus Liebe. Hatte Vera nicht auch diesen Eindruck gewonnen?

Sie nickte wahrscheinlich oder sagte: Ja, sicher. Etwas in der Art. Und ging rasch aus dem Zimmer. Erinnernte Paul sich schon nicht mehr an den Schlussstreit vor Silvester, an seine Vorwürfe? Oder doch, und er wiederholte sie jetzt verdeckt? Was mutete er ihr zu, was ließe sie sich noch von ihm gefallen?

Sie weinte vor Kränkung, vor Zorn und Wut. Es war ein heiß aufsteigendes, immer heftigeres Gefühl, dann auf einmal klar und kalt in dem Satz, der gepresst hervorkam, stimmlos, Paul konnte ihn nicht hören, sie aber hörte ihn genau: Ich will, dass du stirbst.

UNTER dem heiteren Himmel dieses ersten warmen Frühlingstages, die Sonne auf der Haut, spürt sie die Kälte, die Trostlosigkeit der Wochen zu Anfang des neuen Jahrtausends, wieder diese beklemmende Wohnung und fahles Licht, Tag für Tag trübe, Paul, der in seiner Krankheit unterging, leidend noch sich empörte oder weiter zurückzog, die Spur seiner Angst, seiner Schmerzen durch die Räume zog wie einen Geruch, der ihr schon an der Wohnungstür entgegenschlug, sich überall verteilte. Atmosphäre einer kranken Wohnung, auch in Veras Zimmer, um ihren Arbeitstisch, an dem sie manchmal zu zeichnen versuchte, es dann aber aufgab, den Papierkorb voll missglückter Blätter in die blaue Tonne entleerte, den Tisch nur noch benutzte, um die Arzt und Klinikrechnungen auszubreiten, die sie mühsam nachvollzog und an die Versicherungen weiterschickte, weil Paul sich außerstande erklärte, „seine Krankenverhältnisse genauer zu ordnen“, so hieß es in einem Briefentwurf, den sie hätte abtippen sollen, „die Schlafanfalle, die mich niederdrücken, die Schwäche am ganzen Tag, der fast hoffnungslose Zustand, in den mich der Krebsseinbruch versetzt hat, lähmen jeden Versuch, einzeln zu begreifen, was geschieht“. Das Herz tat ihr weh, als sie das las, den Zettel bewahrte sie auf, den Kassen sandte sie die Papiere mit freundlichen Grüßen, erbost über die Zumutungen eines ausgefeilten Abrechnungswesens, dessen bürokratischen Instanzen man doch keine Bekenntnisse anvertraute, nie im Leben! Wie viel davon war noch in Paul, welche Zeit war noch bestimmt für ihn, dem sie einen Augenblick lang den Tod gewünscht hatte, seitdem von diesem Wunsch befreit war, nicht aber von ihren Schuldgefühlen und nicht von abergläubischer Furcht, die mit Hoffnung wechselte manchmal, wenn

sie die Mittel der Heilpraktikerin in die Kästchen verteilte, oder sich vorsagte, was alle sagten, dass die Chemotherapie Aufschub bedeuten konnte, ganz gleich wie kurz, eine Zeit, in der Paul noch einmal Lust am Leben empfinden würde, ein paar helle Wochen oder wenigstens Tage, an denen er wieder am Schreibtisch säße und abends mit ihr beim Scrabble-Spiel oder vor einem flackernden Fernsehfilm und sich seinen Spezialtrunk schmecken ließe, eine Mischung aus Karotten- oder Orangensaft, Zitrone und Weißwein, und Vera ihn nach Kindheitserinnerungen fragen, ihn regelrecht ausfragen würde, ihm zuhören wie nie zuvor, um wirklich alles ganz genau zu behalten, dann auch auf gemeinsame Erlebnisse zu sprechen käme, auf den Anfang ihrer Geschichte vor einem Jahrzehnt, ihre Gefühle damals und jetzt, so aufrichtig wie irgend möglich, und Paul um Gleiches bäte, worauf er wunderbarerweise nicht mit Auslassungen über die weibliche Begeisterung für Seelenbulletins oder mit kryptischen Gleichnissen reagieren würde, aber vorstellen konnte sie sich seine Antwort nicht, sondern die nur, die sie sich wünschte, damit es ihr in guter Erinnerung bliebe, dieses Gespräch, für das sie eine Gnadenfrist bekämen, wenn die Chemotherapie Erfolg brachte, nach vier Serien sollte es sich erweisen.

Pauls Termin in der onkologischen Sprechstunde war am letzten Januarstag.

Dieses Datum stach hervor aus einer stagnierenden, einer konturlos gewordenen Zeit, seit ihrer Rückkehr nach Darmstadt ein einziges Grau, draußen ständig Frost und schmutziger Schnee, drinnen der Haushalt, Pauls Versorgung, lastend alle Tage und alle wie einer.

Am einunddreißigsten saß sie neben Paul vor dem Schreibtisch des Arztes.

Ohne Umschweife erklärte er, die Infusionen hätten nichts genützt, Ihr Tumor, sagte er zu Paul, ist weiter gewachsen.

- Das Ende naht, sagte Paul sehr ruhig. Er würde es beschleunigen wollen, wenn doch nichts anderes als Leiden noch bevorstehe. Was könnte er tun?

Er wüsste, wie er es machen würde, sagte der Arzt, aber Paul dürfe er es nicht sagen.

Paul und Vera nickten, sie nahmen Informationen entgegen über Palliativmedizin und Hospizaufenthalt, dann den Vorschlag des Arztes, einen weiteren Versuch zu wagen, mit einem stärkeren Mittel, deshalb unter Kontrolle auf der Station, hier im Hause, sagte er.

Paul sollte in den nächsten Tagen anrufen und einen Aufnahmetermin vereinbaren. Während Paul in den Vorraum ging, um aus dem Mantel seinen Taschenkalender zu holen, sagte der Arzt, er gebe ihm noch drei bis vier Monate, höchstens. Dann, mit einem Ausdruck, der Vera mitfühlend und leicht vorwurfsvoll erschien: Wie sind Sie da bloß hingeraten? Sie stammelte etwas von Treue in guten wie in schlechten Zeiten, heilfroh, dass Paul sie nicht hörte.

Während sie auf das Taxi warteten, wollte er wissen, was der Professor gesagt hatte, als er draußen war. Hatte er eine Frist genannt?

- Nicht direkt, sagte Vera, so etwas würde ein Arzt auch nicht tun, die legten sich ja nie genau fest. Aber viel Zeit bleibe wahrscheinlich nicht mehr. Weniger als ein halbes Jahr. Falls nicht, setzte sie hinzu, das stärkere Mittel die Situation deutlich veränderte.

Für den Abend verabredeten sie sich mit Bettina und Anton im Lokal mit den schrägen Fenstern. Es sollte ein Abschiedsfest sein, den teuersten Wein würde er bestellen, hatte Paul auf dem Hinweg gesagt.

Es wurde ein Abend wie viele andere, etwas gedrückter nur, ohnehin fehlte das Publikum, das hier verkehrt hatte, als Paul noch den nächtlichen Alphagast gab.

Er saß vor einer Wand, die mit muschelverzierten Netzen behängt war, trank ein Glas vom gewohnten Müller-Thurgau, dann quälten ihn wieder Schweißausbrüche. Er presste Papiertaschentücher an die Stirn, während er von der Sprechstunde erzählte und wiederholte: Das Ende naht. Aber er werde sich nicht alles gefallen lassen, er werde schon einen Ausweg finden.

Bettina und Anton versuchten, Paul abzulenken, ihm Geschichten zu erzählen, auf die er, so hofften sie wohl, eingehen würde, damit sie sich alle unterhalten könnten wie früher. Vera saß geistesabwesend dabei, sagte irgendetwas, nickte, ohne wirklich zuzuhören, ganz ausgeliefert an ihre Angst vor den nächsten Tagen und Wochen und Monaten. Plötzlich war Paul nicht mehr da. Wie rückwärts durch die Wand verschwunden.

- Was ist denn los, sagte Bettina. Du siehst erschrocken aus. In Pauls Gegenwart wollte ich nicht fragen. Steht es wirklich so schlimm?

- Noch drei bis vier Monate, meint der Onkologe, der es trotzdem mit einem härteren Mittel probieren will. Oder eben deshalb. Denn vielleicht, sagte Vera, der dieser Gedanke gerade kam, lässt sich damit das Leiden verkürzen. Alles auf eine Karte setzen. Klar, dass der Arzt seinem Patienten nicht mitteilt, wie er sich aus der Welt schaffen kann. Danach hatte Paul ja gefragt.

- Aha, sagte Bettina, es klang befriedigt. Anfang Januar nämlich, erzählte sie, an einem Kneipenabend, den Paul so zeitig verlassen hatte wie diesen, kam er auch auf den Tod zu sprechen: Wenn sich herausstelle, dass die Chemotherapie nichts nützt, springe er von der Eisenbahnbrücke. Das kannst du nicht machen, habe sie ausgerufen, echt empört. Denk an den Lokführer! Sie hatte da was gelesen über all die Fälle von schwerem Schock, Berufsunfähigkeit, bleibendem Schaden. Ungeahnt häufig! Gleich war Paul voller Einsicht, fast hätte er sich entschuldigt

für seine Gedankenlosigkeit. Er werde sich etwas anderes einfallen lassen, habe er ihr versprochen.

- Vorhin, sagte Vera, ließ er sich von der Wand schlucken.

- Gute Idee! Anton stand auf. Er gehe auch mal eben hinter die Wand. Zu den Go-Spielern nebenan. Boris sei da, und der schulde ihm eine Revanche. Bis später also!

- Flucht, sagte Bettina. Die Sache mit Paul geht ihm mächtig an die Nieren. Rauchen wir noch eine?

Sie griff in die Innentasche einer dunkelbraunen Lederjacke, die Vera noch nicht kannte. Sie hatte den Überblick verloren, im Lauf der Jahre ein halbes Dutzend oder mehr, Lederjacken kaufen gehörte zu Bettinas Lieblingsbeschäftigungen.

- Existiert noch die enge aus schwarzem Nappa, die du an dem Abend im Pfarrhaus getragen hast, im Mai 89, nach Losas Lesung?

Bettina erinnerte sich nicht gleich.

- Du bist vor dem Essen gegangen, hast Paul ein Buch in die Hand gedrückt, dein Haarweiß war ähnlich wie jetzt, mutig gefärbt, dachte ich, sagte Vera, als könnte sie damit Bettinas Gedächtnis auf die Sprünge helfen. Die Jacke konnte einen neidisch machen, unerschwinglich für mich, da brauchte ich nicht lange zu rechnen, damals, mit zweihundert geschenkten Westmark in der Tasche.

- So eine weiche, anliegende mit Stehkragen meinst du? Gehört mir leider nicht mehr, sondern irgendwem in Lissabon.

- Geklaut?

- Abhanden gekommen, sagte Bettina, eine standhafte Liebhaberin Portugals. Dort können die Leute so was tragen, hier würde fast niemand reinpassen.

In der Tat. Bettina war die Leichteste unter allen Erwachsenen in Veras Leben. Neben den Freundinnen zu Hause, gewichtigen Müttern und

Großmüttern allesamt, fühlte Vera sich eher fleischarm, hingegen stämmig, wenn sie Bettina umarmte, und überraschend groß.

Bettina zündete ihre Zigarette an.

- Die Jacke hat zwei, drei Wochen in Pauls Wohnung zugebracht, sagte sie. Dort bin ich in meiner Nomadenzeit mal gelandet, wusstest du das?

Vera schüttelte den Kopf.

Sie erinnerte sich, dass im Sommer neunzig, als sie ihre erste Woche mit Paul verbrachte, Bettina irgendwo in der Nähe wohnte, in einem unübersichtlichen Mehrpersonenhaushalt, und kleine Aufträge vom Rundfunk bekam, dass Paul wenig später ihre unlängst vollzogene Trennung von Ehemann und Schule erwähnte und Vera glaubte, er brachte da etwas durcheinander, wahrscheinlich meinte er eine andere Frau aus dem Viertel. Doch nicht Bettina!. Wie wäre die darauf verfallen, vor Kindern berufsmäßig die Erwachsene abzugeben, noch dazu sich zu verheiraten, eine Familiengründung ins Auge zu fassen! Der Rundfunk, ja, das konnte Vera sich vorstellen, Ätherwellen!, und dieses Herumziehen mit dem Mikro, mal da, mal dort hinhören, Ansichten und Töne sammeln, daraus etwas Eigenes bauen und verklingen lassen, genau das Richtige für Bettina.

- Meine Wohnung in einem anderen Stadtteil ließ ich leer und war im Viertel unterwegs mit einem Kofferchen, bin eingezogen in Wohngemeinschaften oder bei einzelnen, wie es sich gerade ergab, wichtig war nur, jemand lud mich ein zum Bleiben.

- Und wie bist du bei Paul gelandet?

- Nach einer Kneipennacht. Ich wohnte in seinem Gästezimmer, bis er eines Morgens mit einem rohen Ei in der Hand an mein Bett trat, vielmehr an diese spartanische Liege, die du ja kennst, mich aufweckte und aufforderte, ihm das Ei zum Frühstück zu kochen. Meine Reaktion: Leck mich. Paul warf. Das Ei zerplatzte am Rand der Liege, dicht neben

dem Kopfkissen. Eine Stunde später war ich fort, sagte Bettina. Kannst du die Geschichte noch nicht?

Vielleicht war die Geschichte, die Bettina erzählt hatte, anders, denkt Vera. Genau behalten hat sie nur, dass an jenem Abend Paul mit Papiertüchern auf der Stirn da saß und plötzlich fort war, dass sie das Gefühl hatte aufzuleben, als sie von alten Zeiten, Zeiten weit vor Pauls Krankheit sprachen, von Paul, als könnte er jeden Moment, ein Glas Whisky in der Hand, an ihrem Tisch auftauchen und mit blitzenden Augen etwas Boshaftes oder Zärtliches sagen, sie im Handumdrehen für sich einnehmen, dass sie eine Zeit lang, während Anton beim Go-Spiel war, in Erinnerungen an Paul schwelgten, wie man von einem Verstorbenen spricht, dass erst bei ihrem Aufbruch die Gegenwart zurück war mit der grauen Last und dem Krankenlager am Ende einer düsteren Wohnung. Sie fürchte sich, dorthin zurückzukehren, hatte sie gesagt, und Bettina, unerwartet weich: Das könne sie sich vorstellen. Gern würde sie Vera helfen, doch falle ihr nichts Taugliches ein, außer diesem zweifellos, der Gewissheit, dass ihre Nähe Paul gut tue. Dass er sie brauche.

- Ja, hatte Vera gesagt, ja. Wie ein Haustier.

14.

SIE fand die Station nicht, auf der Paul sein sollte. Sie irrte durch das Krankenhaus, durch glänzend saubere Treppenhäuser und Flure. Alles schien so übersichtlich, doch stand sie immer wieder vor Glastüren, an denen sie umkehren musste. Vielleicht war sie im falschen Gebäude. Anstatt zu fragen, setzte sie sich in einer Wartebucht auf einen Stuhl und sah dem Betrieb zu. Sie saß da in ihrem dicken, flauschigen Mantel, mit Stiefeln, die eben noch durch Straßenschmutz und Schneematsch gelaufen waren. Immer brachte man von draußen etwas Grobes, Verunreinigendes in diese Welt der Betten. In einem Hotel hätte sie daran nicht gedacht, hätte sie an Menschen in Schlafanzügen und Pantoffeln nicht gedacht wie an Schutzbedürftige. Hier fühlte sie sich aufdringlich verpackt in Nähe all der dünn umhüllten Körper, fühlte sich zugleich stark und frei, auf ihren Schlechtwettersohlen konnte sie davon eilen, niemand hielt sie zurück. Niemand würde sie aus dem Bett holen, auf einer Liege in den Lastenaufzug rollen und weiter hinein in die Klinikmaschine hinter den verschlossenen Durchgängen, in die verborgenen Bereiche, aus denen kein Laut hervordrang. Hier fuhr eine dunkelhäutige Frau einen Wagen mit klapperndem Geschirr durch den Gang. Vera erinnerte sich an das fade Abendbrot, das sie in diesem oder einem anderen Gebäude des Klinikums gegessen hatte, Paul zuliebe, er wollte ja nichts umkommen lassen. Sie erinnerte sich daran, dass er damals noch Schreibpapier und die letzten Seiten aus dem Manuskript mitgenommen hatte, um in seinem schlauchartigen Einzelzimmer weiter an „Samok“ zu arbeiten. Diesmal hatte er sogar den Roten Kalender, den er nie vergaß, zu Hause liegen lassen. Als Vera ihn einstecken wollte, fielen Zettel heraus, Zettel mit Telefonnummern und mit einzelnen

Wörtern, auch mit seiner Unterschrift, als habe er, dem mitunter bestimmte Buchstaben nicht mehr gelangen, das Schreiben üben wollen. Auf einem aber stand unter dem Neujahrsdatum ein ganzer Satz: Voller Trauer wäre Vera und erleichtert, käme sie wieder und fände mich tot. Sie steckte die Zettel zurück in das Büchlein und legte es auf Pauls Schreibtisch.

Eine junge Frau im Arztkittel ging vorüber. Vera stand auf. Sie fragte nach der Station, auf der Paul sein sollte. Im gleichen Gebäude, sagte die Frau, eine Treppe tiefer. Vera war mehrmals daran vorbei gelaufen.

Im Zimmer erblickte sie linkerhand ein Bett, in dem ein schwarzhaariger Mann lag und schlief, rechts einen Nachttisch mit Messgeräten, ein Gestell mit Infusionsflaschen, tausend Drähte und Schläuche, und alle steckten an Paul. Er fuhr hoch, als Vera an sein Bett trat, er wollte sich los machen, wütend, er habe die Sache nun gründlich satt. Er setzte sich hin, irgendetwas riss ab, eine Schwester kam herein. Nicht schon wieder, Herr Winnesberg, sagte sie, sonst müsse sie den Arzt rufen. Das hoffe er doch, sagte Paul, denn er habe nicht vor, noch länger an diesen Apparaten zu hängen. Wenig später erschien der Stationsarzt. Pauls Kreislauf sei zusammengebrochen, erklärte er, das nächste Mal werde der Professor die Chemotherapie nur im Beisein eines Kardiologen vornehmen. Wiederum später kam eine andere Schwester mit einer Blutkonserve, die Paul zurückwies. Das kostet, sagte die Schwester, eigens für ihn sei das Blut beschafft worden. Er habe es nicht bestellt, sagte Paul. Vera saß dabei, erschrocken, verwirrt, sie begriff nicht, was da im Lauf eines Tages geschehen war. Paul ging es so schlecht, dass man ihm neues Blut einflößen wollte, dabei war er aufsässig wie in gesündesten Zeiten. Wiederum später erwachte der andere Patient – ein Gefährte, hatte Paul leise zu Vera gesagt, jünger als ich und kränker –, er klagte darüber, dass ihn niemand besuchte, nicht einmal anrufen konnte er, das Telefon funk-

tionierte nur mit einer Karte, wie Paul sie besaß, und die gab es an der Rezeption. Mit dem Geld von Pauls Leidensgefährten ging Vera los, erleichtert, aus dem Zimmer und aus dem Haus zu sein, darauf bedacht, sich den Weg durch das verschneite Klinikumsgelände einzuprägen, damit sie ihn in der frühen Dunkelheit wiederfand.

Mit der Telefonkarte, sagte Paul bei ihrem nächsten Besuch, habe der Nachbar nicht mehr viel anfangen können. Vera sah zu dem leeren Bett hinüber: Ist er so plötzlich ...? Nein, verlegt nach Frankfurt. Und von ihr habe er regelrecht geschwärmt, Paul beglückwünscht zu seiner warmherzigen Frau.

Das hat Vera behalten, aber worüber sie sprachen, während sie aus dem Zimmer gingen und ganz langsam im Flur auf und ab, weiß sie nicht mehr. Erstaunt war sie, wie rasch Paul sich erholt hatte, wie gelassen er wirkte. Es würde nicht lange dauern, und er käme nach Hause.

Der letzte Tag, den er in der Klinik zubrachte, war sonnig und sehr kalt.

Vera fand ihn nicht in seinem Bett.

- Wahrscheinlich im Aufenthaltsraum, sagte der neue Zimmergefährte.

Ja. Paul stand dort im Schlafanzug, das Gesicht zur Tür gewandt, als warte er schon eine Weile. Vera ging ein paar Schritte auf ihn zu und erschrak. Nie zuvor hatte sie diesen Blick gesehen, bei Paul nicht und bei keinem anderen, und doch erkannte sie ihn. Dann verschwamm alles hinter Tränen.

- Geh nicht fort, bitte, geh nicht, sagte sie.

Paul zog sie an sich. Unter dem dünnen Stoff fühlte sie den abgemagerten Körper.

- Komm, sagte er, setzen wir uns. Sie packte die Post aus und das Obst, die Süßigkeiten, die sie mitgebracht hatte. Paul schälte eine Banane, biss ein Stück ab, hustete. Auf dem herabhängenden Streifen Schale erschien ein roter Fleck.

- Du blutest!

Paul betrachtete das glänzende Rot.

- Das ist kein Blut, erklärte er und legte die Banane beiseite.

Sie saßen einander gegenüber und hielten sich bei den Händen. Susanne sei vorhin da gewesen, sagte Paul, sie habe von ihrem Lehrgang in Mainz erzählt und von den Kindern, sehr gefreut habe es ihn, dass sie heute gekommen sei. Vielleicht habe er auch angerufen und sie um einen Besuch gebeten oder Bettina anrufen wollen und Susannes Nummer gewählt, er könne sich nicht erinnern.

- Hast du Schmerzen? fragte Vera. Als habe er die Frage nicht gehört oder nicht verstanden, sah Paul sie weiter an mit dem aufgerissenen Blick, der zu groß war, zu entrückt oder entfernt, dachte Vera, um dieses Fernsehzimmer, die anderen Patienten und sie selber noch wahrzunehmen, wie sie waren.

- Du bist wunderschön, sagte er. Und nach einer Weile: Welches Datum ist heute?

- Mittwoch, der neunte Februar zweitausend.

Sie saßen in dem sonnigen Zimmer, Vera hielt Pauls Hand, die warm war, und hatte begriffen, dass er sein Sterbedatum wissen wollte.

Von dem, was er ihr in einem plötzlichen Redeschwall dann mitteilte, sehr eindringlich, fast beschwörend, verstand sie nichts mehr, aber sie hörte heraus, dass er ihre Zustimmung brauchte. In die kleinen Pausen hinein nickte sie, sagte: ja, das sehe sie genauso, sie sei da ganz auf seiner Seite, er könne sich auf sie verlassen. Pauls Sätze ergaben keinen Sinn. Die Wörter, jedes bekannt und erkennbar, waren wie bunt zusam-

mengewürfelt, wie die Steinchen ihres Scrabblespiels waren sie, wenn sie nach der beendeten Partie vom schräg gehaltenen Brett in den Beutel rutschten und aus dem Gefüge der Worte ein Haufen Buchstaben wurde.

Nach der Ansprache begann Paul unruhig zu werden. Er wollte nach draußen. Also gingen sie im Flur auf und ab. Bald redete Paul vor sich hin, Vera schien er nicht mehr zu bemerken. Unversehens schwenkte er, als sie wieder einmal an den Toiletten vorbeikamen, ab und verschwand. Er blieb so lange fort, dass Vera schließlich hinterher ging und auf gut Glück an die Kabinen klopfte, Pauls Namen rief. Gleich kam er heraus. Als sei ihm Veras Anwesenheit in diesem Augenblick erst bewusst geworden, setzte er den Flurspaziergang mit ihr fort, bis er sich müde fühlte und zurück in sein Bett wollte. Oder nein, doch lieber in den Aufenthaltsraum. Dort saßen sie dann wieder. Der Fernseher war angeschaltet, Paul sah zum Bildschirm hinüber, Vera verstohlen zum Nachbartisch, an dem eine junge Frau einen kahlköpfigen jungen Mann vorsichtig mit Joghurt fütterte. Draußen war es schon dunkel. Irgendwann murmelte Vera, wenn sie noch zu dem Konzert von Bettinas Freundin zurecht kommen wolle, müsse sie bald gehen. Paul stand auf wie erlöst:

- Ja, geh dann mal, sagte er und sah sie an mit seinem weit entfernten Blick: Ich will dir noch winken, von meinem Zimmer aus.

Sie lief um das Haus herum, einen schmalen beleuchteten Weg entlang, sah hoch zu den Fenstern im dritten Stock, vielleicht entdeckte sie an einem von ihnen doch Paul, der geduldig gewartet hatte, bis sie, die lange nach einem Durchgang zur Rückseite des Gebäudes suchen musste, hier unten erschien. Zu spät, umsonst, dachte sie, und sah in diesem Augenblick die Gestalt am Fenster, Paul als Schattenriss: ein großer Schatten, der mit schwerer Hand winkte. Sie stellte sich unter die nächs-

te Laterne, sie schwenkte die Arme, sie rief, als könnte er dort oben hinter Glas alles hören, rief das erste Mal wie unter fremder Macht, dann noch einmal, entschieden und bekräftigend: ich liebe dich, und stürzte davon.

Vera erinnert sich, dass sie einen dunkelbraunen Mantel und einen weißen Schal trug, dass sie ihr Winken, ihr Rufen unter der Laterne, kaum, dass es vorbei war, wie eine Filmszene erlebte, die in Realität umschlug oder umgekehrt. Inbild eines Abschieds, zu theatralisch, um wirklich zu sein. Im Schutz der Unwirklichkeit sprach sie den Satz aus: Paul stirbt, und ließ sich von Bettinas Freunden, die wie sie zu dem Konzert gekommen waren, gern beschwichtigen: So schnell geht das nicht.

Und doch wusste sie, als am nächsten Morgen das Telefon läutete, dass der Anruf aus dem Krankenhaus kam - mit der Nachricht, auf die sie gefasst war.

15.

Es taute. In blendendem Licht gingen sie mittags zum Krankenhaus. Auf dem Rückweg trug Vera über dem Arm Pauls Wintermantel, Bettina seine Sachen in einer Plastiktüte mit dem Aufdruck: Patienteneigentum. Rot stand die Nummer der Station darauf und Pauls Nachname, falsch geschrieben.

Die angebrauchten Medikamente aus Pauls Wohnung gab Vera in der Apotheke ab. Im Zeitungsladen daneben kaufte sie sich einen Vorrat Zigaretten. Sie lehnte an der Kommode im Flur, blätterte Pauls Telefonkalender durch, rauchte und rief an. Dabei sah sie sich im Garderobenspiegel zu.

Spätabends kam Robert. Gemeinsam warteten sie in einem weißen leeren Korridor. Sie warteten auf die Ärztin, die in der Nacht zuvor Pauls Tod festgestellt hatte. Schnell sei es gegangen, sagte sie. Der Notruf erreichte sie auf einer anderen Station, im Nachbargebäude. Als sie bei dem Patienten eintraf, waren seine Augen schon starr. Er lag im Fernsehraum, neben seinem Stuhl. Der Tod sei kurz vor dreiundzwanzig Uhr eingetreten. Schnell. Es war, sagte sie zu Robert, für Ihren Vater nur gut so. Er hatte Metastasen überall. Den ganzen Abend sei er sehr unruhig gewesen, versuchte noch zu telefonieren, was ihm aber nicht gelang, und habe später das Zimmer verlassen, sagte Pauls Bett Nachbar, wann, wisse er nicht, er sei vorher eingeschlafen.

Was man ihnen erzählt hatte, erzählten sie Bettina und Anton im portugiesischen Restaurant. Mario, der Kellner, trat an ihren Tisch. Er reichte jedem ein Glas Weinbrand und erhob seines: Auf unsere Freunde.

Nachts lag Vera wach. Sie sah die schmale junge Ärztin in ihrem weißen Kittel durch das weitläufige Krankenhaus laufen, das still war, wie ausgestorben. Ging der Fernseher noch, als sie bei Paul ankam? Was hatte er zuletzt gesehen? Dasselbe, vielleicht, wie drei Jahre zuvor im Schlaf? Ich liege auf dem Bauch, lang gestreckt auf einem Teppich, nichts schmerzt, und plötzlich bin ich mitten in einer ungeheuerlichen Explosion. Um mich herum ist alles blendend hell, mit einem Stich ins Gelbe, an den Rändern bläulich, ich sehe liegend nichts als Helle um den Kopf, ich blicke wie in ein längliches Viereck, lautlos alles. Diese Stelle hatte Vera gesucht im Heft mit Pauls Traumerzählungen, sich daran erinnert, dass Paul ihr einmal die Explosion beschrieb. Ein Traum, sagte er, habe ihm das Ende schon gezeigt, nichts, wovor er sich fürchten müsse.

Am nächsten Tag fuhr Frau Falke mit Robert zur Pathologie. Vera wollte nicht mitkommen, wollte keinen zweiten Abschied. So schön ha-

be Herr Winnesberg ausgesehen mit seinem weißen Bart, sagte Frau Falke, schöner als im Leben. Wie ein biblischer Prophet, sagte Robert.

Als dann am Abend, im Lokal mit den schrägen Fenstern, Vera von ihrem Platz aus zur plötzlich offenstehenden Tür hinsah mit aller Kraft, war es Paul, der sich am Morgen rasiert hatte, Paul in der schwarzen Lederjacke, der jeden Augenblick hereinkommen musste.

In seiner Wohnung blieb er ein Schatten, immer und überall zugegen, unzugänglich, unaufdringlich, war er die Ordnung der Dinge dort, ihr nachlassender Zusammenhalt. Vera löste heraus, was sich ihr anbot, was nur bei ihr gut aufgehoben wäre, was Paul selbstverständlich ihr überlassen hätte, da musste sie nicht lange überlegen. Rasch packte sie, kurz bevor Anton erschien, der sie im Auto mitnahm nach Berlin. Pauls kleinen fleckigen Koffer, der ihn auf allen Reisen begleitet hatte, füllte sie mit Heften, Mappen, Stößen von Papier und fühlte sich erlöst. Erlöst von den Handlungen zuvor, den Anrufen, Gängen, Regelungen, Absprachen. Die Auflösung des Haushaltes würden andere übernehmen. Vera hinterließ die Wohnung wie ein Abrisshaus, das scheinbar intakt, doch zuinnerst morsch war. Die Dinge verfielen rasch, wenn der Geist des Besitzers fehlte.

Mit ihrem Gepäck ging sie durch den Hausflur, den Paul, einer früheren Nutzung eingedenk, die Kutscheinfahrt genannt hatte, durchquerte den Gang zwischen Mülltonnen auf der einen, dem Gitter von Pauls verwildertem Vorgarten auf der anderen Seite und sah am Straßenrand Antons Auto entgegen. In ihrer Manteltasche fühlte sie den Stein aus Lanzarote, der als Anhänger diente. Ihr kam der Gedanke, dass wahrscheinlich auch Flüchtlinge ihre Wohnungsschlüssel mitnahmen.

Aus dem Auto sah sie zurück auf das blassrosa Haus, den leeren Balkon und die rotbraunen Jalousien vor den Fenstern im Erdgeschoss.

Acht Tage später war sie wieder da, zur Trauerfeier mit Pauls Freunden, Bekannten und früheren Kollegen, zum Abschied von Paul in seinem Sarg aus Kiefernholz, bevor er verbrannt und seine Asche im fränkischen Familiengrab beigesetzt wurde.

In der überfüllten Trauerkapelle des Bestattungsunternehmens saß sie in der ersten Reihe, hörte Musik und Ansprachen und sah zu der hellen Holzkiste hinüber, als könnte die ihr verraten, was Paul von dieser feierlichen Versammlung hielt. Sicher hätte es ihn erstaunt, ihn gerührt, dass so viele gekommen waren, wie ihn schon die Zeitungsnachrufe auf den Freund und Redakteur gerührt, ja erfreut hätten und ganz besonders das lange Gedächtnis von Schriftstellern, die öffentlich Trauer um ihren Kollegen bekundeten. Einer von ihnen war aus Basel angereist und hielt eine Rede, aus der Vera behielt, was auch sie, wäre sie an das schwarze Pult getreten, hätte sagen können: Und wenn wir uns noch so bemühten, mit Bildern aus seinem Leben, mit Sätzen von ihm oder über ihn Paul hier in die Mitte zu stellen – diese Mitte bleibe leer, sagte er. Denn der Platz in unserer Mitte, er gehört dem Nichts, dem Tod, dem Schweigen.

Samok

DIE schönen Bleistifte aus Zedernholz: einer ihrer ersten Käufe mit dem neuen, dem harten, dem überall akzeptierten Geld, das ihr Portemonnaie schwer machte von einem Tag auf den anderen, damals, im Sommer vor zwölf Jahren. Stifte zum Zeichnen, ausgewählt für Skizzen am Beginn einer neuen Zeit. Vera wollte festhalten, was bald schon verändert, verschwunden, vergessen wäre, es aufzeichnen mit nüchternem Abschiedsblick, mehr nicht, und war selbst dazu nicht gekommen. Keine Zeit ihres Lebens lief in solcher Beschleunigung ab, mit solchem Zuwachs an ungeahnt sich bietenden und absehbar endenden Möglichkeiten. Nie hatte es in ihrem Verlag so viel Betriebsamkeit und Unternehmungslust, auch nie so entschiedene Warnungen vor der Zukunft gegeben wie damals, nie zuvor ein solches Arbeitstempo.

Sie weihte die immer noch unbenutzten Zeichenstifte ein, als sie, einen Paken Druckfahnen auf den Knien, im November 1991 nach Rudolstadt fuhr, dieselbe Strecke wie jetzt im Mai, und die breiten Ränder mit Korrekturen füllte. Du hast freie Hand, hatte der Cheflektor gesagt, nur beeile dich.

Sie saß in ihrer Abteilecke, versuchte, während sie verbesserte, strich und einfügte, sich ein Bild von den Gesprächspartnern zu machen, einem Kirchenältesten aus dem Rheinland und einem jungen sächsischen

Bürgerrechtler, dem offenbar kein Deutschlehrer durch Anschreiben an der Tafel das Wort beinhalten ausgetrieben hatte, daran erinnert sie sich noch und an einen plötzlichen Wechsel im Ton, einen Ausbruch von Empörung im parallelen Dahintreiben der Bekenntnisse und Forderungen auf der einen, der Ratschläge und Belehrungen auf der anderen, der durchweg ruhigeren Seite, die unverrückt dem nationalen Zusammenwachsen entgegensah und ihm die Richtung wies. So dürfe man das nun überhaupt nicht sehen, erwiderte der junge Mann, als sein Gesprächspartner den Zusammenbruch des Sowjetimperiums in einen weit gespannten historischen Rahmen fügte und vom Nachgeben des Königs sprach. Vera hörte förmlich, wie die Stimme des Jungen in die Höhe ging. Das wolle er überhört haben, rief er aus und bewies ihr, die hinter den Satz ein Ausrufezeichen malte, dass er doch auch zuhörte, wenigstens an dieser Stelle. Die Stifte benutzte sie abwechselnd, bis sie alle anspitzen musste.

Da erst, kurz hinter Jena, bemerkte sie den lautlosen Gesang der Frau, mit der sie allein im Abteil saß, das sachte Schwingen des schwarzgelockten Kopfes, die Notenblätter in ausgestreckten, wiegenden Armen, die heitere Konzertstimmung im stillen Abteil mit den goldbraunen Polstersitzen.

Gäbe es einen Handel mit der Zeit, die Fahrt von damals würde sie gern jetzt eintauschen gegen diesen Großraumwagen, einen Käfig voller Lärm, durch den eingesperrte Schüler toben. Dicht vor ihr eine Rückenlehne, die sich alle paar Minuten senkt und wieder aufrichtet, dicht neben ihr ein Zirpen und Scheppern, übrig geblieben von der Musik, mit der die junge Nachbarin sich die Ohren zugestöpselt hat, die Augen hält sie geschlossen. Sie hat helle Wimpern, eine hübsche kleine Nase und sicher Kummer mit einigen Pickeln am Kinn. Doch eben sieht sie aus, als denke sie an etwas Schönes. Vera wendet sich wieder zum Fenster, jäh

von Neid erfüllt: in Reichweite ein Kopf, in dem nicht über ein halbes Jahrhundert Vergangenheitsschutt lagert, für den die Erinnerung an den sechzehnten Geburtstag noch frisch und von der Zukunft zu träumen eine Lieblingsbeschäftigung ist.

Auf der Reise damals, vor elfeinhalb Jahren, wäre Neid ihr nicht in den Sinn gekommen. Unbeschwert und unternehmungslustig fuhr sie in die novemberliche Provinz, wo Paul sie erwartete. Paul in Goldgräberstimmung. So hatte sie es der Sängerin geschildert: Ein Mann, der einer einzelnen, stämmigen, sein sogenanntes Gästezimmer verdunkelnden Edeltanne zuliebe die Bepflanzung im schmalen Vorgarten einschränke, dieser Mann könne bald durch eigenen Wald radeln. Immerhin halte er es für möglich und habe sich nach Rudolstadt begeben, um alte Urkunden zu präsentieren, wie Abertausende jetzt Eigentum entdeckten, Häuser und Land, dessen Rückgabe sie beantragen dürfen. Beneidenswert, sagte die Sängerin. Finden Sie? Statt Wipfelrauschen hörte Vera schon Pauls bittere Beschwerden über Bürokraten, Forstarbeiter und Unsummen verschlingende, von einer so rückständigen wie rücksichtslosen Industrie hinterlassene Schäden an Bäumen und Boden. Ehrlich gesagt, sagte sie, hoffe sie auf die Ablehnung des Antrages, möglichst rasch, ehe der Ärger alle Tage die Oberhand gewinne. Das Beste an der Sache sei ja die Aufbruchsstimmung. Und die erlebe auch, wer keine der Thüringer Fichten sein eigen nenne, sagte Vera. Die Sängerin nickte: Wie beim Verlieben, sagte sie, und Vera nickte. Sie tauschten ihre Visitenkarten, sie freuten sich auf den bunten Abend im Theaterfoyer, wo die Sängerin im Publikum ein bekanntes Gesicht entdecken würde und Vera zu hören bekäme, was sie bislang nur als Gesangspantomime erlebt hatte.

Dass daraus nichts wurde, war enttäuschend, doch eigentlich keine Überraschung.

Die Stadt, durch die Paul sie führte, ist ihr als enger, leerer und rauer Ort, beherrscht von einer Burg, in Erinnerung geblieben, als hingebaute Verweigerung von Heiterkeit, als Heimstatt einer genügsamen Bevölkerung, der es nicht im Traum einfiel, Geld und noch dazu das neue, echte für etwas so Überflüssiges wie die Eröffnung der Faschingssaison im Stadttheater auszugeben. Sicher hatte Iovanka TismaKeller, die schwarzen Locken schüttelnd, das Warten auf ein in letzter Minute geschehenes Wunder abgelehnt, hatte den Abendzug nach Berlin bestiegen und in lautem Sopran geschworen, nie wieder nach Rudolstadt zu kommen. Auch Vera dachte nicht daran, die Stadt einmal wiederzusehen.

Die Schulklasse wird weiterfahren, nach Franken oder Bayern. Nur wenige steigen aus an der Station, deren Name Veras junge Nachbarin flüchtig wahrnimmt, bevor sie wieder die Augen schließt und an Schönes denkt.

Sie geht einen sonnenüberfluteten Bahnsteig entlang, tritt aus einem lichten Bahnhofsgebäude, blickt auf blühende Forsythien und Magnolien und dichtes, zartes Grün unter tiefblauem Himmel, atmet würzige Luft ein, wie in einen Traum entlassen. Nichts erkennt sie wieder von damals.

Am Rand des Vorplatzes bleibt sie stehen und sieht zu den parkenden Autos hinüber. Dort. Der schwarze Saab, die winkende Gestalt. Langsam überquert sie den gepflasterten Platz, vergleicht im Näherkommen das lächelnde Gesicht mit ihren Erinnerungen. Voller erscheint es ihr und glatter als vor einem Jahrzehnt. Wenn Vera sich in Verlagssitzungen die Zeit mit Zeichnen vertrieb, hatte sie auch dieses Gesicht im Blick gehabt, die breite Stirn, den kleinen energischen Mund, die graublauen Augen hinter einer eckigen Brille. Die fehlt jetzt. Auch die markante steile Falte zwischen den Augenbrauen ist verschwunden. Erhalten geblieben, sogar von intensiverem Glanz noch, das dunkle Kastanienbraun

der Pagenfrisur. Im Älterwerden verjüngt, einen regenbogenfarbenen Chiffonschal über dem weißen Blazer, so steht sie da und ruft Vera ein Willkommen entgegen.

Am Telefon hatte Vera die Stimme nicht erkannt. Erraten sollte sie, wer da anrief. Das mochte sie noch nie. Wenn nach einer Ewigkeit jemand Unsichtbares sich urplötzlich mit einem Ratespiel meldete und sie in Verlegenheit brachte, ihr Stimmengedächtnis war schwach. Sie kannte die Anruferin, aber woher bloß. Statt des hilflosen: Nun sag schon, sagte Vera, als seien sie beim Heiteren Beruferaten aus lang vergangenen Fernsehzeiten: Mach mal eine typische Handbewegung! Darauf ein Lachen, das alles klärte. An einem hellblauen Kantinentisch saß rauchend, die Ellbogen aufgestützt, die Hand mit der Zigarette schwenkend beim Reden, sie redete gern und lachte, dass man sich nach ihr umdrehen musste

- Edith!

- Erraten! Und welche Handbewegung könnte ich machen?

- Reiben von Daumen und Zeigefinger!

Edith Graupner, die Verlagsökonomin. Wie lange war es her... Das Schreibpapier fiel Vera ein. Paul wünschte es sich, Ostpapier aus der Konkursmasse. Nimm, soviel du brauchst, sagte Edith. Das war im Frühling '92, die Abwicklung des Verlages, fast ein Jahr hatte sie sich hingezogen, stand vor dem Abschluss.

Zehn Jahre lang keine Nachricht mehr von Edith. Und jetzt auf einmal. Was wollte sie?

Vera hatte Ediths Arbeit geschätzt. Wie erfinderisch und beharrlich, ohne das gemeinhin übliche Lamento, sie den täglichen Kleinkrieg führte, den Kampf um eine neue Telefonanlage, um ein Kopiergerät oder wenigstens mehr Durchschlagpapier, um die Erhaltung des verlagseigenen Ferienobjektes und der beiden Verlagsautos, die Erfüllung des Ener-

giesparplanes und der Altpapier-Abgabequote, die Verbesserung des Kantinenessens. Wie ihr bei alledem die gute Laune nicht abhanden kam. Verzweifelt hatte Vera sie nur einmal erlebt, im Sommer 1989, als ihre Töchter über Ungarn in den Westen geflohen waren, und einmal auch düster, mitten in der allgemeinen Euphorie, die Mauer war gefallen. Ist euch klar, hatte Edith gesagt, dass uns in dieser Nacht das Programm weggebrochen ist?

- Aber weshalb ich anrufe, errätst du bestimmt nicht.
- Mach es nicht so spannend. Verrat es mir!
- Wir erwarten deine Antwort, sagte Edith Graupner.
- Wer ist wir? Welche Antwort?

Wieder das Lachen. Es ärgerte Vera. Wenn Edith mit diesem albernen Spiel nicht aufhörte, würde sie auflegen. Schon das Läuten des Telefons hatte sie gestört, sie bei einer wichtigen Linie unterbrochen, einem Nasenrücken. Das Gesicht aufzurufen, war leicht gewesen, es zu zeichnen schwieriger als gedacht. Immer wieder mal, wenn sie in der U-Bahn Mitfahrende betrachtete, kamen ihr die beiden jungen Türken, die um die Wette Fotos eingesammelt hatten, in Erinnerung, ganz deutlich der Größere von ihnen. Wie er blitzschnell den Kopf drehte, schwarze Augen, kühne Nase, schmaler Mund, schräg zu ihr hinüber blickte. Was glotzt du, Alte? Das war an dem Tag, als dieser Georg Vollmar sie angerufen und ihr sein Projekt unterbreitet hatte. Noch lange lagen die Papiere und Dinge, die sie damals aus dem Schränkchen mit den tiefen Fächern hervorholte, überrascht, wie leicht es plötzlich fiel, auf ihrem Arbeitstisch ausgebreitet. Wenn sie abends aus dem Laden von Astrid Wiedemann oder vom Zusammensein mit den Enkeln nach Hause zurückkehrte, ging sie zuerst an den Tisch, als wollte sie Pauls Manuskripte begrüßen. Manchmal blätterte sie in einem der Hefte und las ein wenig vor dem Abendbrot. Paul heranzuholen wie das letzte Mal in ihrer Kü-

che, gelang nicht mehr. Sie hörte auf, es zu versuchen. Zu Astrid sagte sie: Jetzt habe ich akzeptiert, dass Paul tot ist. Es wurde auch Zeit, sagte Astrid.

Vor Ostern räumte sie den Arbeitstisch frei, damit sie Platz zum Zeichnen hatte, doch an den Feiertagen wurde nichts daraus. Familienbesuch, Ausflüge, Konzert und Kino. Danach kamen ruhigere Tage. Vera begann, weil es ihr als passender Abschluss des Freiräumens erschien, das Gesicht des jungen Türken aus der U-Bahn zu zeichnen. Und wurde gestört durch das Telefon, durch ein Reden in Rätseln, das Edith Graupner offenbar spaßig fand, sie hingegen

- Nun ärgere dich nicht, sagte Edith, gönne mir das Vergnügen. Zu Georg hatte ich gesagt, ruf du sie an, erzähle ihr aber nichts von mir. Erst wenn keine Antwort kommt, melde ich mich. Überraschung gelungen, nicht wahr?

- Kann man wohl sagen. Aber was hast du mit Georg Vollmar zu tun? Woher kennst du ihn? Rufst du aus Rudolstadt an? Ich dachte, dich hätte es nach Oranienburg verschlagen, irgendwer von den alten Kollegen erwähnte es mal.

- Lange vorbei. Seit fünf Jahren arbeite ich mit meinem Neffen zusammen. Dem Sohn meiner Schwester in Fürth. Bis zur Wende keinerlei Kontakte. Westverwandtschaft. Du weißt ja, bei meiner Funktion im Verlag. Ich hätte nie zur Frankfurter Buchmesse fahren können.

- Dort bist du aufgefallen, sagte Vera in Gedanken an einen Abend aus ihrer guten Darmstädter Zeit. Und vermutlich hat Hermann Winnesberg es dir inzwischen selbst erzählt. Das Romanfragment habt ihr von ihm bekommen?

Edith antwortete mit einer längeren Geschichte. Der umtriebige Nefte, die Buchmessen und Empfänge und stets jemand dabei, mit dem er Projekte ausheckt. Sie sei einem Nervenzusammenbruch nahe, sag-

te Edith, früher die Unerschütterlichkeit selbst, wenn in den Wochen nach Georgs Rückkehr aus Frankfurt oder Leipzig ein gigantisches Programm zusammengestrichen, ominöse Kooperationspartner abgewiesen, auf versprochene Verträge bauende Autoren vertröstet werden müssten, im günstigen Fall am Telefon, mit größerer Mühe, wenn sie ange-reist kämen und sich auf eine Einladung, einen vereinbarten Termin be-riefen. Immerhin habe sie die Kontrolle über Georgs Kalender erobert und manches Problem im Vorfeld aus der Welt schaffen, manchen Schan-den abwenden können. Aber nicht alle Verabredungen gelangten ihr zur Kenntnis, sagte Edith. So habe sie, als eines Tages plötzlich Herr Winnesberg auftauchte, zunächst ihren Neffen verleugnen wollen, tatsäch-lich war er gerade in der Stadt unterwegs, um Bücher und Nachlässe aus einer Haushaltsauflösung zu erwerben. Sie hätte den Besucher beinah schon verabschiedet, da kam er auf alte Zeiten zu sprechen.

An den Messestand unseres Verlages konnte er sich noch erinnern. Sich lebhaft an mich erinnern! Nach all den Jahren!

Er, allerdings, sei ihr damals nicht aufgefallen, sei untergegangen in der täglichen Menge gut gekleideter, grau melierter Westmänner. Aber diesmal habe er sie beeindruckt. Mit seinem Schicksal. Im Abstand von drei Monaten beide Brüder verloren! Natürlich fragte er sich seitdem, wann die Krankheit auch ihn holen werde. Er lebte im Gefühl, nicht mehr viel Zeit zu haben, und so sei ihm dieser junge Verleger mit dem gewagten Projekt wie ein Geschenk des Himmels erschienen. Das Manuskript seines Bruders hatte er nirgends, auch nicht im eigenen Verlag unterbringen können. Wer druckte schon den unvollendeten Roman eines Unbekannten. Georg interessierte sich sofort dafür. Er hatte von Paul Winnesberg gehört, vor längerer Zeit und wohl nichts Gutes. Auch das reizte ihn: ein angeschwärtzter Mann, ein gescheiterter Schriftsteller, eine tragische Figur.

- Und wie seid ihr auf mich gekommen? fragte Vera.

Edith schilderte es ausführlich. Ihr Bericht mündete in den Ausruf: Das war der Hammer! Ganz scheinheilig habe nämlich der Neffe, als Herr Winnesberg sich nach zwei Stunden Gespräch verabschiedet hatte, sie gebeten, doch mal eben in Berlin anzurufen. Weswegen? Wen denn?

- Na, mein Gesicht hättest du sehen sollen. Wie ich deines gern gesehen hätte, vorhin.

Also, fragte Edith, wie steht es mit deiner Antwort? Ist das Vorwort fertig? Sechs Seiten, die schreibst du doch mit links! Und dann besuchst du uns.

- Nichts ist fertig, sagte Vera.

Sie versprach, im Mai nach Rudolstadt zu kommen.

Sie überquert den Bahnhofplatz, tritt auf Edith zu. Keine Umarmung, keine Küsse rechts und links in die Luft, ein kräftiger Händedruck. Für einen Augenblick steht Vera vor dem gründerzeitlichen Amtsgebäude in Ostberlin, hält die massive Tür auf, bis die Kollegin heran ist, ihr die freie Linke schüttelt, sie mitzieht in frohgemutem Schaffensdrang, als könnte Vera allein den Schritt über die Schwelle nicht schaffen, und sich sogleich der ersten Herausforderung eines Arbeitstages stellt: der beschwerdegeladenen Ansprache des Pförtners, der die Schlüssel nicht aushändigt, ehe die Ökonomin sich alles von A bis Z angehört und Maß-nahmen versprochen hat. Für einen Augenblick steigt Vera die breiten Stufen hinauf in den zweiten Stock und spürt an diesem strahlenden Maitag die Steinkühle des Gebäudes wieder, in dem sie bis in den späten Nachmittag festsitzen wird. Auch Edith ist, kaum dass sie ihr Auto aus der Parklücke herausmanövriert hat, in den liquidierten Verlag zurück-gekehrt. Sie fährt an frischfarbigen Häusern, alten und ganz neuen, an gepflegten Grünanlagen, blühenden Vorgärten vorbei, durch enge Stra-

ßen zwischen Fachwerk und Schieferfassaden, fährt durch die Stadt, als sei nichts an ihr erwähnenswert oder alles auch Vera längst bekannt, die sich anhört, wie Edith, zügig vorbei an den Kulissen der Gegenwart, das wahre Leben von einst heraufbeschwört: Erinnerst du dich und weißt du, wie wir damals, nie hätte ich gedacht, ich sehe es ganz deutlich vor mir, zum Greifen nah, und wenn man bedenkt, unter welchen Bedingungen, mit wie viel Optimismus, ja sicher, die Schattenseiten, aber wo gibt es die nicht, und sie waren doch nicht das Ganze, nur, wen interessiert das und wer versteht einen noch, man muss es schon selbst erlebt haben.

- Ja, sagte Vera. Man muss das selbst erlebt haben, um es nicht zu verstehen.

Verwunderter Seitenblick von Edith: Wie meinst du das?

- Ein Zitat. Woher, fällt mir im Augenblick nicht ein.

Edith blickt wieder geradeaus. Ihr Profil hatte Vera nie gezeichnet. Jetzt leugnet es den Anblick von vorn, die Verjüngung im Älterwerden. Erschlafft und schwer die Haut unter dem Kinn, im Mundwinkel eine sichelförmige Furche, die sich tiefer eingräbt, wenn Edith die Lippen zusammenpresst, Vera bemerkt es, ganz kurz. Dann geht die Rede weiter, sie streift die Wendezeit und das Verlagsprogramm, in einer einzigen Nacht vernichtet, niemand außer Edith wollte es wahrhaben, allesamt im Glückstaumel, sie ja auch, nur etwas später, die Wiedervereinigung mit den Töchtern in Passau, die erste gemeinsame Reise nach Italien, dann aber der Schock der Umstellungen, die Torturen der Abwicklung, mit eigenen Händen das Lebenswerk abzutragen, heimatvertrieben im eigenen Haus, das hätten sie doch alle so empfunden, nicht wahr, und eines Tages das Ganze vorbei, Schluss und aus, wie nie gewesen. Vier Wochen Charité, der Blutdruck, sagt Edith, das Herz. Als ginge es sie nichts an, hört Vera zu, wie Edith von früher spricht. Kein Wort zieht sie mit in

die Vergangenheit wie vorhin der Händedruck, der ihr ein kühles Treppenhaus, das nörgelnde Berlinisch aus der Pfortnerloge wiederbrachte. Sie hört zu ohne Lust, sich einzumischen und selbst eine Anekdote, ein Fazit, eine Gefühlsäußerung beizusteuern. Wie sonst bei unzähligen Gelegenheiten. Auch bei Geschichten, die nichts mit ihrem Leben zu tun hatten. Die nicht für sie erzählt wurden. Edith könnte sie doch zuhören, ohne schweigend Wörter anzukreiden: Unser Identitätsverlust. Wir als Schicksalsgenossinnen. Sie könnte sich beteiligen am Ausflug in Zeiten, als die Arbeit in ihrem Beruf, an ihrem Schreibtisch im Verlag so unwandelbar und sicher erschienen wie ihre Ehe, lebenslänglich, hatte sie gedacht, manchmal mit leisem Schrecken. Davon will sie nicht reden, will nichts von sich erzählen, nicht einstimmen in einen Bericht von der Scheidung, bei dem Edith jetzt angelangt ist, und nicht über Paul Winnesberg sprechen, nach dem Edith bestimmt fragen wird. Wenn sie nicht vorher am Ziel angelangt sind. Stumm sitzt sie da, nickt gelegentlich, und sieht aus dem Fenster. Erstaunlich groß kommt ihr die Stadt dieses Mal vor, vielleicht fährt Edith Umwege, damit mehr Zeit bleibt zum Reden. Von Paul wird Vera nicht erzählen. Sie habe ja, wird sie sagen, alles aufgeschrieben. Sechs Seiten, wie verlangt. Im Gespräch mit Georg Vollmar wird sie auf die Uhr achten, sich rechtzeitig ein Taxi zum Bahnhof bestellen und den Abendzug nach Berlin besteigen, erleichtert, Rudolstadt wieder zu verlassen. Der Ort verwirrt sie. Der Anblick der Burg, die Grünanlagen, Einkaufszentren, restaurierten Straßenzüge scheinen sich zu wiederholen wie auf einer mehrfachen Rundfahrt. Gerade will Vera nachfragen, als Edith in eine baumreiche kurze Straße einbiegt und an deren Ende hält.

- Schluss der Stadtbesichtigung, sagt sie. Da wären wir.

Sie stehen vor einer wuchtigen alten Villa, die mit Erker, Zierturm, Schieferdach an das Großvaterhaus erinnert, denkt Vera, zu dem Paul

sie damals geführt hatte, wobei er ihre Hand fester umschloss und sagte: Jetzt wird es eng.

Die Räume, durch die Edith sie führt, erinnern Vera an alte Wunschphantasien, an Einrichtungen, die sie immer wieder mal beim deprimierenden Anblick ausgedienten Mobiliars in ihrem einstigen Verlag entwarf, überzeugt davon, dass die Ökonomin, selbst wenn ausreichend Mittel zur Verfügung stünden, für derlei Anschaffungen keinen Sinn besaß, sie als ästhetische Spielereien, komplett überflüssig, ablehnen würde. Und jetzt diese Ausstattung. Zweckmäßig, kühl und elegant, stilischer gesetzter Kontrast zur leicht protzigen Behäbigkeit einer Fabrikantenvilla unter Denkmalschutz. Nein, selbst gestaltet sei da nichts, sagte Edith, einen teuren Innenarchitekten hatten sie engagiert, noch jetzt schmerze sie die Geldausgabe, aber Georg ließ sich durch keinen ihrer Sparvorschläge davon abbringen, ausgerechnet er, der im Handumdrehen jedes Zimmer in eine Rumpelkammer verwandele, und stünden die Räume nicht unter ihrer Schirmherrschaft, sagte Edith, sähe es hier überall aus wie in seinem Büro, davon könne Vera sich später überzeugen. Zunächst gebe es einen Imbiss. Der Neffe lasse sich entschuldigen, ein eiliger Termin beim Grafiker, in einer halben Stunde sei er hier.

Blätterteigpasteten mit Frischkäse, dazu ein Salat aus Rucola und Pinienkernen und danach, die jüngst angeschaffte Maschine ist das Prunkstück der kleinen, funkelnd blanken Küche, der Espresso. Ob Vera sie auch so vermisse, fragt Edith.

- Wen denn?

- Die Zigarette zum Kaffee. Verboten, verboten, aber ich habe immer noch Lust darauf. Nach fast neun Jahren Abstinenz. Du hast doch früher auch geraucht, wie die meisten von uns, mittags in der Kantine.

- Aber ja.

An die Marken erinnert sich Vera noch und wie die Kantinentische rochen, wenn sie feucht abgewischt wurden, dieser Kunststoff, der Sprelacart hieß, Farbton hellblau, doch, das weiß sie ganz sicher. Und dass der Kollege Crusius so eine genüssliche Art hatte zu inhalieren den Qualm der anderen, er selber rauchte nie. Und wie sie darüber gestritten hatten, ob man ihn noch als passiven Raucher einstufen könne. Ein Sonderfall war er jedenfalls. Sie werde nie vergessen, dass er Walter Benjamin zitierte, den bekannten Satz von Fortschritt und Katastrophe,

- als es darum ging, dich zu trösten, sagt Vera. Deine Töchter hatten sich aus Passau gemeldet, im August '89.

Das weiß Edith noch, natürlich.

- Aber was war da mit Crusius und dem Zitat?

Vera schildert die mittägliche Szene in der Verlagskantine, Ediths Verzweiflung, die vollgeweinten Papiertücher. Sie ist gerade bei Benjamin angelangt, "dass es *so weitergeht*, ist die Katastrophe", sagt sie. Da wird die Tür aufgerissen, ein junger Mann stürmt herein. Sie schrickt zusammen, beruhigt sich gleich wieder: augenscheinlich ein Bote, ein Fahrradkurier, ja, die Umhängetasche, der Helm, das Trikot, und begreift, als Edith ausruft: Da bist du endlich!, dass dieser verschwitzte, hochaufgeschossene Junge, der ihr die Rechte entgegenstreckt, Georg Vollmar ist.

Zu der Stimme am Telefon, damals, hatte sie sich einen ganz anderen Mann vorgestellt, älter, schwerer, einen farblosen Büromenschen mit kauzigen Einfällen, jemand, den sie nie aufgesucht hätte, und war dann nach Ediths Anruf neugierig geworden. Würde sie auf einen alerten Geschäftsmann treffen, auf einen weltentrückten Büchernarren, auf eine Mischung aus beiden? Was immer ihre Vorstellungen waren, den Radler, der sie jetzt in sein Zimmer bittet, hat sie nicht erwartet. Auch nicht, trotz Ediths Vorwarnung, den Anblick dort. Ein heller, weitläufiger Doppelraum, früher wahrscheinlich Speisezimmer und Salon, in

dem das Chaos zu schwelgerischer Entfaltung gelangt war. Vollmar geht voran, einen Weg bahrend oder dem Weg folgend, der sich um Stapel aus Zeitungen, Katalogen, Manuskripten, um ungeöffnete Kartons, um Schuhe und vollgestopfte Plastiktüten herum durch dieses Arbeitsreich windet, in dem Vera außer einem erstaunlich aufgeräumten Schreibtisch, der obligaten Bürotechnik, einer Regalwand mit integriertem Flachbildschirm auch einen Kühlschrank, eine Liege, ein Kleidergestell ausmacht, und führt seinen Besuch auf eine kleine Veranda. Korbsessel, ein Glas-tisch, in der Ecke ein stattlicher Gummibaum. Georg Vollmars gute Stube.

Dort sitzt Vera, sieht hinaus in einen Garten voller Rhododendronbüsche und wartet. Ediths Neffe hat von nebenan Gläser und aus seinem Kühlschrank Mineralwasser geholt, sich sodann für einen Augenblick entschuldigt. Er bleibt lange fort. Es stört sie nicht, noch ist reichlich Zeit bis zum Aufbruch. Selbst wenn er nicht wieder käme, wäre es kein Unglück. Sie würde das Vorwort auf seinem Schreibtisch zurücklassen und noch eine Weile mit Edith plaudern. Schließlich hätte sie die Fahrt nicht unternommen, ihren Text hätte sie mit der Post geschickt, vielmehr, sie hätte ihn nie verfasst, wäre ihr Ediths Überraschungsanruf nicht als unabweisbarer Wink erschienen. Soviel Fügung durfte sie nicht ignorieren. Also setzte sie sich hin und schrieb. Leicht ging es nicht, das wusste sie von vornherein und bekam es fortwährend zu spüren. Sie zieht die Blätter aus dem Umschlag, wiegt sie in der Hand, als müssten sie sich schwer anfühlen. All die Versuche und Korrekturen, die Erschöpfung am Ende, das Gefühl, auch nicht zur geringsten Änderung mehr imstande zu sein.

Vorhin hatte sie, als bei der kleinen Mahlzeit die Rede auf den Anlass ihres Besuches kam, zu Edith gesagt: Noch nie sei ihr eine Arbeit so sinnlos erschienen wie diese:

- Paul ist tot. Über sein Leben zu schreiben, macht ihn nicht wieder lebendig.

Edith hantierte an der Espressomaschine, sah kopfschüttelnd zu Vera herüber:

- Und die Biographienreihe, die du im Verlag betreut hast, deine Voroder Nachworte zu den grünen Heftchen über Florence Nightingale, Bertha von Suttner, Mahatma Gandhi und wen noch alles? Jahre der Sinnlosigkeit? Mit Vehemenz hast du dich engagiert, regelmäßig einen neuen Kandidaten vorgeschlagen. Wenn dir vorgehalten wurde, diese oder jener sei doch mausetot, hast du gesagt, dann werde es endlich Zeit, sie wieder zum Leben zu erwecken. So warst du damals. Es hat mir besser gefallen als jetzt die Trauernde-Witwen-Pose. Die ich dir auch nicht abnehme, sagte Edith. Würdest du von Georgs Projekt nichts erwarten, säßest du nicht hier, hättest du diesen Umschlag nicht mitgebracht, in dem, lass mich raten, deine beschriebenen Blätter stecken. Dein Beitrag, um für das Nachleben, genau den Ausdruck hast du früher gebraucht, das weiß ich noch, er stand auch als Stichwort auf einem der Ordner in der Ablage, für das Nachleben von Paul Winnesberg zu sorgen. Darum geht es doch, also steh auch dazu!

Vera legt die Blätter ab. Sie schenkt sich Mineralwasser ein, trinkt und sieht hinaus in den schattigen Garten. Zu Ediths Ansprache, einer schwachen Nachfolgerin ihrer Ökonomiestandpauken von einst, erwarteten Höhepunkten der Dienstbesprechungen im Verlag, hatte Vera geschwiegen, sodann den Espresso gelobt. Was hätte sie sagen können? Dass Edith Recht hat. Dass die Lektorin Berend, ein fernes Wesen aus vergangenen Zeiten, in der Tat hartnäckig um den Fortbestand der grünen Reihe gekämpft, sich in ungetrübter Überzeugung für Wiederbelebung und verlängertes Nachleben eingesetzt hatte und dass ihr, Vera, nach Georg Vollmars Anruf das eigene Versäumnis bewusst, das weggeschlossene

Manuskript zum Vorwurf geworden sei, die überraschende Initiative sie daher erleichtert und zugleich angespornt habe, zum Gelingen des Projektes beizutragen.

Anstrengend wie früher niemals, wenn sie Einführungen für die Reihe „Lebensbilder“ schrieb, war diesmal die Arbeit. Immerhin habe sie, könnte Vera sagen, dabei für sich etwas gewonnen: die Trennung von dem schmerzhaft nahen, dann wieder unerbittlich fernen, ihre Gedanken besetzenden und jedes Gespräch doch verweigernden Schatten, mit dem sie die letzten zwei Jahre gelebt habe. Dieser allgegenwärtige Schatten sei verwandelt in eine umgrenzte Gestalt, in Ausschnitte aus einem Leben, Bilder, in ihr Bild von Paul. Wenn sie es nun aus der Hand gebe, könnte sie zu Edith sagen, wünsche sie sich, dass andere es freundlich aufnehmen.

Vera sitzt da, trinkt Wasser und wartet. Vielleicht ist Georg Vollmar, von einem neuen Einfall jäh erfasst, mit dem Rad auf und davon und hat sie in der guten Stube schon vergessen. Vielleicht ist auch Pauls Manuskript in einem der kniehoch aufgetürmten Papierstapel bereits vergessen, während Edith, aus eingefleischter Plantreue, mit der Veröffentlichung noch rechnet.

Statt hier weiter untätig zu warten, wird sie, beschließt Vera, im Chaos nebenan nach „Samok“ forschen, gleich der Mannschaft aus dem All, die Paul auf die Suche nach dem verschollenen Raumschiff geschickt hatte. Sie steht auf und geht zur Tür.

Die sich in diesem Augenblick öffnet. Georg Vollmar kommt herein, sagt: Behalten Sie doch bitte Platz, als sei sie zu seiner Begrüßung aufgestanden.

Es habe etwas länger gedauert, sagt er, wegen dem da. Und zieht aus einer blauen Plastiktüte einen dicken, von zwei Weckgummis zusammengehaltenen Stoß Blätter hervor.

Der Computerausdruck, erklärt er. Das Manuskript, es ist ja wirklich eines, also mit der Hand geschrieben, wir haben allerdings nur die Kopie, die der Bruder des Autors uns überlassen hat, eine abgedrehte Schrift, so ein Mittelding zwischen Latein und Sütterlin, schwer zu lesen, aber man fuchst sich ein, und in dem Schreibbüro, das für uns arbeitet, sitzt eine echte Handschriftenexpertin. Alles war fertig getippt, nur noch nicht gedruckt. Aber jetzt. Da ist es.

Mit einer Geste, als präsentiere er eine bibliophile Kostbarkeit, legt er den Packen auf dem Glastisch ab und setzt sich in den Korbstuhl Vera gegenüber.

Sie bemerkt, dass er sich umgezogen hat. Dunkelbraune Leinenhose, weißes Hemd. Nicht mehr unter dem Radfahrerhelm verborgen, kommt die Haarpracht zur Geltung, gewiss sein auffälligstes Merkmal, rötlich-blondes, sehr dichtes, leicht krauses Haar. Es umschließt das Gesicht wie ein Heiligenschein mit flimmerndem Rand. Vielleicht hat er sich vorhin noch die Haare gewaschen, jetzt fliegen sie bei jeder Bewegung. Die Hände auf dem Blätterstapel, sieht er Vera groß an: erwartungsvoll oder abschätzend, den Ausdruck kann sie nicht genau bestimmen, so wenig wie die Augenfarbe, eine Mischung aus Grün und Grau und Hellbraun. Erstaunlich dunkel die fast geraden Brauen, wie eine Barriere zwischen der hohen Stirn und der Unterpartie mit der kurzen Nase, dem knappen Mund, dem kindlich runden Kinn. Jünger, als er ist, wirkt Ediths Neffe, sechsenddreißig und noch immer solo! hatte Vera erfahren, wirkt ziemlich jung sogar mit dieser durchscheinend hellen Haut, die man schnell zum Rotwerden bringt, denkt sie. Und fragt sich, wie Georg sie selber wohl wahrnimmt, eine Person im Alter seiner Tante, recht gut erhalten für ihre Jahre, etwas streng um den Mund, die Augen jedoch freundlich, eine Frau, die auf ihr Äußeres achtet, weniger aus Eitelkeit als im Bestreben, sich vor abfälligen Blicken und Bemerkungen zu schützen,

sich zu wappnen mit Schlankheit, modisch korrekter Kleidung, sorgfältig geschnittenem Haar, seit sie es nicht mehr lang trägt, mit dem leichten Braunton der Haut, die erröten kann, ohne dass es weiter auffällt. Würde Georg einen Gedanken an die Wesensart seines Gegenüber verwenden, denkt Vera, erschiene sie ihm wohl als selbstsicher und in sich ruhend, es wäre ihr nur recht. Aber nichts davon vermag sie herauszulesen aus seinem groß auf sie gerichteten Blick.

- Also dann, sagt er und zieht die Weckgummis vom Papierstapel. Ich erzähle Ihnen mal, was mir am besten gefallen hat. Dieser Flug durch den Kosmos, gleich zu Beginn. Der Autor ist nicht gerade ein Raumfahrtexperte, das merkt man schnell, und auf Realismus kommt es ihm nicht an. Aber er nimmt einen mit auf die Reise, als würde man in seinem unmöglichen Raumschiff selbst durch das All segeln, vorbei an Raumqualen und Superclustern, entlang an Ammoniakmeeren und Wüsten aus Staub und Stein, im großen Sprung durch die alten kosmischen Kontinente, „alle ähnlich, ein gigantisches Gewirbel, unheimlich stumm in manischer Geschwindigkeit und blindlings immer auf demselben Fleck“, liest Georg vor. Er hält kurz inne, blättert und redet weiter: Protonenstürme pfeifen einem um die Ohren, Protuberanzen jagen, als wollten sie es verschlingen, eine Weile hinter dem Raumschiff her, das sich wie an himmlischen Tankstellen die nötige Schwerkraft am Rand eines großen Attraktors abzapft und im Schwerefeld eines weißen Zwerges mühelos den Kurs ändern kann. Alles zusammengesponnen und unhaltbar. Aber der Trick ist doch, dass dieses ganz und gar Fremde, „eine Natur aus Licht und Finsternis“, so heißt es, „immer am Ende, immer zu Anfang“, beim Lesen vorstellbar wird. Sogar das Unvorstellbare, den Wechsel aus dem Erscheinungsraum ins reine Dimensionssystem, in die absolute Zeit - diesen Raumsprung sozusagen kann man miterleben als ein unheimlich spürbares Ereignis. Hier. Hören Sie sich das an: „Plötzlich

war es brechend still. Es war so still, als habe alles, was wir uns denken können, den Rand der Leere berührt und stürze ab. Dann, als könnten wir aufmerken, ohne zu denken, dachten wir, tatsächlich ein Geräusch zu hören. Es war ein Schaben außerhalb, ein Schmirgeln, ein Knistern, ein trockenes Sprühen, ganz regelmäßig, und um uns spürten wir den Andrang einer ungeheuerlichen Kraft, sie kam in Wellen, nein, nicht wie das Meer, eher Pendelschläge, kurz, hart und pünktlich bis ins tiefste Blut. Uns schien, als spürten wir ein Fauchen und ein Sirren, haarscharf ein Sirren und ein Wirbeln, ein Wirbeln und ein Knallen, wir rollten enger aneinander, spürten noch unseren Atem, spürten noch ein hohles Knirschen wie aus der Brust gerissen und in uns sang es, als sei das ganze Gliedernetz aus fein gesponnenem Glas.“ Er blickt kurz hoch, bevor er mit angefeuchtetem Finger weiter blättert, auf der Suche nach der Passage, sagt er, in der sie ihrem Zielsystem schon ziemlich nahe sind, der Fixstern Sonne taucht auf mit seinen neun Planeten. Ja, da steht es. Auf Jupiter, einem Jungplaneten aus Wasserstoff und Helium, tobt seit dreihundert Jahren irdischer Zeitrechnung ein Wirbelsturm rotglühend auf der Stelle, ein riesiges Oval. Haben Sie das gewusst?

Vera schüttelt den Kopf. Gelesen hatte sie es sicher, aber nicht behalten. So wenig wie all die Zahlen, mit denen dann die Erde präsentiert wird, ein Planet vom Typ Z₃-Hi-B₁₂. Das hatte sie sich gemerkt, wie man sich etwas einprägt, auf dessen Erklärung man hofft. Paul war sie schuldig geblieben. So laute eben die Bezeichnung, sagte er. Für ihn war sie Material, Teil der mannigfaltigen Informationen, die er aus seinen Lektüren zusammentrug.

- Jede Menge Fakten eingearbeitet, ein umfangreiches Wissen. Ziemlich selten in einem Roman, wenn Sie mich fragen. Andererseits eine alte Methode: die eigenen Verhältnisse, Natur, Geschichte, Überlieferungen einem fremden Blick auszusetzen. Dem Blick dieser Außerirdischen, die

nichts von uns kennen, aber neugierig sind wie Kinder und ungemein redselig. Sie haben ja auf ihrer Reise auch sonst wenig zu tun, zumindest erfährt man kaum etwas davon, ausführlich nur, worüber sie debattieren. Erst hat mich das gestört, mir gefiel auch nicht, dass sie wie Würmer aussehen. Aber bald spielte das keine Rolle mehr. Ihre Körperlichkeit verflüchtigt sich sozusagen, man muss sie sich nicht vorstellen, wenn man sie reden hört, oder man kann sie nach eigenem Belieben ausstaten, fremd bleiben sie allemal. Mit Ausnahme von diesem Juarach, dem Erzähler, der in der Mannschaft der Schweiger ist und ausgesprochen menschliche Züge trägt. Vielleicht färbt sein Aufgabenbereich, Gutachten über Irdisches, auf ihn ab, vielleicht liegt es an der Liebesgeschichte, aus der er das Weite sucht. Er bleibt ein Außenseiter, ihn sieht man nicht als Wurm, auch wenn er noch so oft erwähnt, wie klein er ist.

Vera hört zu, fasziniert vom Gegensatz zwischen Rede und Bewegung. Während Georg spricht, in mäßigem Tempo, mitunter stockend, sind seine Finger flink beim Blättern, zieht er Seiten aus dem Stapel, den er in Portionen zerlegt, die er auf dem Tisch verteilt, dann wieder einsammelt und aufschichtet in unentwegter Geschäftigkeit, den Kopf umhüllt vom flimmernden Haarschopf. Auf das Treiben seiner Hände oder auf seinen Vortrag konzentriert, sieht er nicht zu Vera hinüber. Es wirkt, als spreche er zu sich selbst, denkt sie, aber es hört sich an, als rede er zu jemand, der das Manuskript nicht kennt.

- Für die anderen, sagt Georg, diese sieben also, die in ihrem Konferenzraum diskutieren, während Juarach stumm dabei sitzt, hat der Autor eine eigene Sprache geschaffen, mit uns bekannten Wörtern, von wenigen Ausnahmen abgesehen, und doch irgendwie fremd, eine Auswärtssprache gewissermaßen. Man muss sich einlesen, wie bei Winnesbergs Handschrift, dann aber, wenn man drin ist, macht es Spaß zu fol-

gen, sich zusammenzureimen oder zu erfinden, worum es geht, und man ist dauernd in Aktion, das eigene Verstehen zu entwickeln.

Nun doch ein kurzer, sich vergewissernder Blick zu Vera hinüber, sie soll jetzt wohl nicken. Dabei müsste sie erwidern, nein, ihr sei es ganz anders ergangen, diese Sprache habe sie geärgert, sie immer wieder aus dem Text geworfen, frustrierend war das, umso mehr erstaune sie, dass ein junger Leser derart mitgehe, vielleicht gerade so, wie Paul es sich gewünscht habe, er hätte seine helle Freude daran. Sie aber kann nur bezweifeln, dass andere, ja, dass überhaupt jemand anderes als Georg Vollmar den Roman auf die Weise zu lesen vermag, die er ihr soeben, durchaus verständlich, geschildert hat, denkt Vera. Und nickt. Und erinnert sich an einen der einst gängigen Sprüche aus ihrem Verlag: Lektoren sind wir, doch die Geheimnisse des Lesens durchschauen wir nicht.

- Sehen Sie, sagt Georg, zufrieden mit Veras Nicken. Das gelingt nicht jedem. Der Bruder des Autors, ein gestandener Fachmann, Sie kennen ihn ja, konnte mit dem Manuskript wenig anfangen, es hat ihn irritiert - eine Liebesgeschichte, die viel zu kurz kommt, ansonsten, für seine Begriffe, Astronautenlatein. Er war mindestens so überrascht wie erfreut, dass ich mich gleich für die Sache erwärmt habe. Und dabei geblieben bin. Aber was ich Sie fragen wollte, es kommen einem, selbst bei einem Text wie diesem, schon mal Fragen zur Person des Autors, zum biographischen Bezug, und sei es nur aus alter Gewohnheit, also, ich habe mich gefragt, wann Paul Winnesberg aus dem Berufsleben ausgeschieden ist, bei welchem Stand der Technik, meine ich. Mitte der Achtziger?

Oder früher, könnte man vermuten, in seinem Raumschiff lässt er häufig einen Faxblock schnattern, ein Geräusch, wie er es aus dem Büro seiner Redaktion in Erinnerung haben mochte, denkt Vera. Einen Computer hat er nie benutzt, die Bildschirme seiner Mannschaft werden von einer nebulösen Zentrale aus bedient, die so selbstverständlich scheint,

dass er über sie kein Wort verliert. Mobiltelefone hat er verachtet, deutlich zu merken, wenn er einem irdischen Wesen, einem Killer vom Balkan ausgerechnet, außer der Rolex ums Handgelenk, „eine Händi“ in die Hemdtasche steckt. Und nicht nur, weil er irdische Gepflogenheiten üben möchte, schreibt sein Juarach an einem Stehpult mit Kugelschreiber auf Papier.

- Fast zehn Jahre später, sagt sie. Zu Hause benutzte er, wenn ein Brief geschrieben werden musste, die alte elektrische Schreibmaschine, sonst immer nur die Hand. Technische Neuerungen interessierten ihn, er fand sie reizvoll als Spielmaterial, desto freier verwendbar, je weniger genau er sie kennen oder begreifen musste, am liebsten erfand er sie, für sich vorstellbar, um.

- Genau. Doch es kommen auch Erfindungen frei nach der Natur vor: In der Tiefe des Raumschiffs ein immer frischer Garten, über dem Sterne funkeln, Mond und Sonne scheinen, beide einzeln, doppelt oder mehrfach, und Wasser rinnt, Tau tropft, Wind weht, es vertrocknet nichts und nichts verfault in diesem grünen Paradies.

Vera hat die Passage nicht vergessen, eine Beschreibung über mehrere Seiten hin, Moosbänkchen gibt es da und Blätterkissen, auch herzrote Preiselbeeren, Wuschelzweige und nadelbreite Rinnsale voll von heiterem Wasser. Eine zärtlich geschilderte Idylle, fast schon zu lieblich und zu mild, faustdick aufgetragenes Gegenbild zum spröden Vorgarten in der Karolinenstraße.

- Unwillkürlich fragt man sich, sagt Georg, ob Paul Winnesberg einen Garten hatte.

- Bearbeitet, ja, aber er gehörte ihm nicht und war keineswegs ein Paradies, eher ein Stein des Anstoßes.

- Und Briefmarken? War er ein Sammler?

- Wie schon der Vater, der Großvater. Seine Nachmittagsbeschäftigung bei schlechtem Wetter oder in der kalten Jahreszeit. Dann hat er Marken abgewischt, getrocknet, sortiert, seine Alben geordnet, Kataloge durchgesehen, hat mit der Sammlergemeinde korrespondiert, aus der mehr Leute verschwanden als neue hinzu kamen. Hingebungsvoll betrieb er dieses aussterbende Hobby. Aber wie kommen Sie darauf? Was hat das mit „Samok“ zu tun?

- Adolfine, sagt Georg, Patientin in einem Irrenhaus auf Malta. Sie hält sich für die Rückseite der Hitlerbriefmarke im zweiten Weltkrieg. Warten Sie - er blättert, zieht ein paar Seiten aus dem Stapel, den er gerade neu aufgeschichtet hat, überfliegt sie -, hier steht es: „Jeder hat im Deutschen Reich an mir geleckert und mich aufgeklebt. Feldpostbriefe liefen portofrei.“ Dann folgt in allen Einzelheiten eine fachmännische Beschreibung der Gummierung, des Papiers, der Farben, der Zähnung und so weiter. „Postfrisch oder nachgummiert, auch mit Sammlerfalz: sauber abgezähnt bin ich gegenwärtig eine Kostbarkeit.“ Diese Adolfine präsentiert sich wie für Philatelisten. Dabei spricht sie zu ihrer Ärztin, während einer Gruppenstunde, an der eine bunt gemischte Klientel teilnimmt, darunter natürlich „Hergod“, aber auch ein übergewichtiger Kanzler, eine ehemalige Terroristin, ein idealer Konsument, sie alle beäugt von Jora. Das ist, erklärt Georg, die eine Hälfte des Doppelhirns oder Führungsduos der Mannschaft, deren Mitglieder sich der Reihe nach in menschliche Wirtskörper einnisten, Jora eben in die Irrenärztin Kling, und irdisches Treiben aus verschiedenen Jahrhunderten beobachten, immer auf der Suche nach einer Spur ihres verschollenen Raumschiffes.

Mit wachsendem Vergnügen und Eifer erzählt Georg, was in Pauls Roman geschieht, er gibt Episoden wieder, an die Vera sich so nicht erinnert, einiges kommt ihr neu vor. Vielleicht hat er, denkt sie, seine

ursprüngliche Idee ausgebaut und nicht mehr nur das Finden des fehlenden Schlusses, sondern hier und da schon eine Erweiterung der Geschichte im Sinn. Vielleicht gehört er zu den verliebten Lesern, die ausschmücken, wenn sie nacherzählen. Wie „Samok“ ihn derart zu begeistern vermag, bleibt ihr ein Rätsel, dieser sperrige Text mit seiner angestrengten Verweigerung von Zugang und Nähe, die Georg Vollmar nichts anzuhaben scheint. Er redet, er fabuliert, hin und wieder im Ton eines Märchenerzählers, und kann seine Hände nicht still halten, die ständig über Papier gleiten, ausgreifende Hände, jetzt bis an die Tischränder unterwegs.

Vera zieht den Umschlag fort, den sie an ihrem Platz abgelegt hatte, und sagt, entschlossen, die Rede vom Text wieder auf den Autor zu lenken:

- Diese Briefmarke, Adolfine, ist schon recht aufschlussreich. In der Schilderung eines mittelalterlichen Klostergartens rings um ein verliebtes Nonnenpaar jäh unterbrochen, hebt Georg den Blick, verdutzt,

- Wieso aufschlussreich? Wofür denn?

- Für das Klebrige, die Haftstärke der Prägung. Ihre Zählebigkeit noch im flachen Kleinformat. Oder anders: für eine Generation, die von ihrem Führer nicht loskommt. Das Bild hing in der Schule, im Jugendlager, sicher im Rathaus, vielleicht auch auf der Post, war die Jahre der Kindheit hindurch allgegenwärtig, hing im Arbeitszimmer des Vaters. Dort hat Paul es im Mai fünfundvierzig abgehängt und im Garten vergraben. Es beerdigt. Nicht verbrannt oder sonst wie vernichtet. Vermutlich hoffte er damals noch auf die Wiederkehr, die Auferstehung. Die er nach und nach im Lauf der Berichte und Enthüllungen dann erlebt hat mit ungläubigem Entsetzen, tief gekränkt, voller Scham. Die Verführung hat er seinem Führer nicht verziehen, denke ich, und doch den

Eltern ihre Gefolgschaft nicht vorgehalten, sie nicht zur Rede gestellt, nicht mit ihnen abgerechnet wie dann wir Jüngeren, sagt Vera.

- Er hat die Eltern halt verstanden, weil sie denselben Schwachsinn geglaubt und mitgemacht hatten wie er.

- Fünfzehn Jahre später geboren, sagt Vera, und es funktionierte schon nicht mehr. Das Mitgehen, das Vorstellungsvermögen. Versperrt. Verhindert durch Wissen.

Selbst wenn Paul seinen ersten Tagebüchern mehr anvertraut hätte als Stichpunkte einer Chronik, denkt Vera, wenn sie ihr das Kind näher gebracht hätten, nach dem sie dort suchte, wäre für sie sein Bild doch geprägt geblieben vom Hitlerjungen, gleich anderen Lebensläufen aus jenen Jahren, einander angeglichen durch Adolf Hitler. Auf allen die gleiche Marke, sozusagen. Dieser Gedanke könnte Paul gekommen sein, als er wieder mal seine Alben durchsah. Er erfand Adolfine, eine Art, nach allem und allen doch noch über Hitler zu schreiben...

- Die alten Geschichten, sagt Georg. Aufschlussreich, mag sein. Aber nicht so amüsant zu lesen. Attraktiver als diese Briefmarke sind allemal die beiden gelehrten Nonnen bei ihrem Liebesspiel im Klostergarten.

Er zieht, diesmal beidhändig, aus zwei benachbarten Stapeln Blätter hervor, sieht von einem zum anderen und verfällt, anstatt wie bisher vorzutragen oder nachzuerzählen, mit heiterer Miene, von Zeit zu Zeit kopfschüttelnd in stilles Lesen.

An ihr, denkt Vera, hätte man derlei Reaktionen nicht beobachten können, als sie damals in der Nacht, um endlich zur Ruhe zu kommen, im Bett das dicke Manuskript überflog, sich stellenweise festgelesen hatte, nichts zum Lachen fand, aber an Erheiterung sich erinnerte, die Pauls Lesungen, seine Kommentare bei ihr oder Bettina ausgelöst hatten, wenn sie in seinem Wohnzimmer saßen und, selten genug kam es dazu, etwas aus „Samok“ zu hören kriegten. Eines Tages auch die Szene

im Klostergarten. Aber nach der gab es Streit. Paul hoffte, sie mit seiner Schilderung lesbischer Liebe zu beeindrucken, besser noch zu provozieren. Von Bettina kam die vertraute Bewegung: Unterarme hoch, die Handflächen nach oben mit kleinem, von der Zigarettenhand nur angedeuteten Schwung, damit über die Schultern wegflog, was einen nicht weiter zu beschäftigen brauchte, irgendwie zur Spreu des Lebens zählte. Das Gefummel auf der Bank und Pauls voyeuristische Reportage fand sie läppisch. Zum Glück gebe es im Roman stärkere Kapitel als dieses, an dem der Schluss das schönste sei, als Lora ihren Wirtsleib wieder verlässt, zum Kirchturm hinaufschwirrt und in der stillen Glocke einschläft. Lies das doch noch mal, bat sie. Paul tat es nicht. Vera ereiferte sich über Pauls Erzählton, seine verbissene Bissigkeit, sagte sie. So habe er früher doch nicht geschrieben, boshaft, ja, aber da sei es aus vollem Herzen gekommen, funkelnd und nicht in dieser angestregten Kunstsprache, die um alles in der Welt besonders und abweichend sein wolle. Paul empfahl ihr, bei der biedereren Erbauungsliteratur aus ihrem verschwundenen Verlag zu bleiben. Die Lesung fand ein rasches Ende.

- Und die Sprache, sagt Vera zum gesenkten, in Lektüre versunkenen Kopf. Was halten Sie von der Sprache des Romans?

Aus der Ferne zurückgekehrt, sieht Georg sie an, überlegt eine Weile.

- Wenn man bedenkt, dass Winnesberg für seine Außerirdischen ein Fremddeutsch erfunden hat, mit den uns vertrauten Wörtern und Satzformen und doch eben anders, dass er die Mannschaft über allgemein bekannte Dinge reden lässt und man horcht auf, als seien sie neu oder fremd... das ist schon beachtlich. Eine Rarität in der gegenwärtigen Literatur, wenn Sie mich fragen. Mag sein, dass nur wenige darauf ansprechen, dass die meisten diese Sprache künstlich finden, sie nicht mögen, sie nicht lesen können. Auch dem Bruder des Autors ging es so. Er hat, so Leid es ihm tat, die Lektoren verstanden, die ihm das Manuskript mit

freundlichen Grüßen zurückschickten. Früher, sagte er, habe sein Bruder anders geschrieben, insgesamt allerdings nur wenig und nur Erzählungen. Er hat mir drei, vier Bändchen genannt. Ich treibe sie auf. Vielleicht werde ich ein richtiger Paul-Winnesberg-Fan. Überhaupt sind mir die Außenseiter und Randfiguren des Literaturbetriebs ...

- Zu denen gehörte er nicht immer. Aber nach dem verheißungsvollen Anfang, einem beachtlichen Erzählungsband, ging es nicht recht weiter. Wollen Sie hören? Vera zieht ihr Manuskript aus dem Umschlag, setzt die Lesebrille auf, sucht die Stelle. Ja, hier, sagt sie: „Der erwartete Roman kam nicht zustande. Mit einer Fassung, die immerhin so weit gediehen war, dass er vor seiner illustren Kollegengruppe daraus vorlas, fiel er bei den gestrengen Richtern durch. Das Urteil hat er anerkannt und selbst vollstreckt, sein Manuskript in die Mülltonne geworfen. So blieb es rettbar, war aber doch verloren. Nach ein paar weiteren Anläufen gab er das Romanschreiben auf. Er hielt sich für gescheitert, er schrieb nur noch selten, am Rand seiner Berufsarbeit als Redakteur, die ihm Einkommen und Anerkennung brachte. Als streitbarer Geist, hervorragender Stilist, als sorgfältiger und unbestechlich kritischer Leser von Feature-, Hörspiel- und anderen Manuskripten genoss er hohes Ansehen.“ Und erwarb sich, fügt Vera hinzu, als verbaler Randalierer, der nachts in Volltrunkenheit aggressive und beleidigende Anrufe losließ, in der Kulturszene einen üblen Ruf.

- Davon habe ich gehört, sagt Georg. Eine Art Rache für die eigene Kränkung, die abgebrochene Schriftstellerkarriere?

- Ich weiß es nicht.

Oft und oft hatte sie, während sie schrieb, Paul herbeigewünscht, den lebendigen Paul, der ihr Auskunft geben sollte über Beweggründe, Gefühle, die nachträgliche Sicht auf bestimmte Erlebnisse, auf Verluste, auf die Bilanz, die er Ende der sechziger Jahre in einem dünnen schwar-

zen Heft gezogen hatte: gescheitert am Schreibtisch, gescheitert in der Ehe, gescheitert beim Versuch, seinen Sohn zu erziehen. Paul herbeigewünscht hatte sie und zugleich abgewinkt. Auf ihre Fragen, auf Vermutungen wie eben die von Georg wäre er nicht eingegangen, es sei denn mit einer Geschichte, wenn ihm eine dazu einfiel, und hätte sich an der Ausdeutung nicht beteiligt.

- Ich glaube aber, sagt sie, dass er den Abbruch verschmerzt hat. Er hielt sich an das Selbstbild der frühen Vollendung. Der liebste unter seinen Schriftstellerfreunden hatte ihn darin bestärkt. Wer wie Paul schon in den ersten Texten, leichthin, ein Können zeigte, um das andere ein Leben lang rangen, würde es schwer haben, Wiederholung und Abstieg lägen näher als Weiterentwicklung.

- Eine bequeme Ansicht ...

- Darum aber nicht falsch. Wenn Paul mitunter von einem Autor sagte, er habe sich nun wirklich ausgeschrieben, ausgebrannt sei er, konnte man Erleichterung vernehmen, weil ihm solcher Verschleiß unter ständigem Produktionsdruck erspart geblieben war. Außerdem, dies die Kehrseite seiner Trunksucht, bewahrte ihn eine immense Nüchternheit vor Selbstmitleid und Hadern mit sich oder dem Leben. Er konnte sagen: Ich gebe zu, ich bin gescheitert, und es klang wie ein Protokollsatz, frei von Untertönen. Ebenso sagte er: Ich gebe zu, ich schreibe ziemlich gut.

- Meinen Sie, er war so ein milder Typ, der über den Dingen stand oder ganz gelassen neben sich?

- Manchmal tat er es, aber der Typ war er gewiss nicht. Keine Nachricht mit sich selbst und keine mit der Welt. Die er scharf wahrnahm, oft verzweifelt, wütend. Eher betrank er sich, als dass er sich auf eine hinnehmende, eine distanzierte oder ironische Sicht herabdämpfen ließ. So wirkte er jünger als seine Umgebung, in der niemand sein Alter hatte. Mit der Zeit ließ er nach, nicht resigniert, aber er wurde schwächer. Er

beschäftigte sich mehr und mehr mit sich selbst, seinem Tagesablauf, seinem Körper, seinen eingebildeten und wirklichen Krankheiten und ließ nach auch im Ankämpfen gegen diese Verengung, die Verblödung im Kopf, sagte er.

- Und ich habe ihn für einen abgeklärten Geist gehalten. So, wie er seine Außerirdischen über uns Hominiden reden lässt.

- Beim Schreiben...

- kann man sich verwandeln, die unterschiedlichsten Rollen und Standpunkte annehmen, ich weiß. Und doch kommen mitunter Sätze vor, bei denen man als Leser das deutliche Gefühl hat, das ist O-Ton, jetzt spricht der Autor aus eigener Erfahrung, von sich und seinen Ansichten. Einen Augenblick mal ...- Georg zieht einen kleinen Stapel heran und blättert in Windeseile -, ja, hier zum Beispiel, ein Ausspruch von Jora und Lora: "Wir finden immer einen Weg, die Welt so zu erklären, wie sie sein könnte und erträglich wäre."

- Ja, das hat er gesagt.

Vera setzt die Brille wieder auf. Sie überfliegt ihr Vorwort auf den letzten beiden Seiten. Sie habe, erklärt sie, in das Porträt des Autors auch einige seiner Aussprüche eingearbeitet, wie sie ihr in Erinnerung geblieben seien, der eben zitierte gehöre dazu, auch eine von ihm des öfteren, manchmal seufzend aufgerufene Regel menschlicher Nährungsversuche: das Prinzip Unerreichbarkeit. Erwähnt habe sie diese Äußerungen, weil sie ihr charakteristisch erschienen für die illusionslose, gleichwohl gelassene und lebensfreundliche Einstellung, die Paul Winnesberg in ruhigen Phasen hegte, wenn, so habe sie es beschrieben, „seine Verletzlichkeit und Lust am Verletzen, seine Empörung und Aggressivität, die Leidenschaftlichkeit in ihm einer Umsicht Raum ließen, die von Vernunft und Gerechtigkeitsinn geprägt war.“ Vielleicht deshalb, sagt Vera, hat er immer wieder junge Leute angezogen, die eben spürten,

- dass er echt Haltung hatte, Format. So in etwa?

- Etwa so.

Vera lehnt sich zurück. Sie nickt und lächelt. Es freut sie, wie Georg ihre Worte aufnimmt, es freut sie sehr. Ihr war am Ende der Schreibmühen das Gefühl der Sinnlosigkeit, von dem sie vorhin zu Edith gesprochen hatte, bei aller Deutlichkeit auch banal erschienen, banal und irreführend. Natürlich wurde Paul durch ihr Porträt nicht wieder zum Leben erweckt, aber vielleicht konnte es zeigen, wer in dieser Welt fehlte, seit Paul gestorben war.

Den Umschlag mit ihren sechs Seiten schiebt Vera über den Tisch, auf einen freien Fleck zwischen den Stapeln.

- Sie werden sich das Ganze ja nachher in Ruhe durchlesen, sagt sie. Für mich war die Arbeit wichtig. Sie hat mir gewissermaßen den Kopf gedreht. Die Blickrichtung verändert, meine ich.

- Wie das?

- Ich hatte mir angewöhnt, das ist wohl das gewöhnliche Verhalten von Hinterbliebenen, in den verschiedensten Situationen mir vorzustellen, wenn Paul Winnesberg jetzt dabei wäre, wie hätte er das erlebt, wie reagiert, was gesagt? Ich habe Ereignisse aufgeteilt: ein Glück, dass ihm dies erspart geblieben, oder, die Gruppe war doch die größere, wie schade, dass er jenes nicht mehr mitbekommen hat. Sie kennen das vielleicht...

- Nicht wirklich...

- Und habe eine private Zeitrechnung begonnen: das dritte Frühjahr, die zweite Erdbeersaison, der erste Strandspaziergang ... ohne Paul.

- Er fehlt Ihnen?

Sie könnte jetzt wie Georg antworten: Nicht wirklich. In ihrem Alltag vermisste sie ihn selten. Und in ihren Vorstellungen, ihren Erinnerungen existierte er ja, sei er manchmal, bis vor kurzem noch, in bestimmten Augenblicken so gegenwärtig gewesen, als lebe er. Inzwischen habe sich,

gerade durch die Arbeit an diesem Porträt, das sie aus eigenem Antrieb nicht geschrieben hätte, ihr Gefühl für den Verlust entwickelt, ein Bild des Abwesenden sei entstanden, gewissermaßen ein Negativ von Paul Winnesberg, die Gestalt dessen, der nicht mehr da ist, Paul ohne Paul. Der Einfachheit halber sagt sie:

- Natürlich. Und weil wir beim Fehlen sind, würde ich gern wissen, ob Ihnen schon eine Idee für das fehlende Ende von „Samok“ gekommen ist? Sie hatten sogar, wenn ich mich recht erinnere, eine Art Wettbewerb unter Ihren Lesern geplant, mit Prämierung des besten Schlusses?

- Habe ich das gesagt, damals am Telefon? Klingt irgendwie zeitgemäß. An allen Ecken und Enden kann man was gewinnen.

- Und ist gar nicht so abwegig, wenn man, wie Sie, eine Reihe unvollendeter Texte herausbringen will.

- Na ja, ein Projekt unter anderen. Ob etwas daraus wird, steht in den Sternen. Erst einmal erscheint „Samok“. Wie ich den Roman enden lassen würde?

- Ja, sagt Vera, er bricht doch ab.

Sie denkt an einen Satz aus Pauls Klage tagebuch, Wort für Wort hat sie ihn behalten: Entsetzlich wäre, wenn mit der Leibeslust Samok auf Seite 417 verendet wäre. Das hatte er, wieder einmal mit Selbstbeobachtungen, mit Schwäche und Druck im Kopf, mit dem Schwinden der Lust beschäftigt, anderthalb Jahre vor der Krebsdiagnose geschrieben. Und dann weiter am Roman gearbeitet, mehr als fünfzig Seiten noch, bevor die Krankheit alles ausblendete, einen Schlussstrich zog. Am Ende kein Wort mehr über Samok.

- Da muss ich überlegen, ein Einfall war mir beim Lesen doch gekommen... Ja, logisch! Ich würde diesen Juarach, der noch nicht wie seine Gefährten auf der Erde, in einem menschlichen Wirtskörper gewesen ist, seine Wahl treffen lassen. Die liegt nah, vielleicht allzu nah. Aber

man kann das anders inszenieren als durch simple Wiedervereinigung der Romanfigur mit ihrem Autor. Man kann zum Beispiel, ich denke, das würde Ihnen gefallen, Paul Winnesberg alt werden lassen, richtig alt bei guter Gesundheit, und ihn hier in der Gegend ansiedeln, warum nicht in Königsee, wo der Bruder, der ebenfalls von Krankheit und frühzeitigem Tod verschont bleibt, den Familienbetrieb weiterführt, Spielzeugservice aus Porzellan herstellt und damit Kohle macht, nicht zu knapp. Von der bekommt unser Paul einen Batzen, damit er sich am Ort ein Haus kauft, sagen wir ...

- die ehemalige Schule oder die Post, schlägt Vera vor.

- Ein Backsteinhaus mit hohen Fenstern und einem Turmzimmer, geräumig genug für ein Fernrohr und ein paar Personen, denn Besucher, vor allem Kinder, stelle ich mir vor, würde er hinaufführen zur Betrachtung des Himmels. An dem von Zeit zu Zeit ein unbekanntes Flugobjekt auftaucht, sehr hell, sehr schnell, vorbei, bevor man es identifizieren kann. Also suchen sie immer noch. Juarach im Kopf von Paul Winnesberg schickt der Mannschaft einen Gruß, der mal erwidert wird, mal nicht. Die Unregelmäßigkeit bringt ihn auf den Gedanken, dass es zwei Raumschiffe sind, das seiner Gefährten und der verschollene Samok, die da oben herumjagen, als wüssten sie nichts voneinander. Die Kinder erzählen zu Hause von Ufos. Winnesberg muss den Zutritt zu seinem Turm sperren, der Andrang der Schaulustigen nahm überhand. Es ereignet sich ja sonst nicht viel in seiner kleinen Stadt.

Die ihn wieder aufnimmt, denkt Vera, ihm nicht mehr gleichgültig, enttäuschend fremd, als Ruinengelände an einem Kloakenflüsschen gegenüber steht, sich vielmehr in frischen Farben dem Ort seiner Kindheit angenähert hat. Bald ist er eine stadtbekannte Erscheinung. Auf seinen Mittagsspaziergängen grüßt man ihn, hin und wieder begegnet ihm jemand aus der Schulzeit, mitunter ein Kind, das der einen oder anderen

Erinnerungsgestalt ähnlicher sieht als die alten Leute, die mit ihm Kindheitserinnerungen austauschen. Wenn er am Kino neben dem Rathaus vorbeikommt, sieht er nach, ob ein Film gespielt wird, an dem Robert mitgewirkt hat. Seinen Tagesablauf hat er nicht verändert. Vormittags schreibt er, nachmittags liest er und beschäftigt sich mit seinen Briefmarken, nur noch selten geht er abends aus. Seine Darmstädter Kneipen vermisst er ein wenig, vermisst auch Bettina und Anton, Angelo Losa, Susanne und ihre Kinder, in der schönen Jahreszeit den Garten. Und versäumt es nie, wenn Vera an seinem Geburtstag zu Besuch kommt, sie am Familienhaus vorbeizuführen, das sie im Mai 1945 verlassen mussten. Damals wussten wir plötzlich nicht ein noch aus, sagt er dann, und fürchteten uns seitdem, dass etwas nicht so bleibt, wie es ist. Das ist nun vorbei.

- Ein guter Schluss, sagt Vera.

- Es geht noch weiter, entgegnet Georg, denn Winnesberg könnte mit Juarach eines Tages ...

Nebenan läutet das Telefon. Georg murmelt eine Entschuldigung und verschwindet. Gleich darauf ist er zurück.

- Anruf von Edith, erklärt er. Sie lädt uns ein zum Tee. Soviel Zeit sei noch, meint sie, bevor Sie zur Bahn müssen. Gehen wir? Sie mag nicht, wenn man sie warten lässt.

Brigitte Burmeister Ohne Paul

Danksagung

Für Anregungen, Zuspruch, kritisches Lesen und Textkorrekturen danke ich meinen Freundinnen Tommy Böll, Eva Kaufmann, Barbara Kuschnerreit, Caroline Langer, Maria Kublitz-Kramer, Brigitta Lindemann, Frauke Meyer-Gosau, Ursula Renner-Henke, Asta Scheib, Gerti Tetzner und für die Findung des Buchtitels Dagmar Leupold.

Ich danke dem Künstlerinnenhof *DIE HÖGE* für Monate entspannten Arbeitens und dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach für die Einsicht in den Nachlass von Klaus Roehler.

Brigitte Burmeister
Berlin 2008